Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

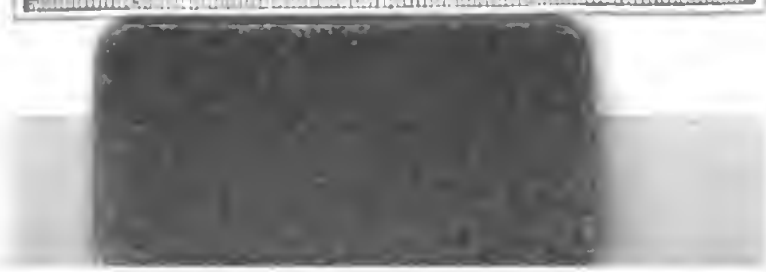
Digitized by Google

3 9015 01907 9543

Filmed by Preservation 1992

THE GIFT OF

Dr. H. L. Obitz.



Digitized by Google

830,6
B5-8

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Zwölfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

	Seite
Der Teufelsmedikus. Hiſtoriſcher Roman von L. Haidheim (Fortſetzung)	5
Das Herzblättchen. Novelle von G. Höcker	135
Meiſter Hans. Ein Lebensbild aus der Kunſtgeſchichte. Von Haſſo Harden	186
Jung und Alt. Ein Streifzug in das Gebiet der Statiſtik. Von B. v. Wolfshofer	198
Unter hohen Breiten. Bilder aus Island und Grönland. Von H. Berka	209
Allerlei Intereſſantes aus deutſchen Archiven. Skizze von Dr. Weiß	223
Aus dem „Kampf um's Daſein" in der Natur. Ein Bild aus dem Pflanzenleben. Von H. Riff	239
Mannigfaltiges:	
Der beſtrafte Trompeter	248
Ein fürſtlicher Kunſtkenner	249
Die Cocada	250
Ein originelles Auskunftsmittel	252
Ein perſiſcher Talisman	253
Auch ein adeliges Vorrecht	253
Der Sarg des heiligen Liborius	254
Strenger Unterricht	254
Ein merkwürdiger Menſch	255
Ein Königswort	255
Verfügungen über die Länge der Predigten	256
Ein entſetzliches Wort	256
Unfehlbares Mittel gegen die Gicht	256

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Teufelsmedikus.

Historischer Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Isa, Ihr seid ein Närrlein, darauf könnt Ihr dreist schwören!“ beruhigte der Junker das junge Mädchen über Ursula's vermeintliche Zauberkünste, und dann lachten sie Beide wieder, plauderten von anderen Dingen und trennten sich nicht, ohne daß Isa sich von ihm das Versprechen, sie in Kuppenheim zu besuchen, noch einmal hätte geben lassen.

Burkard Keller hatte Abends mit der Markgräfin allerlei Aenderungen in des Markgrafen Verpflegung besprochen, denn er wollte seinen Patienten mit Allem, was den Augen wohlthun konnte, umgeben wissen, und wollte ihm durch Musik und andere freundliche Einwirkung auf die kranke Phantasie Ablenkung von seinen trüben Gedanken verschaffen.

Als er dann mit Ursula bei seinem Herrn saß und dieser wieder einmal ganz in Sinnen und Grübeln sich verlor, sagte Burkard: „Ich werde um die Isa v. Tietenau

Digitized by Google

bei ihrem Vater werben, Urſula! Mich dünkt, ſie iſt die rechte Frau für mich und die Yburg!“

Urſula Weudlerin ſah erſchrocken auf.

„Ihr wollt uns verlaſſen, Junker? Was denkt Ihr denn? Was ſollten wir anfangen mit dem Herrn ohne Euch?“

„Ihr habt Euch ohne mich beholfen, Urſula, ehe ich hier war! Die Yburg braucht eine Herrin, und es iſt ja nicht allzu große Eile mit der Hochzeit! Bis dahin findet ſich wohl Rath,“ ſagte er, dem jetzt erſt einfiel, daß in der That ſein Amt bei dem kranken Herrn nicht leicht aufzugeben ſein werde.

„Rath und Hilfe, wie Ihr ſie ſo erfindungsreich gebt, wird ſich nicht finden, Herr! Ihr ſeid dem Kranken werth, wie kein Menſch ſonſt, Ihr allein vermögt ihn in Güte und Liebe zu lenken; ich ſehe nicht ein, wie Ihr es über Euer Herz bringen wollt, uns zu verlaſſen?“

Burkard Keller ſchwieg nachdenklich.

Der Gedanke, mit einer munteren jungen Frau auf der väterlichen Burg zu hauſen, war aber jedenfalls weit lockender, als die Ausſicht auf das Amt eines Krankenpflegers in Hohenbaden, und wie willig er das immerhin nicht leichte Opfer der perſönlichen Freiheit bis jetzt gebracht hatte, es ſchien ihm doch eine allzu große Zumuthung, ſein junges Leben in dieſem traurigen Dienſt zu verdüſtern.

„Ich bin gekommen, des durchlauchtigen Herrn Arzt zu ſein, nicht ſein Wärter! Auch wenn ich auf der Yburg hauſe, kann ich allwöchentlich herüber reiten, falls man

meiner bedarf. Wenn der Herr mich für ſeinen alten Freund hält und mich liebt, mir folgt und ſich durch ein Wort von mir beruhigen läßt, wo Ihr Anderen nichts vermögt, ſo iſt das keine Urſache, mich ſelbſtſüchtig zu nennen, wenn ich an mich ſelber auch einmal denken und mir eine liebe Hausfrau gewinnen will. Ich bin in dem rechten Alter dazu, und der Vater hätte keine größere Freude!“ ſagte er abwehrend.

„Gewiß, gewiß, Junker Burkard, Ihr habt in Allem Recht, nur nicht in dem Einen, daß Ihr fort wollt! Liebt Ihr die Iſa denn ſo ſehr? Ich hab' ein ſcharfes Auge auf Euch gehabt, aber ich hält' es nimmer geglaubt, daß ſie Euch mehr werth ſei, als jedes der anderen Fräulein, oder gar als das eigene Leben! Ich hab' vielmehr gedacht, Junker, Euer Herz ſei noch wie eines Kindes Herz, ruhig und unbewegt, Ihr wüßtet noch gar nicht, was wahre Liebe ſei.“

Es lag ein ſo eigener Ausdruck in den Augen und Mienen der Urſula, daß der junge Mann ſie faſt neugierig anſah und im Stillen dachte: „Iſa hat Recht, die Urſula iſt noch gar hübſch für ihre Jahre, ſie muß einſt ſchöner geweſen ſein, als ich jemals eine Frau ſah.“ Und unter dem tiefen Ernſt ihrer fragenden Augen antwortete er betroffen: „Wahre Liebe? Ja, was wollt Ihr denn, Urſula? Die Iſa iſt ein feines Mädchen, immer vergnügt, auch gut und wirthſchaftlich auferzogen, und wiewohl ich nicht auf Geld zu ſehen brauche, ſo iſt es doch auch nicht zu verachten, daß der Vogt, ihr Vater, ein vermöglicher Mann iſt.“

Digitized by Google

„Das Alles ist wahr, Herr, doch —!“ Sie schwieg, sah ihn wiederum forschend an und wandte sich dann der Spitzenstickerei zu, welche sie ebenso kunstvoll zu machen verstand, als jene mit bunten Seidenfäden.

„Es wäre mir lieb, Ihr sagtet es ehrlich, wenn Ihr gegen die Isa etwas vorzubringen habt!“ rief er gereizt.

„Nichts, nicht ein Wort kann ich gegen das Fräulein sagen, es ist ein ehrbares, feines Kind, und wenn Ihr sie so recht lieb hättet, so mit ganzer Seele, Junker, dann wär' ja auch Alles gut!“

„Nun, ich sollte denken, wenn ich sie zu meinem Weibe machen will, wäre es des Beweises genug, daß sie mir auch lieb ist!“ rief er.

„Lieber Junker, verargt es mir nicht, ich bin nur eine niedrig geborene Dienerin, aber — Gott weiß, ich thäte, was Ihr wollt für Euer Glück, und meine, so recht von ganzem Herzen glücklich könntet Ihr nur werden durch eine Liebe, die Euch ganz und gar erfüllte!“

Sie hatte so warm und erregt gesprochen, daß es Burkard Keller zu Gemüthe ging. Da aber fiel ihm plötzlich ein, was Isa von der Ursula gesagt, daß sie ihn an sich ziehen wolle, und ein ärgerlicher, höhnischer Trotz regte sich in ihm. Sollte sie wirklich eine solche Närrin sein, die alte Jungfer Ursula?

„Was wißt Ihr denn so Schönes von der wahren Liebe, Jungfer Ursula? Da Ihr jung waret, müßt Ihr wohl Absonderliches von ihrem Glück erfahren haben?“ sagte er spöttischen Tones.

Sie sah ihn erschrocken an. Fühlte sie, was in ihm

gegen ſie vorging? Dann ſagte ſie leiſe und traurig: „Es iſt lange her, ſehr lange, Junker, da ich jung war und von Herzen liebte. Seitdem ſind viele Tage gekommen, die mir ohne Sonne und Wärme ſchienen, und in all' den Jahren her hat ſich mein Herz gelabt an dem kurzen, ſeligen Glück, welches ich in meiner Jugendzeit mein nannte, und ich habe nicht ungeduldig mehr verlangt, denn ich habe großes Glück genoſſen. War es auch nur für kurze Zeit, ſo hat es doch mein ganzes Leben gedauert in der Erinnerung."

Die tiefe Empfindung, die aus jedem Worte ſprach, die Beſcheidenheit ihres Tones, und die Demuth, die in ihrem Weſen lag, das Alles verfehlte ſeinen Eindruck nicht auf Burkard Keller, aber er wollte ſich nicht beherrſchen laſſen, ſie ſollte ihm nicht d'rein reden. Feſt entſchloſſen, um Iſa zu werben, ging er an dieſem Abend auf ſein Zimmer und dort ungeduldig auf und ab. Der geringe Widerſtand reizte ihn ſchon und ließ ihn um ſo feſter beharren.

Und wie er in allen Dingen raſch von Entſchluß und raſch in der Ausführung war, getrieben auch von der geheimen Angſt, daß man ihm, je länger er auf unbeſtimmte Zeit hin in der Burg bleibe, um ſo größere Schwierigkeiten mit dem Fortgehen machen werde, trat er ſchon am nächſten Tage vor die Markgräfin, um ihr ſeinen Entſchluß mitzutheilen.

Die hohe Frau war ebenſo betroffen wie Urſula.

„Aber Keller, habt Ihr denn die Iſa lieb? Wir Alle haben nichts von Eurer Werbung gemerkt!" rief ſie.

Digitized by Google

„Ich denke, die Isa hat sie wohl gemerkt, und daß sie mir gut sei, hat sie mir heute früh bekannt, da ich ihr vor der Kapelle auflauerte," sagte er freudig.

„So können wir nur Gott bitten, daß er den wohl gefügten Bund segnen wolle, lieber Junker!" sagte bedrückten Tones die Markgräfin. „Ihr habt gut gewählt, und für Euch und den Herrn Ritter, Euren Vater, wüßt' ich wahrlich nicht ein Wort einzuwenden gegen dieses Verlöbniß. Für uns aber steht die Sache anders! Ich kann Euch nicht entlassen, Keller, kann Euch auch nicht binden, denn was ich Euch bieten möchte als Ersatz für die Freiheit, die Ihr uns opfert, das ist: Gold und Ansehen — dessen bedürfet Ihr nicht mehr als Ihr habt. Kann Euch also das Bitten einer geängsteten Frau bewegen, mein Freund, so verlaßt meinen lieben Herrn nicht, dem Ihr mehr als ein Arzt seid! Bleibt bei uns, Keller; die Isa ist noch jung, Ihr auch; wir wollen Euch ehren, wie es einem treuen Freunde zukommt, aber geht nicht, bedenkt, wie mein unglücklicher theurer Herr an Euch hängt."

Die Markgräfin weinte. Der Gedanke, daß Keller's Fortgehen alle die jetzt glücklich gebannte Unruhe, Angst und Qual ihres Gemahls wieder zurückkommen lassen werde, machte sie trostlos.

Und neben der Gutherzigkeit, die eine seiner besten Eigenschaften war, schwoll die hier so üppig genährte Eitelkeit seines Herzens höher auf als je.

„Ich werde bleiben, Durchlaucht," hatte er, erschüttert von ihrem Schmerze, gerufen, und sein Stolz sagte: „Sie können mich nicht entbehren, die Durchlaucht hat mich

‚Freund‘ genannt! Ich kann Anſpruch machen auf alle Ehren! Ich triumphire über meine Neider, ſie müſſen mir Alle katzbuckeln, denn ich bin der wichtigſte Mann in der Burg nach dem durchlauchtigen Herrn!“

Und dieſes Aufwachſen der Eitelkeit wurde nicht gemindert durch die Art, wie der Vogt von Kuppenheim, Herr Walter v. Tietenau, die Werbung des Junkers Burkard um die Hand ſeiner Tochter aufnahm.

Die Freien Keller v. Yburg waren ein Haus, mit dem ſich die beſten Familien des Landes gern genug verſchwägerten, Burkard Keller aber hatte noch zudem den Ruhm, des Markgrafen und der Frau Markgräfin anerkannter Günſtling zu ſein, und in hohen Ehren, ſowohl im neuen Schloß zu Baden, wie auf der Burg Hohenbaden zu ſtehen.

Die muntere Iſa war nie fröhlicher geweſen, als in dieſer Zeit. Sie hatte den Junker Burkard vom erſten Augenblick des Sehens an gar gern gehabt und ihn immer lieber gewonnen, geſtand ſie den Eltern, und der Bräutigam freute ſich an der offenen Hingebung und Zärtlichkeit der lieblichen Braut ſo von Herzen, daß weder Andere, noch er ſelbſt an ſeinem Glück zweifelten. Freilich neckte Iſa ihn gar oft mit ſeinem doch immer wieder auf die angeborene Träumerei und Inſichgekehrtheit zurückſinkenden Weſen, und nannte ihn ſcherzend einen wunderlichen Mann, der Dinge ſchön und beachtenswerth finde, an denen ſie ſelber nichts Abſonderliches ſah, aber ſie küßte ihn dann, wickelte ſeine Haare um ihren Finger und zupfte ihn daran. In ihren lachenden Blicken ſchimmerte ihm ſo viel

Liebe und Glückseligkeit entgegen, daß er sich willig necken ließ, um so mehr, als Isa ihn viele Male versicherte, bei all' seiner Wunderlichkeit sei er doch klüger, besser und geehrter, als die sämmtlichen anderen Cavaliere!

Der alte Anton hatte das ehrenvolle Amt eines Abgesandten des Sohnes für den Vater zu bekleiden, und mit großer Würde und Freudigkeit begab sich der brave Knecht nach der Burg seiner Herren, sich des Auftrages bei dem Ritter Keller zu entledigen.

Die Schönheit der braunlockigen Isa hatte dem treuen Alten auch eingeleuchtet, ihre Güte bewies sie ihm durch eine ansehnliche Geldspende und manches freundliche Wort, und ihre sonstigen Tugenden erschienen ihm so zahlreich, daß der Ritter Keller, der, noch immer am Stock humpelnd, sich des Berichtes nicht genug freuen konnte, sofort durch einen anderen Boten seinem zweiten Sohne nach Heidelberg Kunde geben und ihn zu einer Reise nach Hohenbaden aufforden ließ, auf daß er den Vogt v. Tietenau besuche und den neuen Verwandten, zumeist der Braut, die Liebe des Schwiegervaters und die herzlich gutwillige Aufnahme, die Isa als seine Söhnerin finden solle, vermelde.

Mit dieser Nachricht und einem schönen Stück Geld für den jungen Freiersmann, falls er dessen bedürfen solle, denn in solchem Stande sich freigebig und dem Range der Keller gemäß zu erweisen, war Burkard der Ehre des Hauses schuldig, zog der Alte wieder ab. Zuvor hatte er noch bei seinem Bericht von der Heirathsangelegenheit dem hocherfreuten alten Herrn ausführlich erzählt, in welchem

hohen Anſehen und welcher Ehre der junge Herr zu Hohenbaden ſtehe, und wie die Frau Markgräfin gebeten habe, mit Thränen gebeten, er möge ſie nicht verlaſſen, ſondern noch eine gute Weile ausharren beim kranken Herrn.

„Ich bin einſam hier, und mich verlangt oft nach der Freude des Alters: dem luſtigen Lärm kleiner Enkelſöhne," gab der Ritter dann Beſcheid, „aber ich will mich gedulden, um meines theuren, durchlauchtigen Herrn willen. Eine Liebe iſt der anderen werth; und geſchieht uns von der Frau Markgräfin große Ehre, ſo ſoll denn der Burkard auch nur getroſt eine Weile ausharren, die Braut in Kuppenheim wird ihm die Tage auf Hohenbaden, die freilich nicht leicht ſein mögen, ſchon verſüßen."

Dieſer Entſcheid des Ritters ſtellte ſomit Burkard's einſtweiliges Bleiben auf Hohenbaden ſicher. Der regierende Herr kam ſelber, ihm Glück zu wünſchen, und ihm guten Lohn für treues Ausharren zuzuſagen, die möglichſte Erleichterung ſeines immerhin ſchweren Amtes wurde mit Sorgfalt überdacht und in's Werk geſetzt, und der Vogt v. Kuppenheim trug den Kopf höher als je über den ſo hochgeehrten Schwiegerſohn.

Auch Burkard Keller mußte bald ſehen, daß die Welt dem lächelt, dem das Glück günſtig iſt; die gehäſſigen, neidvollen Mienen, die man ihm anfangs gezeigt, hatten ſich in freundliche verwandelt, die biſſigen Reden und Sticheleien in eitel Höflichkeit und Freundſchaft, und die, welche ihn zuvor nicht ſehen wollten, machten ihm Platz, wenn er erſchien, und bemühten ſich um ſeine Gunſt.

Daß es dennoch in der Burg viel heimliches Raunen gab, es könne unmöglich dies Alles mit rechten Dingen zugehen, und wenn der kranke Herr seinem Günstling auch folge, wie ein Lamm dem Hirten, so sei doch noch nicht aller Tage Abend gekommen, oder was mehr solchen Geredes war, das hörte Burkard Keller nicht, denn vor dem Anton hüteten sie sich jetzt auch. Er hätte sich aber auch nicht darum gekümmert, wenn er es gewußt hätte.

Mit der Ursula war er täglich zusammen, und wiewohl er mehr ahnte, als empfand, daß sie mit seiner Verlobung nicht einverstanden war, so ließ sie sich doch nimmer in Wort oder Geberde darüber aus, sondern war gegen ihn, wie immer, mütterlich freundlich und fürsorglich.

Der alte Anton hatte aber nach seiner Rückkehr von der Yburg zu Ursula gesagt: „Der edle Herr läßt Euch seinen Gruß entbieten, Jungfer Ursula, und hat mich gar sehr ausgefragt um Euch, ob Ihr noch wohl gut aussähet und so allerlei. Ich hab' ihm Alles berichten müssen und daß Ihr noch heute ein gar ansehnlich Frauenzimmer wäret, auch in guten Ehren ständet bei der Herrin und dem Herrn, und da hat er gesagt: ‚Grüße sie alleweil, Anton, und sag' ihr, ich sei nicht mehr so frisch und schmuck wie vordem, aber ich freute mich, daß sie es sei, ich danke ihr, daß sie dem Burkard viel Gütiges erweiset.'"

Aus Jungfer Ursula's Hand war ein großes Silberstück in die des alten Mannes gefallen, hatte seine Zunge noch mehr gelöst und in seinem Gedächtniß allerlei weiteres Lob des Ritters Keller für sie wieder auftauchen lassen,

Digitized by Google

von deſſen Echtheit freilich die Empfängerin nicht ſo ganz überzeugt war.

Bei alledem blieb ihr dieſes neue Zeichen von des einſtigen Geliebten treuem Gedenken eine große Herzensfreude.

„An ſeinem Sohn will ich ihm meine Liebe zeigen,“ ſagte ſie ſich und dann fragte ſie den Anton, ob nicht der Ritter davon geredet hätte, ſeinen Sohn auch einmal zu beſuchen?

„Das hat er nicht, Jungfer,“ meldete Anton, „auch iſt er gar unbehilflich mit ſeinem Krückſtock. Seht doch nur alle die alten Herren an, wer nicht einen Arm oder ein Bein hat laſſen müſſen in den Kriegszügen und Fehden, der hat ſich eine leidige Geſellin daraus geholt, die Gicht und das Gliederreißen. Unſer Ritter vornehmlich hat arg daran zu leiden, aber er iſt guten Muths, wenn's ihm nur ein wenig Ruhe läßt. Er hat ja an den Söhnen nunmehr ſeine Luſt, und das einzige Kreuz für ihn bei dem Allen iſt, daß unſere Frau ſterben mußte, die eine gar gute Herrin war.“

Urſula Wendlerin ſeufzte leiſe.

Die Glückliche! Sie hatte bei dem geliebten Manne ſein dürfen bis an's Ende; ihr dagegen war doch nur ein armſelig Theil zugefallen.

Aber dann richtete ſie ſich hoch auf. Fort mit ſolchen Klagen! Nur hätte ſie den einſtigen Geliebten ſo gern noch einmal geſehen! — —

Des Vaters frohe Zuſtimmung zu ſeiner Wahl machte Burkard ſehr glücklich.

Was sollte er auch nicht mehr als zufrieden sein mit seinem Geschick? Von der lieblichen Braut in stolzer Freude an seinen Ehren angestaunt, mit Zärtlichkeit empfangen, mit Betrübniß entlassen, mit Sehnsucht wieder erwartet, von den Eltern und Brüdern Isa's beinahe ehrfurchtsvoll geliebt, täglich erfahrend und sehend, daß sein Ruf sich ausbreitete, und daß hoch geehrte Gelehrte sich um seine Freundschaft in Briefen, oder durch persönliches Erscheinen auf der Burg bewarben — was konnte er Besseres wünschen?

Und doch fehlte noch Eines, die Anwesenheit des Bruders, dessen Besuch er täglich erwartete, und der, durch andere Pflichten am Hofe des Pfalzgrafen festgehalten, immer noch nicht kam.

Burkard Keller empfand, als ob ihn zum vollen Genuß seines Glückes des Bruders Abwesenheit nicht kommen ließe. Er hätte, meinte er bei sich selbst, erst rechte Freude daran, wenn er Hubert zeigen könnte: „Sieh, dies Alles ist mein. Sieh, so viel Ehre wird mir hier bezeugt!“ —

Auf Hohenbaden erwartete man inzwischen auch noch anderen und besonders lieben Besuch.

Die Schwestertöchter der Markgräfin, Marie, Gräfin v. Oeltingen, Antonio's Schwägerin, eine geborene Freiin v. Jugenheim und deren jüngere Schwester Kordula, des Grafen Braut, sollten kommen.

Er selbst war ihnen nach Freiburg entgegen gereist; die Festlichkeiten am Hofe des Erzbischofs hatten sie länger dort gefesselt, als anfänglich zu erwarten stand.

Digitized by Google

Der September ging zu Ende; in bunteſtem Schmuck lagen die Laubwälder neben dem dunklen ernſten Grün der Tannen, und darüber hin wölbte ſich in ungetrübter Klarheit das Blau des Himmels.

Markgraf Philipp war nach dem unteren Schloſſe zurückgekehrt, häufige Jagden lockten den hohen Herrn in das wildreiche Revier, von den Burgen und Städten rings umher kamen die edlen Herren, daran Theil zu nehmen, und wenn Abends die Herren v. Geraldſtein und v. d. Wolfenburg einmal auf Hohenbaden geblieben waren und an der Markgräfin Tafel erſchienen, ſo konnten ſie nicht genug Rühmens machen von ihren Thaten gegen die Hirſche, Eber und ſonſtiges Wild. Die rothe Naſe des Einen, der Schmerbauch des Anderen waren Burkard Keller zu keiner Zeit ein angenehmer Anblick, das prahleriſche Gerede der Beiden reizte ſeine Ungeduld oft zu herben Antworten oder Zurechtweiſungen, und wenn er auch um der Herrin willen den Streit vermied, ſo glimmte das Feuer des Unfriedens doch nur unter leichter Decke.

„Ich weiß gar nicht, wie es zugeht, daß ich hier nach allen Seiten nur Streit und Hader finde, wo ich doch vordem mit der ganzen Welt Frieden hatte," ſagte er verſtimmt zu Urſula.

„Außer mit dem Venetianer, dem Ihr den Kopf einſchluget," lachte dieſe.

Auch Burkard mußte lachen.

„Und doch bin ich eine friedliche Natur, Ihr könnt es mir glauben, Urſula," verſicherte er.

„Das will ich auch gern, Herr Burkard, Ihr ſeid eben

früher von Niemand angefeindet worden, jetzt aber geht Ihr viel Anderen zum Verdruß in hohen Ehren umher," tröſtete ſie ihn, und er hörte ſolche Erklärungen gern genug.

Auch die Kuppenheimer mahnten ihn, wenn er ihnen in ärgerlicher Laune erzählte, wie man ihm mit Stichelreden und allerlei heimlichen Feindſeligkeiten Verdruß mache, ſich das Alles zur Ehre zu rechnen, denn gewiß ſei, daß viel Feinde in ſeinem Falle viel Ehre bedeuteten; er wolle ja nur das Gute, es gelinge ihm, und das können die nichtsnutzigen Gäuche nicht vertragen.

Gewiß, ſo war es auch. Er ließ ſich gern genug die Anerkennung auch hier gefallen und gewöhnte ſich daran, ſeinen Gegnern einen ſchroffen Hochmuth entgegen zu bringen.

Seine Fürſorge für den kranken Markgrafen trug inzwiſchen die beſten Früchte. Wo man mit Gewaltmaßregeln, mit allerlei den Kranken peinigenden und aufregenden Mitteln vorgegangen, hatte er den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen und des unglücklichen Fürſten verdüſterten Lebensweg durch die erfinderiſche Kraft eines liebevollen Erbarmens täglich mit neuen Freuden und Befriedigungen zu erhellen gewußt.

Den ängſtlich gefangen Gehaltenen führte er ſelbſt hinaus in den ſommerlichen Wald, verſtand es, ihn zum Vergnügen im Aufſuchen von allerlei ſelteneren Kräutern anzuregen, ließ ihn nach der Scheibe ſchießen, Ball ſpielen, ſogar mit der nöthigen Vorſicht hie und da ausreiten, und wenn dann der Patient erfriſcht durch die Bewegung in freier Luft heimkehrte, ſo hatte er zu veranſtalten ge-

wußt, daß derſelbe ſeine Zimmer durch den Schmuck blühender Blumen, durch Bilder, Teppiche oder ſonſt wie freundlich verändert fand.

Nicht immer gelang ihm, was ſeine ruhelos arbeitende Fürſorge erſonnen, aber niemals noch verſagte ihm die Kunſt der Ueberredung, im Verein mit jenem hartnäckig feſtgehaltenen Irrwahn des Kranken, in ihm den einſtigen Zeltkameraden und Jugendfreund zu ſehen.

Burkard Keller's Leben, einförmig in der That, aber erfüllt von der einen großen Pflicht, die er ſich auferlegt, gab ihm keinen Raum für müßiges Grübeln. Das Gefühl ſeiner Wichtigkeit tröſtete ihn für das Vermiſſen der ungebundenen Freiheit, und wenn trotz Allem oft ein gar ſonderbares, unruhiges Sehnen nach ihm ſelbſt Unbegreiflichem ſein Herz ſchwer machte und ſogar Iſa's Zärtlichkeit ihm einen heimlichen Seufzer des Vermiſſens auspreßte, ſo grübelte er nicht weiter über den Grund dieſer inneren Leere, ſondern meinte immer wieder bei ſich ſelbſt: Wenn nur erſt der Bruder kommt, dann ſoll die rechte Luſt angehen.

Aber Hubert kam nicht, ſondern ſchrieb, der Pfalzgraf habe ihn aufgefordert zu einer Reiſe nach Prag, erſt ſpäter, nach ſeiner Rückkehr werde er ſich bei den neuen Verwandten einſtellen können. —

Eines Tages war Burkard Keller eben mit Herrn Chriſtoph von einem weiten Spaziergang im Walde heimgekehrt. Der edle Herr hatte ſich ermüdet auf ſein Ruhebett geworfen, ſein junger Arzt ſtand, den Rücken gegen das Fenſterkreuz gelehnt, und beobachtete das bleiche, ein-

Digitized by Google

gefallene Gesicht des armen Herrn und diesen Zug von unaussprechlichem Leid, der demselben aufgeprägt war.

„Ich werde ihn nicht heilen," sagte sich Burkard Keller entmuthigt. Er hatte sich dasselbe so oft schon eingestanden und doch suchte er mit immer neuen Anstrengungen nach jedem Mittel seiner Wissenschaft, um das unmöglich Scheinende dennoch zu Stande zu bringen.

Rufe und Pferdegetrappel auf dem freien Platze unter den Fenstern zogen seine Gedanken auf eine andere Bahn. Er wandte sich und sah eben, wie ein größerer Reitertrupp, Damen und Herren, männliche und weibliche Dienerschaft, gefolgt von Packthieren, vor der Burg ankam.

„Das sind die erwarteten Gäste," dachte er, denn er erkannte sofort den Grafen Antonio, der mit demselben unangenehmen eitlen und selbstgefälligen Lächeln auf den Lippen wiederkam, mit dem er vor einigen Monaten abgereist war. —

Zwei Damen, eine kleine üppige Gestalt und eine schlanke, schmächtig gebaute, größere waren neben dem Grafen, und zuletzte folgte ein Mann von hoher kraftvoller Gestalt, dessen dichtes schwarzes Lockenhaar und Haltung Burkard Keller bekannt vorkamen. Sein Antlitz vermochte er nicht zu sehen, vergeblich fragte er sich, wer es sein könne.

„Ein stattlicher Mensch und jung, wohl auch zu eitel, sich die schönen Locken scheeren zu lassen, ich verdenk's ihm nicht," dachte er lachend und dabei fiel ihm sein Streit mit dem venetianischen Schüler flüchtig wieder ein. Der hatte auch so lockiges Haar gehabt, aber doch wohl eine schlankere Gestalt.

Die ganze Reiſegeſellſchaft war unterdeß durch das Thor in den Burghof geritten.

Burkard Keller ſchritt eilig in das kleinere Nebengemach, von dort aus konnte er die Ankömmlinge weiter beobachten.

Ihn, der ſelbſt Bräutigam war, lockte es, die dem Grafen Antonio beſtimmte Braut zu ſehen; hoffentlich war ſie nicht ſchöner, als Iſa v. Tietenau!

In ſeinem Eifer bemerkte er nicht, daß Urſula nähend an dem anderen Fenſter ſaß.

Den Kopf vorgebeugt, daneben aber bemüht, denen draußen nicht ſichtbar zu werden, lugte er hinaus. Da waren ſie. Die kleinere der Damen hatte, das ſah er jetzt, ſchon die Mädchenblüthe hinter ſich, ſie trug auch unter dem großen Reiterhute eine Frauenhaube, war alſo wohl die Gräfin v. Oettingen; die größere dagegen war jung, jetzt eben ſchaute ſie neugierig umher, auch nach dem Fenſter hinauf, wo er lauſchte, er fuhr zurück, aber ſie hatte ihn doch geſehen.

Welch' ſchönes Mädchen! Welche Augen!

Sie warf noch einen Blick nach dem Fenſter hinauf.

„Wohnt dort der Oheim?“ fragte ſie ihre Schweſter, ſo ſchien es dem zurückgebogenen Lauſcher.

Gräfin Marie wandte ihre Augen auch dahin und Burkard meinte zu hören, daß ſie ſagte: „Dort iſt ſein Schlafgemach.“

Dann aber hatten die herbei eilenden Diener ſchon die Pferde am Zügel, Antonio half der Gräfin Marie von dem ihrigen, ihre Schweſter ſprang eilfertig allein herab, und als Antonio ſich zu ihr wandte, ihr denſelben Dienſt

zu leisten, stand sie schon auf der Erde und that, als sähe sie nichts von ihm.

Ein finsterer Zug flog über sein Gesicht. Er sagte ein paar Worte zu ihr; sie antwortete; Liebevolles schien es von beiden Seiten nicht zu sein.

Dann trat die Markgräfin unter das Portal des Bernhardsbaues, umarmte die Kommenden, und gleich darauf verschwanden Alle im Inneren des Schlosses.

Burkard Keller blieb wie angewurzelt stehen.

So schön, so sieghaft, wie diese Kordula v. Jugenheim, hatte er noch nie ein Weib gesehen.

Er dachte schon nicht mehr daran, sie mit Isa zu vergleichen.

Ein sonderbarer Zustand herrschte in seiner Seele, er hätte sie gern, ach, so gern noch einmal gesehen; eine Ungeduld war in ihm, die Zeit bis zur Abendtafel kam ihm noch recht lang vor.

Das Alles machte er sich aber nicht klar, sondern stand und träumte.

„Nun, Herr Burkard, was grübelt Ihr denn?“ weckte ihn Ursula aus seinem Nachdenken.

Er schaute auf, als müsse er sich auf sich selbst besinnen. „Habt Ihr sie auch gesehen?“ fragte er langsam.

„Nein, Herr, aber ich kenne sie von früher, wußte auch, daß sie ankamen; der Bote, der die Meldung brachte, war vor kaum einer Stunde bei der Frau Markgräfin.“

„Sie ist sehr schön!“ sagte er träumerisch, wie wenn er mit sich selbst spräche.

Ursula sah ihn erstaunt an.

Digitized by Google

„Meint Ihr die Gräfin, Herr, oder das Fräulein?“ Ihre Mienen verriethen, daß ſie keine der Schweſtern ſchön nennen mochte.

Er ſchwieg. Faſt verlegen ging er in die andere Stube und ſetzte ſich dort wieder an's Fenſter.

Urſula ſah ihm verwundert nach.

Noch mehr befremdete es ſie, da ſie Abends dem Junker im Gange begegnete, daß er, um zur Abendtafel zu gehen, ſein goldbraunes Sammetkleid mit den gelben Atlaßpuffen angezogen hatte. Er pflegte ſich um ſein Ausſehen ſonſt nicht eben zu kümmern, ſelbſt für Iſa legte er ſein gewohntes ſchwarzes Gewand nicht ab.

Doch ſah er in dieſem ritterlichen farbigen Anzuge ſo ſtattlich aus, wie ſie ihn noch nie gefunden, und beſonders lag in ſeinen Mienen heute ein ebenfalls an ihm noch nicht bemerkter Ausdruck, der ihn hübſch machte.

„So iſt's recht, Junker, Ihr ſolltet alle Tage ſo fein einhergehen,“ ſagte ſie freundlich.

Er lachte und ſah ganz glücklich aus.

Das war bei der Feindſeligkeit zwiſchen Antonio und ihm für Urſula auffallend; aber wer weiß, vielleicht ließen ſie Beide den Hader fahren.

Die Markgräfin, immer bedacht, ihre Gunſt ihm zu beweiſen, nahm Burkard Keller an der Hand und ſagte zu den beiden Nichten: „Dies iſt der Freie v. Keller, ich lobe ihn nicht erſt, denn Ihr habt genugſam von ihm gehört.“

„Ja, das haben wir, Herr, und viel Rühmens!“ erwiederte Gräfin Marie.

Ihre Schweſter ſagte nichts; ſie ſah aus ihren dunkel-

blauen Augen nur einmal zu ihm auf, es war ein neugieriger, theilnahmvoller Blick, ihm wurde sonderbar warm um's Herz, und der Gedanke: „Sie ist mir nicht feind!“ fuhr ihm durch den Kopf und erfüllte ihn mit einer großen Freude. Mochte Graf Antonio ihn hassen, sie sollte es nicht, er beschloß das.

Antonio v. Oettingen war ganz der Alte. Freundlich und sogar schmeichlerisch vor den Augen, höfliche Reden mit gefällig lächelnden Mienen führend und dabei doch in seine Worte, so oft er konnte, einen Stachel legend, den man fühlte, wenn man ihn auch zu bemerken zu stolz war.

Burkard Keller wollte heute nicht sehen, daß der Neid und Groll in Antonio nicht geringer geworden.

Er reichte ihm die Hand zu ehrlichem Druck und hätte sagen mögen: „Laß uns den Span zwischen uns begraben!“ Der Blick Kordula's ruhte auf ihm, und darum fühlte er sich versöhnlich.

Aus dieser weichen Stimmung wurde er aber bald herausgerissen.

„Der faßt den Bock bei den Hörnern und scheut sich auch vor dem Satanas nicht, ihm ein Gleiches zu thun! Der kennt durch das fleißige Studium auf den italienischen Universitäten die verabscheuungswürdigen Hexereien und sonstigen Unfug genugsam!“ sagte eben Graf Antonio mit offenbarer Absichtlichkeit laut zu den anderen Herren, soweit sie ihm, als dem Allmächtigen in der Burg, anhingen, denn es gab auch Andere, welche sich von diesen zurückhielten, ohne jedoch bis jetzt offen Partei für Burkard Keller zu nehmen.

Digitized by Google

Ein wieherndes Gelächter folgte den Worten des Grafen, und Alle wandten sich um nach dem so empfohlenen Manne, der im langen Doktormantel mit ernster Wichtigkeit sich vor den ihn solcher Art willkommen heißenden Cavalieren verneigte.

Burkard Keller glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Wie? War es möglich? Dieser breitschulterige, stattliche Herr Collega mit den wundervollen, seidig glänzenden schwarzen Locken, war das nicht der von ihm gezeichnete „Venetianer"? Ueber die linke Stirnseite und die Wange lief ihm eine breite, roth aufgelaufene Narbe, so daß das sonst schöne Männerantlitz davon arg entstellt wurde.

Damals in der Aufregung hatte Burkard Keller auf das Aeußere des Gegners nicht besonders geachtet, jetzt traf ihn genau derselbe Blick, welcher ihm damals in frecher Wuth Trotz geboten, nur wenig heute verhüllt von den langen schwarzen Wimpern, und keine Sekunde zweifelte er länger daran, wen er vor sich habe.

Der Italiener zeigte dagegen keine Spur von Ueberraschung, aber ebenso wenig von Wiedererkennung, obgleich Burkard Keller hätte beschwören mögen, der Andere erkenne ihn ebenso sicher, wie er ihn. Nur trat jetzt, wo Antonio den „Venetianer" am Arme nahm und mit freundlicher Miene vor Burkard Keller führte, eine herausfordernde Ueberlegenheit in seine Mienen.

„Hier, mein werther Signor Torbelli, steht Ihr endlich vor Eurem hochgelahrten Bruder in der edlen Heilkunst, vor dem gefeierten Doktor Keller von der Yburg!" sagte Antonio.

Digitized by Google

Indeß beide Männer ſich ſteif vor einander verneigten, war die Markgräfin mit verſtimmtem und befangenem Ausſehen neben Burkard getreten und ſchnitt dem Grafen das Wort ab.

„Ihr ſeid es ſchon gewohnt, lieber Doktor Keller, daß die Herren Collegen von Nah und Fern kommen, Eure erfolgreiche Pflege unſeres theuren Herrn anzuſtaunen. Hier iſt ein neuer Bewunderer, der von unſerem guten Vetter Antonio eingeladen iſt, die Reiſe hierher zu machen.“

„Und der eifrig bereit iſt, den allgemeinen Tribut der Bewunderung Eures ſchier unbegreiflichen Erfolges zu erhöhen!“ ergänzte der Doktor Torbelli mit ſchmeichleriſchem Lächeln und ſchoß dabei einen hohnvollen Blick nach dem Grafen v. Oettingen hinüber, der ebenſo ſpöttiſch darein ſchaute.

„Es ſoll mich freuen, Signor Torbelli, wenn Ihr meine aufrichtige Mühwaltung anerkennet. Was meinen Erfolg betrifft, ſo iſt er, wie meine Weisheit, leider nur groß in Eurer wohlwollenden Ueberſchätzung,“ gab Burkard Keller zurück.

„Ich werde begierig von Euch lernen und bitte Euch, mich Eure Methode und Anſicht über dieſen traurigen Fall wiſſen zu laſſen,“ fuhr Torbelli in verbindlichſtem Tone fort.

Nur Burkard hörte heraus, wie er ſich die Worte abrang. „Ich werde Euch allezeit gern zu Dienſten ſein, Signor Torbelli!“ ſagte er, ſich nochmals kurz verbeugend, um damit anzudeuten, daß er das Geſpräch beenden wolle.

Man ſetzte ſich zur Tafel. Es war Burkard Keller ſehr lieb, daß der Doktor Torbelli auf derſelben Seite mit

ihm ſeinen Platz erhielt. Die dunklen, bohrenden Augen deſſelben ärgerten und reizten ihn.

„Ein Heuchler iſt er auch!“ ſagte er ſich dabei in dem unbehaglichen Gefühl, einen neuen erbitterten Feind auf der Burg zu haben, den Graf Antonio ſicher nicht abſichtslos mit ſich gebracht.

Kordula und Gräfin Marie ſaßen zur Rechten und Linken der Markgräfin, Antonio neben ihm, den Damen gegenüber, und Burkard wußte ſelbſt nicht, wie es kam — das Gefühl der Feindſeligkeit gegen Antonio, welches ihn jetzt ſo oft, und heute mehr als je erfüllt hatte, verſchwand ihm plötzlich wieder.

Das Geſpräch flog unter den Nahverwandten hin und her. Man forderte Burkard's Betheiligung nicht, er ſelbſt ſaß wie verſunken in nie gekanntes traumhaftes Behagen, er aß und trank kaum, immer nur hörend und ſehend.

Graf Antonio hatte ſehr viel zu berichten von den Ehren, die man ihm auf ſeiner Reiſe bei den benachbarten Fürſten und Herren angethan; darüber vergaß er, wie es ſchien, die kalten Blicke ſeiner demnächſtigen Braut. Gräfin Marie ſprach ebenſo lebhaft; ſie war eine blonde, lebensluſtige Frau und hatte Freude an dem Treiben der Höfe, die ſie beſucht. Da die Markgräfin gerne zuhörte, ſo blieb es unbeachtet, daß Kordula ſchweigſam in ihrem Stuhl lehnte.

Zuweilen trafen ſich ihre Augen und die Burkard Keller's; ſie hatte anfangs nicht Arg daraus, der Arzt des Oheims, von dem alle Welt redete, flößte ihr Neugier und Theilnahme ein, als aber dies Begegnen der Blicke ſich mehrfach wiederholt hatte, ſchlug ſie die Augen nieder und

Digitized by Google

wagte nur verſtohlen noch dann und wann nach dem ſo jung ſchon berühmten Manne hinüber zu ſehen.

Daß er lebhafte Bewunderung für ſie fühlte — Kordula hätte kein Weib ſein müſſen, um das nicht ſofort zu errathen. Sie ſah es, ſah, wie Burkard Keller nur für ſie Augen hatte.

Er ahnte nicht, daß ſie ſeine Bewunderung bemerkte, und dachte noch weniger daran, daß er von dem Grafen Antonio und dem Signor Torbelli heimlich ſcharf beobachtet wurde.

Seine Gedanken beſchäftigten ſich jetzt ernſtlich damit, ob das Fräulein v. Jugenheim ſchön ſei — ſchöner gar als Iſa v. Tietenau? Und wenn ein Etwas in ihm, von dem er ſich nicht träumen ließ, daß es die Stimme des Herzens ſei, Kordula den Preis ertheilte, ſo bemühte er ſich dagegen, ſich ſelbſt zu beweiſen, daß ſie auf nichts weniger als auf Schönheit Anſpruch erheben könne.

Sie hatte nicht, wie Iſa, ein Antlitz, auf dem Roſen und Lilien zu blühen ſchienen; ihr dunkles, volles Haar war ſchlicht und in ſtarke, feſte Zöpfe geflochten, die in einem Perlennetz hingen, über welchem ein kleines Käppchen von blauem Sammet befeſtigt war. Iſa's Wuchs war zierlicher, Kordula hatte eine hohe, faſt zu ſchlanke Geſtalt.

So fand er, weil er finden wollte, für Kordula nur Nachtheile, und doch wanderten, wie durch Zauber gezogen, ſeine Blicke immer wieder zu ihr. Er horchte auf ihre Stimme mit unbegreiflichem Vergnügen; ſie ſagte nicht viel, aber ihm war, als ſei etwas in jedem Laut von ihr, das wie Muſik in ſein Ohr klang.

Digitized by Google

Zuletzt begann er lebhaft zu wünſchen, daß ſie zu ihm reden möchte, und dann dachte er hin und her, wie er wohl zu einem Wort von ihr gelange; doch vergeblich, es fiel ihm keine paſſende Anrede ein.

Als das Mahl vorüber war, fragte ihn Gräfin Marie, ob ſie und ihre Schweſter den Oheim noch heute ſehen dürften.

Er zögerte mit der Antwort. Wenn er ja ſagte, konnte er Kordula zu ſeinem Kranken führen, dann blieb er noch eine Weile mit ihr zuſammen und ſie redete vielleicht mit ihm.

Aber damit beunruhigte er vielleicht Herrn Chriſtoph; ſo erwiederte er mit Betrübniß, es ſei für heute zu ſpät, morgen, hoffe er, ſei es möglich.

Die beiden Schweſtern beſuchten in der That am anderen Tage den Markgrafen.

Während Gräfin Marie ſicher und ruhig mit dem Kranken redete, der ſie ſofort erkannte und ihr voll Freuden erzählte, daß ſein alter Freund Ulrich Keller ihm ein ſo guter Geſellſchafter ſei, hatte die jüngere Schweſter alle Mühe, ihre Bewegung zu unterdrücken.

Erſt als ſie den Oheim ſo ruhig ſprechen hörte, gab ſich das wechſelnde Erbleichen und Erröthen auf ihren Wangen, und beim Gehen wandte ſie ſich dann nach Burkard Keller um und ſagte: „Ich habe den Ohm von Kindheit an lieb gehabt und um ſeine Verſtörung tief getrauert. Nun iſt mir, als müßten auch die Schweſter und ich Euch, Herr Burkard, von Herzen danken, daß Ihr ſeine Schwermuth zu bannen wußtet, Ihr ſeid gewiß ein guter Menſch!“

Digitized by Google

„Euer Wort dank' ich Euch lebenslang, Fräulein!“ erwiederte er in einer Aufregung, die Kordula verwunderte.

Auch Gräfin Marie ſprach ſehr freundlich mit ihm, fragte nach ſeinem Vater und Hubert und erzählte, der Letztere ſei in großer Freundſchaft mit dem Pfalzgrafen.

Burkard hörte es kaum, erinnerte ſich nachher an nichts davon, denn in ihm jubelte und ſang es unaufhörlich:

„Ihr ſeid gewiß ein guter Menſch.“

Wie eine unausſprechliche Belohnung kam ihm das einfache Wort des warmherzigen Mädchens vor. Burkard Keller ging in einer ihm ſonſt ganz fremden Aufregung auf ſein Zimmer zurück. Die ganze Nacht lag er ſchlaflos und dachte nur, wie er ſeinen unglücklichen Herrn lieben und behüten wolle, um immer dieſen Dank Kordula's zu verdienen.

Am anderen Tage war eine der flüchtigen Erholungspauſen gekommen, welche es Burkard Keller möglich machten, den Markgrafen für ein paar Stunden allein zu laſſen.

In der ganzen Gegend hatte ſich die große Neuigkeit ſchon verbreitet, daß auf der Burg jetzt ein neuer Arzt ſei, dem es gelungen, der böſen Geiſter Herr zu werden, welche den Herrn Chriſtoph quälten. Das Gerücht vergrößerte und erfand, wie immer, bis in das Unglaubliche, welches dennoch geglaubt wurde, und ſchon ſtrömten ſeit Wochen täglich Schaaren Leidender nach der Burg hinauf, geduldig vor dem Thore oder in den Ställen des Augenblicks harrend, wo der gelehrte Medikus, in welchem das Volk mit frohem Zuruf einen Sohn des Landes, einen der Herren von der Yburg begrüßte, zu ihnen heraustrat. Auch aus der Stadt fanden Viele ſchon jetzt ſich hier ein.

Digitized by Google

Welche Fülle von Leid und Schmerzen aller Art, die da zuſammen kam! Wie viel abgehärmte, von Gliederreißen, Krankheit und böſen Wunden geſchwächte Unglückliche, in deren Augen allemal das Hoffen auf Hilfe und die Bitte um Beiſtand lagen.

In ſeinem ſchwarzen Doktorkleide, mit der ſanften Geduld eines wahren Arztes hatte Burkard ſeit all' dieſer Zeit die Klagenden angehört, geholfen, wo er konnte, und war nie müde geworden, obgleich auch zuweilen ſeine ſehnſuchtsvollen Blicke über die Lichtung vor der Burg hinaus in die Weite ſchweiften und ein Seufzer ihm die Bruſt ſchwellte.

Auch heute nahm er ſeinen Verbandkaſten und weſſen er ſonſt bedurfte, um zu den Kranken hinaus zu gehen. Ach, noch einmal ſo gern wollte er jetzt helfen, hatte er doch das Tüchtigſte ohne Ermüden zu leiſten, um den Ruhm zu verdienen, daß er ein guter Menſch ſei.

Eine ganze Schaar der Leute war verſammelt, und er gab ſich völlig dem Eifer hin, hier ſeine Pflicht zu thun, ohne zu ahnen, daß von einem Fenſter des oberen Bernhardsbaues, wo die Fräulein wohnten, zwei Mädchenaugen ihn aufmerkſam beobachteten.

Ein Bauer kam eben mit ſeiner jungen ſchwarzäugigen Tochter heran; Burkard Keller ſah ihn an und lachte vergnügt, während der Mann und das Mädchen demüthig ſeine Hand küßten.

„Gott vergelt's dem Herrn Doktor, zehn Wochen habe ich mich in Schmerzen gewunden und nun bin ich den Weg von Eberſtein allein herauf gekommen, die Suſanne hat

mich nur wenig geſtützt," ſagte der Mann freudeſtrahlend und rief dann den anderen Kranken zu, in vier kurzen Wochen ſei er von einem hilfloſen, an giftiger Wunde dahin ſiechenden Krüppel ein geſunder Mann geworden.

Das Häuflein Kranker drängte ſich nun eifriger noch an den „guten Medikus" heran.

In demſelben Augenblicke traten aus dem Männerſaal der Graf v. Oettingen und ſein unzertrennlicher Begleiter, der Italiener.

„Sieh' da, unſer Freund, der Doktor Keller!" rief Antonio anſcheinend überraſcht.

Dann fragte er im Vorbeigehen die Leute mit hochmüthiger Miene um die Urſache ihrer Freude, und nun erzählten nicht nur der geheilte Bauer, ſondern Alle durch einander faſt gleichzeitig und eifrig von den wunderſamen Kuren des gelehrten Herrn Keller von der Yburg.

„Es iſt wahrlich ein Wunder, und man ſollte in der That meinen, mit natürlichen Dingen könnt' es nicht zugehen, Meiſter Keller," wandte ſich Graf Antonio dieſem zu. „Unſer Signor iſt voll Neugier und Wiſſensdurſt, wollt Ihr ihm nicht geſtatten, daß er Euch zuſehe und von Euch erfahre, was Ihr könnt, und was doch ſchier wie Hexerei erſcheint!"

„Der Signor Torbelli mag mir gern ein wenig zuſchauen, noch beſſer wäre es, er hülfe mir, denn der Kranken iſt eine große Zahl heute!" erwiederte Burkard Keller höflich, ſelber neugierig, wie es um die Kunſt des Italieners ſtehen möge.

Dieſer ergriff mit ſichtlicher Begier die Aufforderung

und riß ſich mit prahleriſchem Eifer das Wamms ab, um deſto tapferer zufaſſen zu können.

Ein alter Mann war gerade an der Reihe. Ein Felsblock hatte ihm die Hand arg zerquetſcht, und dieſelbe machte ihm noch große Schmerzen, welche ihn jede Berührung ſcheuen ließen. Der Italiener aber faßte derb zu, nahm den Verband ohne jede Schonung ab und fuhr den vor Angſt und Schmerz zitternden alten Mann kurz und grob an, als er aufſchrie.

„Hier iſt ein ausgezeichneter Wundbalſam, die Urſula gab ihn mir, und auch das Rezept dazu," ſagte Burkard Keller von ſeinem Platze her, wo er ſich eben mit einer Frau beſchäftigt hatte, die er jetzt warten hieß, bis er auch mit den Uebrigen fertig ſei, dann könne ſie gleich einen Trank mitnehmen, der ihr gut thun werde.

„Von der Urſula? Ah, von der habt Ihr Eure Weisheit? Wiſſet Ihr wohl, daß man ſie eine Hexe nennt?" rief Graf Antonio ſpöttiſch.

„Ich kümmere mich nicht um das thörichte Geſchwätz der Leute, Graf, der Balſam iſt vortrefflich, und die Beſtandtheile ſind mir wohl bekannt; meine Weisheit, wie Ihr es zu nennen beliebt, holte ich mir, wie Ihr wohl wißt, aus der Quelle, welche tüchtige Männer macht."

Ein entſetzlicher Schrei durchhallte die Luft.

Todtenbleich ſtürzte ein junger Holzarbeiter von dem Signor Torbelli weg auf Burkard Keller zu und dabei ſchoß aus der Wunde an ſeinem Handgelenk ein rother Bluthſtrahl wie ein kleiner Springquell in die Höhe.

„Er hat Euern Verband abgeriſſen!“ kreiſchte der Unglückliche.

„Mein Gott, wie konntet Ihr den Verſchluß der Ader abnehmen? Ihr mußtet doch ſehen, daß nichts heil iſt, daß Ihr mir neue Todesgefahr über den Mann bringt?“ fuhr Burkard Keller den Italiener an und griff zugleich nach des Verwundeten Puls, um denſelben mit feſtem Griff zuſammen zu preſſen.

„Euer Verband war unrichtig, ich hielt es für beſſer, denſelben zu löſen!“ ſagte der Italiener, ſelbſt blaß vor Schrecken, mit giftigem, hämiſchem Tone ſeine Verlegenheit bemäntelnd.

Ein einziger Blick Keller's antwortete ihm. „So unwiſſend kannſt Du doch hoffentlich nicht ſein?“ ſagte dieſer Blick. Dann dachte der eifrige Arzt ſchon an nichts Anderes als an ſeine Pflicht.

Die Sache ſtand ſehr ſchlimm; die durch einen unvorſichtigen Beilhieb zerſchnittenen Adern von Neuem zu ſchließen, wollte nur ſchwer gelingen.

Dazwiſchen redete Alles durcheinander, der junge Holzknecht hatte beim Schlachten eines Schweines geholfen, ſein Bruder den unglücklichen Schlag gethan, der gute Doktor ihm ſo brav geholfen, und nun war Alles wieder zerſtört, was man gewonnen hatte.

Der Verſuch des Signor Torbelli, weiter ſeine Hilfe zu leihen, wurde überall abgelehnt, die Kranken mochten mit ihm nichts zu thun haben und umdrängten Burkard Keller.

„Graf v. Oettingen, bezeugt Ihr mir, daß dieſe Sache hier nicht mit rechten Dingen zugehen kann! Ihr wißt

von meiner Geſchicklichkeit genug! Ich rührte jenen Menſchen kaum an, da muß das Blut hervorſpritzen, und ſo ſoll ich hier ſtehen wie ein Dummkopf! Hexerei iſt's, Zauber! Und ich will ſchon der Sache auf den Grund kommen!" ſchrie der Italiener, ganz gelb vor Aerger.

„In der That, Signore, ich ſah, wie gleichſam durch Teufels Bosheit Ihr hier mit Schanden beſteht, wo doch Eurer Kunſt offenbare Bewunderung gezollt wurde von Allen, denen Ihr dieſelbe auf unſerer Reiſe zu Theil werden ließet," beſtätigte Graf Antonio.

„Nun, Herr Collega, da habt Ihr alſo das Blut geſtillt? Was murmeltet Ihr denn da ſoeben? Es war ein wirkſamer Blutbann, ich weiß! Ihr habt Zaubermittel aller Art!" ſagte Torbelli, frech näher tretend.

„Ihr irrt, ich ſprach keinen Blutbann!" verſetzte gelaſſen Burkard Keller.

„Verzeiht, Herr, ich hörte es mit dieſen meinen eigenen Ohren!" trat Antonio höhniſch lachend Torbelli bei.

„Dann müßt Ihr ſonderbare Ohren haben, Herr Graf!" gab Burkard Keller jetzt auch zornig werdend zurück, er ſah, man wollte ihn durchaus in den Ruf der Hexerei bringen.

„Ihr thatet es! Ihr ſprachet zauberiſche Worte!"

„Du, haſt Du gehört, was ich ſagte, ſo rede!" befahl ſpottend Keller dem ermatteten, bleichen Holzknecht.

„Ihr ſagtet, Herr, aber darf ich's auch wirklich ſagen?" zögerte dieſer.

„Sagt's nur ehrlich, die Herren ſollen hören, daß mein ‚Blutbann', wie ſie das nennen, gutes Deutſch war."

„Sprich! Rede die Wahrheit!“ schrie der Signore giftig.

„‚Ist der Esel so dumm, oder stellt er sich nur so?‘ das war's, was der Herr Doktor Keller gesagt hat, als Ihr, Herr, meintet, er spreche den Blutbann.“

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, selbst Graf Antonio, der jedem Menschen, auch seinen besten Freunden, allezeit gern Schaden gönnte, lachte mit.

Torbelli schoß auf seinen Gönner einen nicht eben dankbaren Blick, dieser nahm ihn aber lachend beim Arm und rief: „Man muß die Sache untersuchen, es wäre sündhaft, mit offenen Augen schweigend zuzusehen, wie sich in dies gottselige Haus der Satanas einschleicht, und wie gute Christen seinem Wesen mit geblendeten Augen zusehen.“

„Geht nur!“ dachte Keller und freute sich mehr wie er zeigen mochte, daß sein Feind ihm nichts anhaben konnte und sich gleich dies erste Mal durchaus unfähig erwiesen.

Aber noch waren jene Beiden nicht fort, da Torbelli erst sein Wamms wieder anlegen mußte, als aus dem Thore das Fräulein Kordula heraus trat.

„Ich habe eine kranke Dienerin, Herr Doktor Keller, wollt Ihr nicht auch nach Ihr sehen, wenn es Eure Zeit erlaubt?“ fragte sie, als sie neben Burkard Keller stand.

Er hatte sie nicht bemerkt, jetzt beherrschte er in der freudigen Ueberraschung seine Mienen auch nicht, und da Kordula's und seine Augen einander anblickten, merkte er, sie wollte ihn vor den Kranken, die ihn umstanden, ehren und wieder gut machen, was Antonio ihm Hämisches und Boshaftes gesagt hatte.

Antonio v. Oettingen war aber nicht entgangen, was

ſie da in ſo mildem Tone zu Burkard Keller ſprach und ebenſo, wie ſchon dies, ärgerte ihn das anerkennende Flüſtern der Leute.

Er trat raſch wieder zurück zu Kordula v. Jugenheim. „Euer Platz iſt nicht hier, Fräulein, auch werde ich den Signor Torbelli beauftragen, Eurem Wunſche ſofort Folge zu geben; der Herr Keller kurirt ſeine Kranken mit den Tränklein und Salben der Urſula und ſonſtiger Zauberei, von welcher Ihr ſicherlich nicht zu profitiren verlangt; es wird nicht Euer Wunſch ſein, mich zu beleidigen, indem Ihr mein wohlgemeintes Anerbieten abweist.“

Die letzten Worte hatte der eitle Graf ſchon in halbem Aerger geſprochen, denn ſeine, ihm zwar noch nicht verlobte, aber doch zugedachte Braut ſah ihn keineswegs freundlich dabei an.

Dann erwiederte ſie mit großer Beſtimmtheit: „Ich habe den Herrn Medikus unſeres theuren Herrn Chriſtoph gebeten, weil ich vertraue, er verſteht ſeine Sache. Euer Italiener — das hab' ich geſehen, denn ich ſtand dort oben am Fenſter — iſt ein Pfuſcher!“ Und damit nahm ſie ihr wallendes rothes Kleid auf, deſſen Saum eine kunſtvolle Stickerei zierte, und ging in die Burg zurück.

„Das Schönthun mit Euch wundert mich gar nicht, Herr Keller, das Fräulein v. Jugenheim und die Iſa v. Tietenau ſind aus einem Holz geſchnitzt; es ſoll mich aber nur wundern, wer von uns Beiden das Spiel gewinnt!“ knirſchte Antonio zwiſchen den Zähnen.

Ein Diener erſchien, ihn zur Frau Markgräfin zu rufen, der Rentamtmann ſei gekommen.

Digitized by Google

Die Geldgeschäfte der hohen Frau lagen seit einiger Zeit in Antonio's Händen, und er war in dieser Hinsicht auch so tüchtig, wie der regierende Herr ihn gegen Burkard gerühmt.

Als anderen Tages der Markgraf Christoph mit seinem Arzte einen kleinen Spaziergang im Walde oberhalb der Burg machen sollte, ließen sich, gerade als der kranke Herr auf Burkard's Arm gestützt seine Stube verlassen wollte, Graf Antonio und Signor Torbelli anmelden. Sie seien im Auftrage der Frau Markgräfin erschienen, sagte Ursula, welche die Herren gesprochen hatte.

„So müssen sie die Gewogenheit haben, wiederzukommen, sobald der Herr Markgraf zurückgekehrt ist, sagt es ihnen, Ursula, und daß der Herr Markgraf ungeduldig sei, hinaus zu gelangen," entschied Burkard Keller.

„Der Unverschämte! Mich, des Markgrafen Vetter abzuweisen, weil es ihm beliebt!" murmelte Antonio gallig und sein Zorn wuchs, als Ursula ihm bedeutete, es müsse Jeder dem Herrn Christoph aus dem Wege gehen, da er nicht selten über den Anblick Fremder in Zorn gerathe.

Bald darauf führte Burkard Keller den alten Herrn, der sogar in seinem langen pelzgefütterten Sammetrock noch fror, hinaus in die Sonne, welche warm auf dem grünen Waldmoos lag und tausend Keime hervor lockte.

In den leidvollen dunklen Augen Markgraf Christoph's wollte aber keine Freude an dem Frühling aufleuchten. Still und träumerisch schritt er, gestützt auf seinen Arzt, umher und schien überall kabbalistische Formen und Zeichen

Digitized by Google

zu leſen, welche dem das große Geheimniß enthüllten, der ſie zu deuten verſtand, und wonach er mit unendlicher Qual ruhelos ſuchte.

Um ihm ein Spielzeug zu geben, hatte Burkard ein aus vielen Theilen zuſammengeſetztes Stabmaß machen laſſen, und damit bildete der alte Herr denn jene ihm vorſchwebenden Zeichen nach, um Burkard an ihrer Deutung helfen zu laſſen.

Bei dieſer Beſchäftigung trafen ſpäter Antonio und Torbelli den Markgrafen, als ſie kamen, ihn „auf Befehl der Frau Markgräfin“ zu ſehen.

„Was will der Menſch bei mir?“ fragte der Kranke, der Antonio erkannte, auf Torbelli zeigend.

„Es iſt ein hochberühmter frommer Arzt, Oheim, welchen die hohe Verehrung zu Euch führt, die Ihr weit und breit genießt,“ erklärte Oettingen.

„Vergebt, durchlauchtigſter Herr,“ ſagte jetzt Torbelli, „daß ich wage, Euch zu nahen. Mir ſind geheime Heilkräfte bekannt, welche Euch, vereint mit den dringlichen und inbrünſtigen Gebeten Eures geringen Dieners, in kurzer Friſt aus den Klauen der teufliſchen Dämonen erlöſen werden, mit welchen Eure arme geplagte Seele ringt. Ohne Gebet iſt kein Heil und keine Heilung! Nicht die Werke der Finſterniß werden Euch erretten, wie hier das Spiel mit dieſem Zauberſtabe.“

Dem Markgrafen Chriſtoph, der zuerſt mit ſtarrem Staunen dem Predigtton des keck auftretenden Italieners gehorcht, wurde die laute befehlende Stimme, die da auf ihn einredete, peinlich; ſeine Züge begannen unruhig zu zucken.

„Haltet ein, Signore, der Herr iſt an ſo lautes Reden nicht gewöhnt," hatte ſchon zweimal Burkard Keller gemahnt, der im äußerſten Grade verwundert dies Gebahren Torbelli's anſah. Dieſer aber fuhr gegen den Kranken gewendet eifernd fort:

„Ich bin zu Euch geſandt durch die Stimme des Herrn, Euch zu ſagen, daß Satanas ſein Netz um Euch geworfen, daß er ſeine Krallenfinger nach Eurer Seele ausſtreckt, indem Ihr den Zauberkünſten dieſes hier, welcher —"

Ein Angſtſchrei des Markgrafen, der mit verzerrten Mienen auf die ſchreckliche Bedrohung gehorcht, und der ſich im vollen Ausbruch ſeiner Wahnvorſtellungen, Grauen in den Mienen, nach den Krallenfingern umblickte, von denen Torbelli ſprach, unterbrach den Redner.

Und dann ein zorniger Ausruf von Burkard's Lippen, ein hin und her Zerren, ein gurgelndes Stöhnen — und mit einem dröhnenden Gepolter ſtürzte die breite, knochige Geſtalt des Italieners auf dem Gange vor des Markgrafen Zimmer in voller Länge hin.

Burkard Keller aber ſtand an der offenen Thüre hoch aufgerichtet, unwiderſtehlich in der Kraft ſeines Willens.

Mit gebietender Hand wies er den Grafen Antonio hinaus, der heimlich voll Schrecken über die ſchlimme Wirkung, welche Torbelli auf des Markgrafen Zuſtand gehabt, daſtand. „Hinaus, Herr Graf v. Oettingen, und kommt mir nicht wieder, das bitt' ich! Eurem ſauberen Freunde aber rathe ich, mir nicht noch einmal hier in den Weg zu treten. Ich ſollte denken, der kennte mich ſchon von

Rom her zur Genüge und wüßte, was er von mir zu gewärtigen hat."

Der Graf ſchien die letzten Worte nicht zu verſtehen, wohl aber den ſehr deutlichen Fingerzeig nach der Thüre.

Und Antonio v. Oettingen mußte gehen wie ein geſcholtener Schulbube. Draußen lag der ſtöhnende Torbelli noch auf dem Boden und rang, den Angſtſchweiß auf der Stirne, nach Athem; in Urſula's Armen aber wand ſich in einem heftigen Krampfanfalle der Markgraf.

Es dauerte lange, bis der unglückliche Herr ſich von der ſchrecklichen Herzbeklemmung erholt hatte, in welche ihn das Verfahren Torbelli's verſetzt. Endlich gelang es Burkard, ihn einzuſchläfern; kaum war er aber ſicher, daß ihm dies gut geglückt, ſo eilte er in tiefſter Erregung zu der Markgräfin.

Seine Feinde waren ihm ſchon zuvorgekommen. Sie wußte Alles, aber in welchem Lichte hatten jene Beiden ihre Sache vorgeſtellt!

„Es iſt zum Ekel, Männer ſo lügen zu ſehen!" rief er empört, als die Markgräfin ihn mit Vorwürfen empfing.

Sie ließ Antonio rufen, und dieſer erſchien in giftiger Wuth.

„Ihr macht mir armen Frau das Leben noch ſchwerer mit Eurem Streit!" klagte ſie vorwurfsvoll.

„Ich bin wahrlich nicht geſonnen, Herrin, Streit zu ſuchen," verſicherte Burkard Keller, „aber da ich ruhig meiner Arbeit waltete, hat mich Euer Vetter erſt vor der Burg mit dieſem Dummkopf, dem Torbelli, zuſammen gehetzt, jetzt bringen ſie mir, auf Eure Erlaubniß hin, zu

meinem Kranken, reden ihm vom Satanas und dergleichen, ängstigen und erschrecken mir den edlen Herrn, daß er in fürchterlichen Krämpfen niedersinkt!“

„Antonio! Antonio!“ rief die Markgräfin. „Und davon sagt Ihr nichts? Redet mir nur von Eurem Verdacht, der Burkard sei ein arger Sünder, und der Hexerei und Zauberei ergeben?“

„Und das behaupte ich auch jetzt noch und will's dereinst beweisen, durchlauchtige Muhme!“ beharrte dieser tückisch. „Des Keller's Einfluß auf Euren Herrn ist eitel teufliſch Wesen, Ihr werdet den Tag noch verfluchen, da er auf die Burg kam! Der Torbelli ist, wie er, auf der hohen Schule zu Bologna eifrig den Wissenschaften obgelegen, aber in treuem christlichen Sinn zu anderen Ergebnissen seines Fleißes gekommen. Ohne Gebet und Bußübungen läßt der Keller den Herrn Ohm dahin leben, kein Exorcismus wird vorgenommen, seit er hier ist, und in seinem teuflischen Dünkel sagt er frech Euch in's Gesicht, dergleichen beängstige den Kranken, wo doch wir Alle wissen, daß nur da Heil für uns zu suchen ist.“

Die Markgräfin blickte geängstigt von einem der Gegner zum anderen. „Ich habe nie gewußt, Antonio, daß Ihr ein sonderlich gläubig Gemüth hättet! Heut' wundere ich mich Eures Eifers!“ sagte sie gereizt, als er schwieg.

Je klarer es Burkard Keller wurde, Antonio wolle ihn um jeden Preis von der Burg verdrängen, um so ruhiger und besonnener wurde er plötzlich durch die kraftvolle Anstrengung seines Willens. Das durfte Antonio nicht ge-

lingen! Die Gefahr, ſein Anſehen, ſeine Stellung einzubüßen, machte ihm beides erſt recht werthvoll.

Antonio aber ſprang durch die Worte der Markgräfin noch mehr gereizt vor ihn hin und ſchrie: „Könnt Ihr es verantworten, der geringen Weisheit Eures Kopfes und Eurem rieſenhaften Dünkel mehr zu vertrauen, als den Erfahrungen zahlreicher bewährter Gelehrten in der ars medica, welche nimmermehr Gott die Ehre entziehen, um der menſchlichen Schwachheit zu vertrauen?“

„Was ich verantworten kann und werde, geht Euch nichts an, Graf Antonio!“

Dieſer war ohne Antwort an das Fenſter geſtürzt und rief den auf dem Hofe ſtehenden Torbelli herauf.

„Verlangt Ihr's, Frau Markgräfin,“ wandte ſich Burkard an dieſe, „daß ich ſolchergeſtalt Eurem Vetter Red' und Antwort gebe, der nichts von meiner Kunſt verſteht?“

„Hier,“ ſchrie Graf Antonio, „hier iſt denn Einer, der mehr davon verſteht, wie Ihr und ich, und als Euer Verwandter, Frau Markgräfin, verlange ich, daß Ihr zum Nutz und Frommen Eures Gemahls dieſen wohl gelahrten und chriſtlichen Mann neben dieſen — dieſen Teufelsmedikus ſtellt.“

Im Nu hatten Beide, der Angreifer wie der Angegriffene, die Hand am Schwert.

Die Markgräfin warf ſich zwiſchen ſie. „Schämt Ihr Euch nicht, mir den Burgfrieden unter meinen Augen zu brechen?“ rief ſie zornig.

Burkard Keller beugte ſein Knie. „Verzeiht, edle Frau,“ ſagte er, mit Mühe ſich beruhigend, „Ihr ſeht, daß man

mich zu einer Ungebührlichkeit hinreißen, daß man um jeden Preis Streit mit mir will! Hier schwöre ich Euch, es soll diesen Beiden nicht gelingen. Ihr wißt, daß Ihr mich gerufen habt, hierher zu Eurem Herrn zu kommen. Unter Eureu Augen habe ich meine Kunst geübt, unter Euren Augen lebe ich. Vertraut Ihr mir nicht mehr, wohnt in Eurem Gemüth der leiseste Zweifel an mir und meinem christlichen Sinn, so sagt es mir und ich gehe. Aber wisset, wie ich Eurem Kranken Ruhe und Besänftigung gegeben habe, wie ich Euch niemals versprach, ihn zu heilen, und offen gestehe, daß mir dazu wenig Hoffnung gekommen, so kann ich ihm doch auch ferner Milderung seiner Leiden und ein wenig Schlaf bieten! Das will ich auch mit allen Kräften des Leibes und Geistes erstreben; aber diesem Torbelli verbiete ich den Eintritt bei Eurem Gemahl, und dem Grafen Antonio desgleichen. Die arme verängstete und gequälte Seele unseres unglücklichen Herrn soll Ruhe haben, auf sein mühseliges und beladenes Gemüth soll nicht noch neue Last gehäuft werden, indem man ihm, der unter den Menschen seiner Zeit als einer der Besten gepriesen wird, mit Hölle und Teufel Furcht einflößt. Ich allein bin sein Arzt, ich allein will es sein oder ich gehe!"

„Laßt den Teufelsmedikus gehen, zum Satanas, seinem Herrn und Meister gehen!" keuchte Graf Antonio.

„Wir wollen Hand in Hand handeln, Herr Collega," mischte sich Torbelli mit heuchlerischer Sanftmuth in das Gespräch, „ich biete Euch die meinige! Warum sollten wir uns befehden, da wir doch das Gleiche wollen, wenn auch

Jeder auf eigene Art? Wir werden gemeinſam berathen; Ihr gebet mir zu, daß wir in chriſtlicher Buße die erſte Heilkraft ſuchen und werft die Zauberlatwergen der Urſula zum Fenſter hinaus!“

Burkard Keller trat von dem Heuchler weg, ohne zu thun, als höre er ihn.

„Frau Markgräfin! Gemeinſchaft mit dieſem Menſchen, den ich vor einigen Stunden mich gezwungen ſah aus Eures Gemahls Stube hinauszuwerfen, will ich nicht. Sagt, ſoll ich gehen, oder wollt Ihr ihn gehen heißen?“

„Ihr bleibt, Burkard Keller! Wie könnt Ihr denken, ich ſei ſo undankbar gegen meines theuren Herrn Wohlthäter! Ihr bleibt, und Niemand betritt die Gemächer des Markgrafen, als dem Ihr ſelber Einlaß geſtattet. Ihr allein ſeid ſein Arzt. Ihr aber, Signor Torbelli, möget wiſſen, als unſer Gaſt ſeid Ihr, unſeres Vetters v. Oettingen Freund, herzlich gern geſehen, es ſind in der Stadt dort unten Kranke die Menge, welche Eurer Kunſt froh ſein werden. Bleibt, aber verübelt mir nicht, daß ich dem Keller mit vollem Vertrauen danke, der meinem armen Herrn ſo viel Gutes erweist.“

Torbelli verneigte ſich, bleich vor Wuth. Burkard Keller aber küßte in hoch aufwallender Dankbarkeit die Hand ſeiner Gönnerin und wie ein Jubellied klang ihm der Gedanke durch die Seele: „Kordula, Kordula! Sie erfährt meinen Triumph.“

Unterdeß hatte die Markgräfin auch Antonio ernſte, mahnende Worte geſagt. Als Letzterer dann, um das Zimmer zu verlaſſen, mit Torbelli an Burkard vorüber ging,

den die Markgräfin zurück hielt, ziſchte er ihm leiſe zu: „Du oder ich!“

Und trotzig lachte ihm Burkard Keller in's Geſicht.

— — — — — — — — — — — —

Am ſpäten Abend, als er mit Urſula beim Markgrafen ſaß, beſprach er mit dieſer die Erlebniſſe des Tages.

„Ich weiß ja gut genug, Herr, was den Grafen ſo mit Wuth erfüllt. Die Iſa hat Euch vorgezogen, der er nachjagte wie ein Fuchs der Taube, und das Fräulein v. Jugenheim thut gar kalt und ſpröde gegen ihn! Die Frau Markgräfin ſpricht ihr freilich täglich zu, aber jetzt zeigt ſich noch eben kein Erfolg.“

Burkard Keller lachte im Hinausgehen glücklich vor ſich hin, es that ihm wohl, dies zu hören.

In ſeinem Weſen zeigte ſich jedoch in der nächſten Zeit öfter eine gewiſſe Unruhe und Unſtätheit, ohne daß Urſula einen Grund dafür zu entdecken im Stande war.

„Es iſt das Bräutigamsglück,“ ſagte ſie ſich, „welches ihm das freundlich geduldige Eingehen auf die Wahnvorſtellungen des Herrn ſchwerer macht als zuvor. Im Anfang hatte er nichts, was ihn abzog, jetzt gehen ſeine Gedanken zur Braut, auf gegenwärtiges und zukünftiges Glück, da möchte er allezeit bei der Iſa ſein, und daher wird ihm die freiwillige Einkerkerung für ſo viel Tagesſtunden herzlich ſauer.“

Aber ſeltſam, Burkard Keller benutzte nicht mehr wie in der erſten Zeit jede Gelegenheit, nach Kuppenheim hinüber zu wandern oder zu reiten, ſondern ſaß ſtatt deſſen öfter Abends bei der Markgräfin, in großer Heiterkeit und

Digitized by Google

mit ſtrahlenden Mienen ſich mit ihr und ihren Damen unterhaltend.

Daß die Braut ihm darob ſchmolle, erzählte er eines Tages Urſula lachend und ſetzte entſchuldigend hinzu, das viele Hinundher von und nach Kuppenheim habe ihn ſo unruhig und ſeiner ſelbſt ungewiß gemacht, daß er ſich überlegt habe, er müſſe um ſeines Dienſtes willen die Beſuche bei Iſa einſchränken.

„Mir war in letzter Zeit ſo ſonderbar zu Muth, Urſula, wie nie im Leben, ich hätte laut jauchzen mögen, und doch zitterte mir das Herz in der Bruſt, daß es oft eine Pein war. Mir wurde ſchier nirgend mehr wohl. War ich beim Herrn, ſo trieb's mich fort von ihm, ſaß ich neben der Iſa, und hätte mich freuen können an ihren luſtigen Einfällen und ihrem Koſen, ſo wollte mir ſelbſt das nicht mehr behagen, eine heiße Unruhe trieb mich heim, und war ich bei der Frau Markgräfin, in mehr Ruhe und friedvoller Heiterkeit, als ich ſonſt irgendwo fühlte, ſo raunte mir eine Stimme in's Ohr: Du haſt die holde Braut in Kuppenheim und da ſitzeſt Du nun hier, derweil ſie nach Dir ſeufzt! — Seht, ſo trieb's mich ruhelos hin und wieder, und endlich hab' ich's der Iſa geſagt, es dürfe nicht ſo fortgehen, zweimal in der Woche wollt' ich ſie beſuchen, nicht mehr, denn ſonſt mache ſie mich der Pflicht gegen den durchlauchtigen Herrn ganz ungetreu. Die Iſa hat nicht gewollt, hat bös gethan und gar arg gebettelt, ich ſoll öfter kommen, aber wie ſie ſo drängte, kam mir eine Angſt, als möchte ich am liebſten auf allezeit fortlaufen; der Vogt, ihr Vater, trat mir aber bei und bedeutete ſie, daß der

Dienſt heilig ſei, den ich beim Herrn thue, da hat ſie ſich wohl geben müſſen, und ſeitdem habe ich mehr Frieden und weiß, woran ich bin, wiewohl dies ſeltſame Zittern und Sehnen mich noch öfter überkommt."

Das mochte wohl ſo ſein.

Urſula fand in der That, daß Burkard Keller ſeinen Dienſt wieder gelaſſener und ruhiger that, ſeit er die Burg kaum verließ.

„Eure Iſa darf Euch nur loben um Eurer Entſagung willen," ſagte ſie ihm, und er meinte lachend, da kenne ſie Iſa ſchlecht.

Der Markgräfin gefiel die aufopferungsvolle Einſchränkung ſeiner Bräutigamsbeſuche ganz außerordentlich, ſie konnte nicht Liebes genug von ihm ſagen, und ſuchte ihn durch häufige Aufforderungen, des Abends in ihren Gemächern an der Unterhaltung der jungen Leute theilzunehmen, zu entſchädigen, eine Begünſtigung, die er freudig annahm und durch welche ſich erſt jetzt zeigte, daß der gelehrte Medikus zugleich auch ein angenehmer Geſellſchafter ſein konnte.

Mit Antonio hatte ſie einen ſchweren Stand. Eiferſüchtig auf ſeine Günſtlingſchaft, die ihm ſo manche Vorrechte gegeben und manchen Mißbrauch derſelben ungerügt hatte hingehen laſſen, eiferſüchtig noch mehr auf die Gunſt der Frauen, welche ſich Burkard Keller zuwandte, ohne daß er danach ſonderlich zu trachten ſchien, mußte der Graf ſich ſagen, daß er ſtatt der ihm gebührenden erſten Rolle in den Gemächern der Markgräfin, wie in der ganzen Burg, auf den zweiten Platz gedrängt werde. An Torbelli, den

er jetzt aus Trotz nicht von ſich ließ, und der um ſeinetwillen mit Höflichkeit behandelt wurde, gewann er einen ſtets bereiten Aufpaſſer und Schmeichler. Die Markgräfin ſah dies Alles, konnte aber nichts ändern und mußte nur ſuchen, den Frieden aufrecht zu halten.

Der regierende junge Markgraf hatte ſchon länger eine größere Feſtlichkeit im Sinne, ein Turnier, bei welcher Gelegenheit eine Anzahl edler Junker, unter ihnen die beiden Söhne des Freien Keller v. Yburg, den Ritterſchlag erhalten ſollten.

Burkard Keller's eigentlichen Neigungen hätte der Wunſch nach der Ritterwürde fern gelegen, um ſo mehr, als der von ihm erlangte Grad eines Doktors dem Range eines Ritters gleichkam, wenn nicht der Markgraf, mit dem alten Ritter Keller im Einverſtändniß, in der Verleihung des Ritterſchlags eben eine neue Anerkennung für Burkard geſehen hätte.

Die Ausſicht auf dieſe Unterbrechung des verhältnißmäßig einförmigen Lebens war allen Bewohnern von Hohenbaden, mit Ausnahme Markgraf Chriſtoph's, hochwichtig und erfreulich.

Eifrig beſprach die Jugend bei den Mahlzeiten oder Abendunterhaltungen die Einzelheiten der Feierlichkeit. Iſa v. Tietenau wurde von der Markgräfin für die Dauer des Feſtes auf die Burg geladen; die hohe Dame war überzeugt, dem Brautpaar damit eine große Freude zu bereiten, und für die ſeit einiger Zeit oft trübe und ernſt erſcheinende Kordula in Iſa eine froh gelaunte Freundin

zu gewinnen, denn auch Bona hatte sie jetzt verlassen, und die neuen Fräulein ihre wärmere Theilnahme noch nicht zu gewinnen verstanden.

Die Männer redeten von nichts als von Pferden, Waffen und Rüstungen, oder von den Turnieren, welche Einer und der Andere vordem mitgemacht. Man hatte sich tausend lustige Geschichten von Banketten und Maskenspielen, welche dem eigentlichen Turnier gefolgt waren, zu erzählen.

Vielleicht lag es daran, daß Burkard Keller zweimal in kurzen Zwischenräumen den Besuch der Braut versäumte? Es half ihm wenig, daß er das schlechte Wetter und seine Pflicht gegen den wieder unruhigeren Markgrafen vorschützte.

Isa zürnte und weinte, und der Bräutigam ging grollend von ihr, denn sie wagte es, ihn zu meistern, ihn, dem in der Burg Jeder ohne Ausnahme mit wirklicher oder erheuchelter Ehrerbietung begegnete und der schon gewohnt war, sein Thun und Lassen allemal bewundert und gerühmt zu sehen!

Es kam ihm vor, als habe heute die schmollende und erzürnte Braut jener Isa, mit welcher er sich verlobt hatte, wenig ähnlich gesehen.

So war das Ende des Novembers und mit ihm die Feier jenes großen Ritterfestes in der unteren Burg gekommen. Burkard Keller, dessen Geschmack und Schönheitssinn den Markgrafen Philipp zu lauter Bewunderung hinrissen, ward bei allen Anordnungen um Rath und Hilfe angegangen. Antonio nannte ihn bitter den Unentbehrlichen und konnte kaum noch den Haß und Neid verstecken,

die ihn erfüllten, um ſo mehr, als es Torbelli vom Markgrafen Philipp ſtreng verboten worden war, Keller in den Weg zu treten.

Man hatte auf dem Plateau der neuen Terraſſe bedeckte Schranken errichtet zu einem Karuſſelreiten, wie es in Frankreich neuerdings Mode geworden; in den weiten Sälen des Schloſſes waren theils lange Speiſetafeln aufgeſchlagen, theils hatte man ſie zum Tanz mit Fahnen, Schilden, Kränzen, Spiegeln und Kerzen herrlich geſchmückt, und als an dem beſtimmten Tage von allen Seiten Reiterzüge und Wagen in die Stadt Baden einzogen, wo ſchon die Quartiere für die markgräflichen Gäſte bereitet waren, da ſchauten aus den Fenſtern von Hohenbaden überall freudige Geſichter herab auf die weithin zu überſehenden Straßen und freuten ſich der Kommenden, die wie ſchwarze ſich fortbewegende Pünktlein unten im Thal ſichtbar wurden, und der friſchen, klaren Kälte, welche bei blauem Himmel ein dauernd gutes Wetter verſprach.

Und endlich, gegen die Nachmittagsſtunden, brach man auch von hier auf. Selbſt die Markgräfin Ottilie hatte ſich dem Beginn des Feſtes nicht entziehen mögen, und Urſula, die allezeit Treue, die alleinige Fürſorge für ihren Herrn übernommen.

Es war ein ſtattliches Häuflein; die Markgräfin und ihre Fräulein hatten diesmal Tragſtühle befohlen, damit ſie in den koſtbaren Gewändern und dem vollen Feſtſchmuck ungeſchädigt im Schloſſe erſcheinen konnten. Von den Klängen der Muſik, der feierlichen Begrüßung des Marſchalls und der herzlichen Freude des regierenden Herrn

und seiner Gemahlin empfangen, mischten sich Fräulein und Edeldamen, hier und dort Bekannte begrüßend, vergnügt unter die des Beginns der Tafel harrenden Gäste, indeß die Markgräfin Ottilie sich mit der Schwiegertochter in eine zum Zuschauen errichtete Loge zurückzog.

Es war am anderen Tage; die Tribünen und Sitzplätze, welche rings um die Stechbahn liefen, waren dicht gefüllt, die Bürger der Stadt mit ihren Frauen und Kindern hatten die zweite oder dritte Reihe inne, aber Alle konnten gar wohl den Raum innerhalb der Schranken übersehen und in den Zwischenzeiten die Reihe der geputzten Edelfrauen und Fräulein mustern. Alles verlief in der besten Weise, keine Störung hatte die Freude getrübt.

Eben hatte nun der Markgraf zum Schluß der wohl gelungenen Reiter- und Kampfspiele nach alter Sitte und gutem Brauch den Ritterschlag ertheilt. Der Herold rief Namen und Stand des Geehrten mit lauter Stimme, Freudengeschrei von allen Seiten und die wehenden Tüchlein der Damen antworteten ihm, und der neue Ritter erhob sich von seinen Knieen, um zunächst vor der regierenden Markgräfin, sodann vor der Markgräfin Mutter das Knie zu beugen und jeder derselben das Gelübde der Treue durch Handkuß zu wiederholen, worauf ihm die Damen eine Helmzier, eine goldgestickte Schleife, Schärpe oder sonstigen Schmuck verehrten.

Unter den Edeldamen ganz in der Nähe der Markgräfin Mutter war eine, deren Herz gar nicht zur Ruhe kommen wollte vor lautem Klopfen, und deren hübsches Gesicht nie lieblicher anzusehen war, als in dem jubelnden,

Digitized by Google

ſtolzen Glückeslächeln, welches ihr aus der tiefſten Seele empordrang.

Es war Iſa v. Tietenau, reich und faſt über die Verhältniſſe geſchmückt, in dem roſenfarbigen Prachtgewande, das der Vater eigens und in großer Eile zu dieſem Anlaß bei einem berühmten Gewandſchneider in Straßburg hatte ſticken und fertigen laſſen.

Mit frohem Eifer hatte die liebliche Braut ſich geſchmückt, ihr von Natur gelocktes Haar ſtrählen und mit dem goldenen Reif und den goldenen Nadeln im Nacken zuſammenheften laſſen, von wo es dann in ſeiner reichen Fülle herabwallte. Sie wußte, ſie war ein ſchönes Mädchen, wohl würdig eines trefflichen Ritters Braut und dereinſtiges Ehegemahl zu werden, aber daß dieſer Ritter der in ſolchen hohen Ehren ſtehende Burkard Keller von der Yburg ſein, daß ſie an einem ſolchen Tage, wie dieſer, ſich zum Zielpunkt ſo vieler neugierigen, oder gar neidiſchen Blicke gemacht ſehen würde, das hatte ſie doch nie geahnt und das erſchien ihr heute wie ein faſt übergroßes Glück.

Und nun! Da kam er mit der ruhigen, edlen Unbefangenheit, die ihm eigen war, begleitet von ſeinem, mit ihm der Ritterwürde theilhaft gewordenen Zwillingsbruder, um vor den Markgräfinnen zu knien und den Handkuß zu leiſten.

Hubert Keller war ſchöner, viel ſchöner und ſtattlicher von Geſicht und Geſtalt, als Burkard; aber was galt er in dieſem Kreiſe neben ſeinem berühmten Bruder? Hubert war eine vornehme, ſchier königliche Erſcheinung, aber er wurde wohl nur halb ſo geehrt als ihr Burkard!

Isa sagte sich das und schaute voll Stolz und Liebe auf den Verlobten, dem soeben — o, des freudigen Schreckens! — die ältere Markgräfin eine herrliche goldene Doppelkette mit dem Bildniß ihres Gemahls, kunstvoll von Meisterhand auf Elfenbein gemalt und in goldener Hülle verschlossen, um den Hals hängte.

Und dazu sagte sie mit bewegter Stimme: „Wir können Euch nicht danken, wie unser Herz uns vorschreibt, Ritter, aber wir möchten Euch beweisen, daß wir es nach Verdienst zu thun wünschten.“

Isa v. Tielenau war ganz blaß geworden vor tiefer Rührung und unsäglicher Freude; der neue Ritter aber wurde auch bleich, und als nun gar das Volk anfing, Beifall zu schreien und zu jauchzen, da zitterten seine Lippen, und das Bewußtsein, daß das Meiste, was er leistete, nicht eigenes Verdienst war, gab ihm einen solchen Ausdruck aufrichtiger Demuth, daß darüber das freudige Zurufen und das allgemeine Jubeln noch größer wurde.

Inzwischen hatte auch der andere Bruder ein schönes Geschenk empfangen und Beide sich von ihren Knieen erhoben.

Da, was war das?

Während die Augen Hubert Keller's sich der Braut seines Bruders mit frohem Blick zuwandten, stand Burkard wie verzaubert, schaute an der seine Augen suchenden glückstrahlenden Braut vorüber in ein anderes Frauenantlitz, das ihm zugewandt, ebenso Alles vergessend, tief erröthend und gleichsam leuchtend vor Liebe und Erregung, ihn grüßend anlächelte.

Digitized by Google

Es war nur ein einziger, tiefer Blick, der hin und wieder flog und kaum Sekunden dauerte, und doch war es Iſa, als fahre ein Blitz vor ihr nieder und erzähle ihr eine lange Geſchichte von ſehnſüchtigem, vergeblichem Warten auf den Verlobten, und von einer anderen ſchönen Dame, welche ihn auf Hohenbaden gefeſſelt hielt.

Und war ſie denn ſchön? War Kordula v. Jugenheim ſchöner als ſie, die man doch immer die ſchöne Iſa genannt hatte?

Dieſelbe Frage thaten ſich zu gleicher Zeit Iſa ſelbſt und Hubert v. Keller, und Beide gaben ſich die Antwort: Nein, ſchöner war ſie nicht. Was mochte es denn nur ſein, was Burkard ſo zu berücken ſchien?

Inzwiſchen aber hatte Hubert, den Ausdruck von Iſa's Zügen errathend, haſtig ſeine Hand auf des Bruders Arm gelegt und den Zuſammenfahrenden, der verwirrt ihn anblickte, mit den Augen nach der ſeiner harrenden Braut gewieſen!

Das Alles dauerte kaum eine Minute, und doch war es Jedem der Vier, als hätten ſie ganze Reihen von Gedanken durchdacht und zitternd in einen Abgrund geſchaut.

Aber ſchon war auch dies vorüber. Sich ſchnell faſſend, hatte Burkard Iſa's Hand ergriffen. Er ſah ihre Bewegung, ſah den eiferſüchtigen Schrecken, und fühlte an dem ungeſtümen Wallen ſeines Blutes, daß ihm ſelber Unbegreifliches, Niegeahntes geſchehen war, daß ein Sturm in eine ſchon lange heimlich wüthende Flamme fuhr.

Was er ſagte und that, wußte er ſelbſt in dieſem

Augenblicke nicht; er fühlte nur, daß er Isa beleidigt hatte, daß ein Unrecht gegen sie in seinem Herzen war, und daß er Sorge tragen müsse, sie zu versöhnen, ihr zu verhehlen —

Was? Er wollte es sich nicht klar machen; er vermochte nicht zu denken, ein Zustand, wie er ihn nie gekannt, nie für möglich gehalten, bemächtigte sich seiner, und wie sehr er auch sich mühte, unbefangen zu erscheinen, er war eine viel zu gerade, der Verstellung unkundige Natur, um sie zum ersten Mal, da sie ihm nothwendig erschien, mit Geschick zu üben.

So versank er während des übrigen Theils des Tages oft in ein Sinnen, welches ihn völlig taub und blind machte für Alles, was um ihn her geschah, und immer wieder fühlte er seine Augen wie magnetisch gezogen nach der Richtung, in welcher Kordula bei ihrer Schwester saß. Dann begegnete er ihren verstohlenen Blicken, und dann wandten Beide sich erschrocken ab und suchten gleichgiltig zu thun. In ihren Herzen aber pochte es wie ein Hammer, und eine Stimme, die Ursula's Stimme schien, rief Burkard Keller zu: „Das ist die Liebe! Jetzt weißt Du erst, was Liebe ist!"

Dazwischen sprach er dann in reuiger Angst freundlich zu Isa, die blaß und verstört neben ihm saß. Sein Bruder Hubert machte finstere, argwöhnische Mienen und bewachte jede seiner Bewegungen. Zu Isa aber sprach derselbe freundlich und brüderlich, und wer nicht wußte, wie die Sachen standen, hätte leicht Hubert für den Verlobten der schönen Isa halten mögen.

Digitized by Google

Tief in der Nacht kamen ſie auf der Burg wieder an; ſchweigend und verſtimmt hatte Iſa ihrem Verlobten kaum ein Wort gegönnt, während ſie mit ſeinem Bruder flüſternd hin und wieder lebhafte Worte wechſelte.

Hubert war für dieſe Tage gleichfalls der Gaſt der Markgräfin.

Es kam Burkard Keller ſchon recht, daß er beim Einreiten in den Hof helles Licht in des Markgrafen Gemächer ſehend, darin einen Vorwand fand, ein Alleinſein mit Hubert zu vermeiden.

In des Herrn Zimmer fand er dieſen wach über ſeinen Büchern, und Urſula in gewohnter freundlicher Sorge um ihn bemüht. Freudevoll von Beiden empfangen, wehte ihm hier der Odem der Liebe und Verehrung entgegen, an den er jetzt längſt gewöhnt war, wie an ſein Lebenselement, und draußen hatte er nur mißbilligende Blicke, unzufriedenes Schmollen, tadelnde Mienen bei denen erregt, die ihm doch die Nächſten waren. Aber was kümmerte ihn das Alles, was war ihm Lob und Tadel vor dem, was er jetzt in Angſt, Sorge und jubelndem Glück in ſeinem Herzen bewegte?

„Ich muß Euch noch heute etwas fragen, Urſula, helft mir den Herrn zur Ruhe bringen, damit Ihr Zeit für mich findet," ſagte er leiſe und erregt, wie Urſula ihn noch nicht geſehen.

Eine Stunde ſpäter zog er ſachte und mit großer Vorſicht ſeine Hand aus der des Kranken, der ſelbſt im tiefen Schlafe jenen Zug des qualvollen Denkens auf der breiten, edlen Stirn trug und mit ſeinen ſtillen Leidensmienen ſtumm, aber unwiderſtehlich um Mitleid bat.

Digitized by Google

Urſula hatte immer wieder in Burkard's heute ſo aufgeregtes Geſicht geſehen. Ihre freudigen Glückwünſche zu der ritterlichen Würde hatte er kaum angehört, und ſie bemerkte ganz wohl, daß er nur ſo voll beſonderem Eifer und vermehrter Hingebung ſich mit dem Patienten beſchäftigte, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das er ihr zu ſagen brannte.

Jetzt winkte ſie ihm, und behutſam ſchlichen ſie auf den Fußſpitzen in das Vorgemach.

„Was iſt Euch, Herr Burkard, Ihr ſehet aus, wie ich Euch nie zuvor ſah?“ fragte ſie hier.

Er blickte nachdenklich vor ſich hin.

Endlich ſagte er, ſie ernſthaft anblickend, leiſe: „Urſula, Ihr wißt ſo gut um die Liebe Beſcheid, ſagt mir doch einmal, wie ſie denn iſt!“

„Aber das wiſſet Ihr ja längſt, Herr! Ihr habt die liebe Braut, und ich habe Euch öfter ſo freudvoll und lächelnd von ihr heimkehren ſehen, beſonders im Anfang, daß ich denke, Ihr thut eine müßige Frage,“ erwiederte ſie überraſcht.

„Beſonders im Anfang?“ wiederholte er betroffen, und ſie ſelber erſchrak, denn das Wort war ihr, ihr ſelbſt unbewußt, entſchlüpft.

„Ei nun, man wird auch des Glückes gewohnt!“ warf ſie ein.

„Das iſt's nicht, das iſt's nicht!“ murmelte er und ſah wieder mit ernſten Augen vor ſich hin. „Könnt Ihr mir nicht ſagen, Urſula, ob man zugleich zwei Frauen lieben kann? Der Einen iſt man von Herzen gut, zu der

Digitized by Google

Anderen aber geht ein heißes Sehnen, daß man immer bei ihr ſein möchte, daß jeder Blick von ihr Einem das Blut zu Kopf und Herzen treibt, und daß Einem zu Muthe iſt, als möchte man vergehen vor Glück und Wonne, wenn ſie Einen anſieht mit liebevollem Lächeln."

„Die Erſte liebt Ihr nicht, die Zweite iſt's!" hatte Urſula leuchtenden Blickes gerufen, denn ſo hatte auch ſie einſt empfunden und ohne Belehrung gewußt, daß es die Liebe war.

Er war aufgeſprungen. „Ich wußte es! Ich fühlte es, und mir war, als riefet Ihr, Urſula, es mir zu: Du liebſt ſie, das iſt die Liebe!"

Sie ſah ihn erſchrocken an, ihr drängten ſich plötzlich ganz abſonderliche Gedanken auf, und was all' dieſe Zeit her vor ihren ſehenden Augen ſich vollzogen hatte, ohne ihr zum Bewußtſein zu kommen, das ſtand plötzlich klar und hart vor ihr.

„Herr! Ich will nicht hoffen —?" ſtammelte ſie.

Er ſchlug die Hände vor das Geſicht und bebte.

„O Herr, es iſt eine Anfechtung, thut das Werk des Böſen von Euch, es iſt gegen Eure Ehre!" rief ſie immer entſetzter.

„Heute bin ich ein Ritter worden, und meine erſte, erſte That war ein Treubruch!" murmelte er.

Sie verſtand ihn nicht, aber ſie fühlte, daß er ſchwer erſchüttert ſei.

„Es kommen Jedem Verſuchungen, Herr Burkard, ſelbſt die Heiligen ſind nicht verſchont geblieben. Seid nur ſtark, kämpft muthig mit dem böſen Feind, und es wird Euch gelingen!"

Digitized by Google

„O, Urſula, es iſt ja nicht Anfechtung, es iſt ja die Liebe! Ihr habt es mir immer geſagt, Ihr wußtet, daß ich nichts davon verſtand, als ich um Iſa warb! O, hättet Ihr mich zurückgehalten!“ rief er, unruhig hin und her gehend.

„Ich? Die niedrig geborene Dienerin? Wie durft ich, Herr? Ach, und ich wußte ja, daß ein Mann Eures Standes nicht ſo ſehr fragt, ob die wahre Liebe ihn zur Braut ziehe, ſondern daß er vor Allem ein Gemahl aus ritterlichem Hauſe ſucht!“ ſagte ſie traurig.

„Das iſt ſie, Urſula, das iſt ſie, und —! O Urſula, mir kommt es vor, als könnt' ich nicht mehr leben, wenn ſie nicht mein wird.“

„Sie? Die junge Gräfin?“ rief ſie. „Herr Gott, was würde die Frau Markgräfin ſagen?“

„Wie wißt Ihr, Urſula? Ich habe ſie nicht genannt!“ ſtieß er erſchrocken hervor.

„Alles weiß ich! Mir iſt, als ſei ich mit Blindheit geſchlagen geweſen! Vom erſten Tage an hat das Unheil begonnen! Ich ſehe es jetzt!“

„Ja, Urſula, vom erſten Blick an! Wie ich ſie ſah, dieſe großen, tiefblauen Augen, mir war's, als leuchteten ſie wie das liebe Sonnenlicht, und als ich ihre Stimme hörte —! O Urſula, ſobald ſie zu mir ſpricht, zittert mein Herz, und Tag und Nacht fand ich nicht Ruhe, wenn ich ſie nicht ſah!“ Und er lächelte glückſelig, als er dies ſagte.

„Alle Heiligen helfen Euch, Herr, das iſt die Liebe, und Ihr ſeid einer Anderen verlobt!“ rief Urſula, die

Digitized by Google

Hände im faſſungsloſen Schrecken zuſammenſchlagend und ihn entſetzt anſtarrend.

„Ja, ja! Das iſt ſie. Um Gottes willen, Urſula, rathet, helfet mir!“

„Für Euch gibt's keine Hilfe, armer Herr! Ihr könnt nicht die Treue brechen, die Ihr beſchworen habt!“

„Nimmer, Urſula, die Keller von der Yburg halten ihr Wort!“ fuhr er auf.

„Reiſet hinweg, Herr, geht der Verſuchung aus dem Wege! Seht, der böſe Feind gönnt Euch die Ehren nicht, die Ihr, ſo jung noch, ſchon gewonnen; da legt er Euch Fallſtricke der ſchlimmſten Art!“

„Sollte es das ſein?“ ſagte ſinnend Burkard Keller. Dann aber blickte er wieder auf und fuhr fort: „Ich weiß nicht, Urſula, ob ſie ſchön iſt, ſchöner gar als Iſa, ich weiß nur, daß es mich zu ihr zieht, wie wenn Gott ſelbſt uns für einander geſchaffen. Ich kann Euch nicht ſagen, wie mir zu Muthe wird, wenn ich ſie anſehe, wenn ich fühle, auch ſie iſt mir gut!“

„Großer Gott, Herr, Ihr ſeid verloren, wenn Ihr ſolchen Gedanken nachhängt, denn der Vogt von Kuppenheim und die Iſa haben Euer Wort! Denkt, was Euer Vater ſagen würde!“

Er ſah düſter vor ſich hin, und nach und nach ſchwand alle Freudigkeit aus ſeinem Geſicht.

„Ja, Urſula, Ihr habt Recht; ich will es von mir thun! Bin ich nicht ein Mann und habe ich nicht den Willen, der das Böſe haßt? Es wird ſchwer ſein, Urſula, ich fühl's, daß ich mir ſchier das Herz ſelber ausreißen

muß, aber es ſoll ſein, ich will der Iſa mein Wort halten, kein Menſch ſoll ſagen, daß Burkard Keller ein Treubrüchiger iſt!“

Er ſtand auf, feſt und ſtolz das Haupt erhebend, aber dann ſchauderte er zuſammen, wie vor dem Tode.

„Betet, Herr, daß die Heiligen Euch ſtärken, es iſt ſchrecklich, was Ihr vorhabt, man kann ſo eine Liebe nicht ausreißen, wie ein Pflänzlein.“

„Und wenn's ſelbſt mein Leben koſtet, ich muß, ich will!“ ſagte er mit blaſſen Lippen und zornigem Ton.

So trennten ſie ſich, und Urſula ſaß ſchlaflos bis zum Tagesgrauen auf ihrem Bette, in heißer Angſt Roſenkranz um Roſenkranz betend und ſich voll Inbrunſt bekreuzend.

Burkard Keller ſeufzte, als er ſich in ſein Kämmerlein begab, tief auf. „Es muß ſein, ich muß nur ernſtlich wollen, die Iſa hat mein Wort,“ ſagte er ſich, „und der Menſch kann, was er will!“

Der nächſte Tag ſchon brachte des Kampfes und unerquicklichen Wortwechſels mehr als genug, um die ſiegesgewiſſe Ruhe des neuen Ritters, mehr als ihm vorher möglich geſchienen, zu erſchüttern.

Iſa v. Tietenau war viel zu jung noch und hatte trotz der fürſorglichen Erziehung in den feinen Formen höfiſcher Sitte in der ſtillen und geregelten Haushaltung der Markgräfin Oltilie zu wenig Gelegenheit gehabt, ſich in der Selbſtbeherrſchung und Verſtellung zu üben, als daß ſie heute daran gedacht hätte, daß das Weinen und der Aerger ihr Ausſehen auf dem Abends ſtattfindenden Tanzfeſte im neuen Schloſſe beeinträchtigen werde.

Digitized by Google

Je weiter der Morgen vorrückte, ehe ihr verlobter Bräutigam ſich bei ihr ſehen ließ, um ſo aufgeregter und gereizter wurde ſie, und als nun gar Hubert Keller, der nicht, wie ſein Bruder, bis tief in die Nacht hinein wach geblieben war, früher erſchien als Burkard, und mit freundlicher Herzlichkeit ſich nach der Urſache von Iſa's auf's Neue hervorſchießenden Thränen erkundigte, da klagte ſie ihm unter Weinen und Schluchzen, wie Burkard ihr ſchon lange untreu ſei und dies bewieſen habe durch ſeltenes Kommen und kalte, nachdenkliche Launen.

„Ich glaubte ihm Alles, was er zu ſeiner Entſchuldigung ſagte, denn wie ſollt' ich daran denken, daß es ſo ſchnell vorbei ſei mit ſeiner Liebe?“ klagte ſie. „Doch geſtern, Ihr habt es ſelbſt geſehen, Hubert, hat er wohl nach mir geſchaut? Hat er wohl zu mir geſprochen wie ein Bräutigam zur Braut? Wie verhext hat er immer wieder ſeine Blicke nach der Kordula gewendet, und wie ſie ihn verliebt angeäugelt hat, das ſchlechte Mädchen, das habt Ihr ſo gut geſehen als ich!“

„Nichts habe ich von dem Allen gemerkt, ſchöne Schweſter, eitel eiferſüchtige Einbildung iſt's, was Ihr ſahet und ſaget, und auslachen will ich Euch mit dem Bruder zuſammen, daß Ihr ſo ein thöricht Mägdlein ſeid, Euch ſelbſt die Feſttage ſolchergeſtalt zu verderben!“ ſuchte er ſie lachend zu beruhigen.

Doch Iſa lachte nicht, ſie ſah ihn ernſt und bittend an, daß ihm der bange Ausdruck ihrer Rehaugen zu Herzen ging. Dann ſagte ſie: „Ihr wollt mich nur tröſten, Hubert, Ihr ſeid lieb und gut, aber glaubt mir, die Kor-

dula hat's ihm angethan! Solche Augen, wie sie sich einander machten!"

„Ei nun, Isa, muß ich Euch wirklich sagen, daß wir Keller von der Yburg nicht zu den Narren, noch zu den Ehrlosen gehören, die sich vor den Wagen jeder Schönheit spannen? Der Burkard hat sich Euch verlobt, er ist nimmer ein Weiberknecht gewesen, hat nie um Liebe geworben, bis er Euch kannte, und Ihr thut nicht gut, gleich aufzubegehren, wenn Euch der Eifersuchtsteufel Verdacht in's Herz wirft. Glaubet mir Eines, mit Vertrauen auf des Burkard Ehrlichkeit kämet Ihr weiter, als mit zornigen Thränen und Schmähreden."

„Nun thut Ihr gleich so streng, Hubert," meinte sie wieder, „und mir ist so schlimm zu Muthe, daß Ihr wohl eine Christenpflicht übtet, wenn Ihr mir Trost sagtet."

Und dann legte sie traulich und ohne Arges zu denken ihren Kopf auf seine Schulter; er war ja nun ihr Bruder, und wenn er auch eine lange Weile gezögert hatte, des Vaters Segen zur Verlobung zu bringen, so war er doch jetzt da und gar herzlich und freundlich mit ihr und den Ihrigen gewesen.

Ihm aber wurde ganz heiß und angst, als er ihr Haar seine Wangen streifen fühlte. Eine Beklemmung, wie er sie nie zuvor gehabt, preßte ihm das Herz zusammen, und ihm kam ein tolles Gelüsten, sie in seine Arme zu nehmen und zu küssen.

„Kommt, Isa," bat er nach einer kurzen Weile stummen Kampfes die Ahnungslose, „kommt, laßt uns ein

Weilchen auf und nieder gehen im Gange draußen, es dünkt mich, der Ofen iſt ſchier überheizt."

„Meint Ihr?" ſagte ſie erſtaunt, aber ſie folgte ihm gern; und vertraulich plaudernd, den ſäumigen Bräutigam erwartend, gingen ſie auf und nieder auf den mit Binſenmatten belegten Steinflieſen des kalten Ganges.

Doch Iſa's Gereiztheit fand neuen Grund, hervor zu brechen, denn immer noch kam Burkard nicht. Der Ungeduldigen wurde jede Minute zur Ewigkeit.

„So hat er mich die letzte Zeit oft genug warten laſſen!" ſagte ſie erzürnt. „Ihr wollt nichts Schlimmes vom Bruder hören, Hubert, und ich verdenke Euch das nicht, aber glaubt mir, wäre nicht der Graf Antonio ſo hart vom Pferd geſtürzt, daß er hernach nicht ſehen und hören konnte, er hätte auch bemerkt, daß der Burkard ſich um mich weniger kümmerte, als um die Kordula! Burkard iſt ſchlecht und undankbar, während ich ihn doch dem Grafen vorgezogen habe, den ich leichtlich damals ſeiner Braut hätte abwendig machen können!"

„Laßt mich gehen, ihn zu holen. Wer weiß, ob er nicht ſchon beim Markgrafen iſt," ſagte Hubert endlich.

Sie ließ ihn gehen, es konnte ja ſein, daß Burkard unſchuldig war an dem Zögern, ſie hätte es gern gehört.

Aber Burkard Keller ſchlief noch feſt und tief, als Hubert in ſein Zimmer trat. Seine Natur hätte Anſtrengung anderer Art gut genug ertragen, Gemüthsbewegung aber war dem jungen Blut ſo ungewohnt, daß die des geſtrigen Tages und der Nacht ihn müder gemacht hatten, wie ein ſchweres Tagewerk.

Erstaunt sah er in die heute unbewußt ernsteren Mienen des ihn weckenden Bruders.

„Du schläfst lange, Deine Braut aber sitzt indeß in Thränen und erwartet Dich vergebens," sagte dieser, Heiterkeit heuchelnd, doch mußte ihm dies wohl schlecht gelingen, denn Burkard fuhr ärgerlich auf und rief: „So laß die Thörin!"

Ihm kam plötzlich Alles wieder in den Sinn, was er gestern in sich klar werden fühlte. Er erinnerte sich seiner guten Vorsätze und es verdroß ihn nun um so bitterer, daß Isa ihn offenbar bei dem Bruder in ein schlimmes Licht gestellt.

Hubert aber empfand des Bruders Heftigkeit als eine grundlose und in seinem Herzen Partei nehmend für Isa, erwiederte er: „Du solltest sie am wenigsten schelten um ihrer Liebe willen, denn Liebe ist's doch nur, daß ihr bangt um Deine Treue."

„Und Dich hat sie wohl geschickt, mir in's Gewissen zu reden? Ei, sie fängt früh an, ein fein säuberlich Bändchen zu drehen, an dem sie mich nachher zu gängeln denkt. Ihr stände besser an, zu vertrauen, daß ich ihr das Wort, welches ich einmal verpfändet habe, nicht brechen werde."

„Das habe ich ihr auch gesagt, Bruder, und Du mußt bedenken, daß es der Weiber Art ist, um Kleines zu trutzen und zu flennen, da sie um Großes nicht gefragt werden," erwiederte Hubert, bei dieser Versicherung Burkard's erleichtert aufathmend und bemüht, denselben nun auch milder zu stimmen.

Es dauerte eine Weile, bis der Langschläfer sich ge-

waſchen und angekleidet hatte. Das nie ernſtlich geſtörte gute Einvernehmen der Brüder war inzwiſchen völlig wieder hergeſtellt, und in beſſerer Stimmung, als Burkard ſie vorhin für möglich gehalten, gingen ſie dann, Iſa aufzuſuchen, deren Aerger inzwiſchen durch das lange einſame Warten nur ſchlimmer geworden war.

Sie wollte deshalb auch ſchmollen und gab ſpitzige Antwort auf ihres Verlobten Morgengruß, aber während dieſer ſofort von Neuem verſtimmt ſchwieg, hatte Hubert Iſa mit vorwurfsvollem Blick geſtraft und durch überredende Mienen hinter Burkard's Rücken ihr begreiflich gemacht, daß ſie wohl thue, freundlich zu ſein. Sie fügte ſich auch, nahm ſich zuſammen und ſchmeichelte nun ihrerſeits dem erzürnten Miſſethäter, bis dieſer ſich, gerührt von ihrer Fügſamkeit, herabließ, ihr ſein Unrecht zu vergeben.

Es iſt Abend und mitten im Winter.

Der Schneeſturm fegt ziſchend, ſauſend und brauſend um die hohen Giebel der Burg, heult in den Kaminen, läßt die Windfahnen kreiſchen und hier und da ſchlecht befeſtigte Fenſterklappen krachend auf und zu ſchlagen.

In der unteren Küche, in welcher das niedrige Geſinde um den lodernden Kamin verſammelt ſitzt und heute, als am Sonntag, nach der frühen Abendſuppe keinerlei Arbeit für die Gebieter mehr zu verrichten braucht, geht es munter genug her, denn die Schaffnerin hat in guter Laune den Befehl der Herrin recht reichlich erfüllt. Zwei große Körbe voll Aepfel und einer voll Nüſſe, dazu ein gehäuftes Brett

voll ſchöner Wecken und eine nicht minder reichliche Weinſpende ſind wohl geeignet, dem Tag für Tag hart arbeitenden Geſinde den Verlobungstag des jungen Grafen v. Oettingen mit dem Fräulein Kordula zu einem erfreulichen zu machen.

Die allgemeine Stimmung, die ſonſt nicht gerade in dieſen Regionen eine günſtige für den hochfahrenden jungen Herrn war, hatte ſich demzufolge auch weſentlich zu ſeinen Gunſten gewendet, und während man Nüſſe knackend und aus Zinnkrügen den Landwein trinkend, ſich wünſchte, daß doch alle Monate einmal, oder am liebſten alle Wochen ein ſolch' erfreuliches Ereigniß Anlaß zu feſtlichen Extragenüſſen geben möchte, machte ſich Jeder breit damit, daß er längſt geſagt habe, die Beiden würden ein Paar werden.

„Da redet Ihr einmal wieder, was nicht wahr iſt!" ſagte indeſſen der Kellermeiſter, der, aus Langeweile ſeine vornehmere Stellung im markgräflichen Haushalt heute außer Augen laſſend, ſich mit an den Tiſch geſetzt hatte, „geſagt hat es Keiner, ſondern all' die Zeit her habt Ihr geläſtert und geflüſtert, das Fräulein ſchaue ſich die Augen aus nach dem Herrn Burkard und möcht' ihn am liebſten ſeiner Braut abſpenſtig machen!"

Da gab's denn einen großen Tumult, Keiner wollte das geſagt haben, und als der Kellermeiſter auf Grund ſeiner vielvermögenden Stellung heftig auftrumpfte und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend rief: „Geſagt habt Ihr's, leugnet nicht, ich kann das vermaledeite Lügen nicht leiden!" da meinten ſie einlenkend: „Ei freilich, der Kuno hat es zuerſt geſagt, des Grafen eigener Pferdeknecht." Dieſer

rief jedoch gleichzeitig, der Dieter habe es geſagt; ein Dritter behauptete: Nicht der Dieter, ſondern der Lude. Und Lude wurde ganz wüthend und verwahrte ſich gegen die Beſchuldigung, indem er der Grete zurief, ſie habe es ihm geſagt und hinzugefügt, der Dieter habe es ihr erzählt. Grete aber leugnete und verſchwor ſich, die Bärbel ſei es, welche immer alles Neue zuerſt wiſſe, da ſie die Stuben der Jungfer Urſula in Ordnung halten müſſe, bei der Urſula ſitze das Fräulein aber oft Stunden lang und der Herr Burkard gehe auch hie und da zu ihr, wenn ſie auch juſt nicht ſagen könne, daß ſie die Beiden jemals dort zuſammen geſehen. Und weil nun die Beklagte in heftiger Angſt vor der Urſula geheimen Zauberkünſten zu weinen anfing und ihre Unſchuld heftig betheuerte, ſo gab es einen Streit, den, als er immer lauter wurde, abermals des Kellermeiſters gewichtige Fauſt zum Schweigen bringen mußte.

„Was iſt's denn, daß Ihr Euch auf einmal ſo unſchuldig anſtellt, dummes Volk!" rief er gebieteriſch. „Iſt uns denn nicht beim Wein auch einmal ein freies Wörtlein erlaubt, wenn uns keiner der Herren hört? Schlimm genug, daß man nicht laut ſagen darf, was man meint, aber daß man auch einmal ſeine Meinung hat, das ſoll uns doch Keiner verwehren. Jedem, was Recht iſt, Gehorſam ziemt uns, aber blind und taub können wir uns nicht machen. Wahr iſt's, mag es zuerſt geſagt haben, wer will, das Fräulein Kordula hat heiße, rothgeweinte Augen gehabt all' dieſe Tage; und unſere Durchlaucht, die machte ein böſes Geſicht, und ſie und die Gräfin Marie ſind den ganzen Tag hin und her gegangen zu und von

der Kordula, und auch der Pater Chryſoſtomus hat dem Fräulein zuſprechen müſſen, bis Graf Antonio vom neuen Schloſſe angeritten kam, wohin er ſich begeben hatte, weil die Kordula ſich in Ruhe beſinnen ſollt'. Ja, da guckt Ihr mich an, weil ich einmal wieder mehr weiß, als Ihr Alle, Ihr Tröpfe!" Dann fuhr er ſtolz auf ſeine Allwiſſenheit fort: „Die ganze Geſchichte iſt nichts als eine Weiberlaune. Erſt hat das Fräulein ‚Ja' geſagt, dann ‚Nein' und nun wieder ‚Ja'. Machen's die Weiber denn anders? Als der Graf vom Pferd geſtiegen iſt, haben ſie es aber jetzt feſtgemacht zwiſchen den Beiden, haben ihn hinaufgeführt nach der Frau Durchlaucht Gemächern, und dann hat in der Kapelle die Meſſe ſtattgefunden und der Pater hat die Zwei feierlich verlobt. Wer will ſagen, daß es anders war, wenn ich behaupte, die Kordula hat geweint, als wenn ſie in den Tod ginge?"

„Ja, und auf den Knieen hat ſie gelegen vor der Frau Markgräfin und hat geſagt —"

„Nun, Milla, was hat ſie geſagt?" rief man athemlos vor Spannung der Magd zu, welche das Reinhalten der Stuben der Markgräfin beſorgte.

„Ja, was ſie ſo eigentlich geſagt hat, das weiß ich nicht, denn ſie hat geſchluchzt, als wollt's ihr das Herz abſtoßen, aber es wird ſchon geweſen ſein, daß ſie den Grafen nicht wollt'."

„Weil ſie den Keller lieb hat. Man iſt doch nicht ſo dumm, wie ein Kind von geſtern, daß man das nicht ſehen könnt'!" rief Greta. „Das ſollte die Iſa unten in Kuppenheim wiſſen, die iſt ohnehin ſchon aus lauter Sorge

um des Bräutigams Treue jetzt alle Woche auf der Burg."

„Die beiden Fräulein ſind aber noch längſt nicht die Einzigen, die in den Herrn Yburger vergafft ſind," rief Dieter mit einem bedeutſamen Blick auf Kathi, die bisher ſchweigend, aber eifrig zugehört hatte.

„Was brauchſt mich ſo anzuſehen, Du Lügenmaul, was geht der edle Herr mich an?" fuhr dieſe auf.

„Guckt doch die Katz' den Kaiſer an, brauchſt Dich ja nicht zu verwahren. Es hilft Dir nichts, wir wiſſen's doch ſchon, wie Du ihm in den Weg läufſt und den Sonntagsrock alle Tage anziehſt, daß Du ihm wohlgefällig ſeieſt," höhnte Dieter.

„O, Du ſchlechter, ſchändlicher Bub', weil ich Dich nicht ausſtehen kann —"

„Ich frag' nichts nach Dir, geh' nur zu Deinem Teufelsmedikus," erwiederte zornig der Dieter.

„Ja, wiſſet Ihr es denn auch ſchon, daß der Torbelli, Herrn Antonio's Leibmedikus, geſtern bei der Tafel ſchon wieder harten Streit hatte mit dem Keller? Feind ſind die ſich ſchon lange, wenn ſie auch nicht dergleichen thaten; jetzt aber iſt's zu Tage gekommen, als der Torbelli, wie ſchon öfter, geſagt hat, man bete nicht fleißig genug in des Herrn Markgrafen Stuben, ſondern bilde ſich ein, durch geheime Künſte des Uebels Herr zu werden, und geſtatte dem böſen Feind durch mangelnde Frömmigkeit immer mehr, ſeine Macht an dem kranken Herrn zu üben."

„Die geheimen Künſte gehen auf die Urſula."

„Die und der italieniſche Doktor ſehen ſich auch an

wie Hund und Katze, und Eines gibt dem Anderen spitzige Worte, wo sie können."

„Die Ursel ist eine freche Person," rief jetzt eine ältliche Frau, welche als Schaffnerin in diesem Kreise große Ehren zu genießen gewohnt war. Sie stand, den riesigen Schlüsselbund an der Seite und die weiße breite Schürze vorgebunden, gar stattlich und behäbig da.

„Ich will Euch Bescheid geben über die Ursel, denn ich weiß, der fromme Doktor hat Recht in seinem Zorn gegen die Hexe," rief sie und ihre Nase wurde ganz weiß und spitz vor Wuth und Haß. „Als ich ein Kind von zwölf Jahren, war die Ursel so etwa zehn Jahre. Mein Vater kam als des seligen Herrn Karl Leibdiener hierher und stand dazumal in höheren Ehren bei seinem Markgrafen, als der Ursel Vater, der Burgwart, so daß mir mit Recht der Ursel Platz bei unserer durchlauchtigen Frau gebührt hätte. Aber das Glück hat seine Launen, Markgraf Karl starb zu Pforzheim an der Pest, und mein Vater, der ihn verpflegt hatte, auch. Da thaten sie mich elternloses Ding in die Klosterschule drunten in der Stadt, die Ursel aber durfte hier bleiben und bei ihrer Ahne die Zauberei lernen. O, ich könnt' Euch schöne Dinge erzählen, doch ich werd' mich hüten, habe nicht Lust, mich verklatschen zu lassen."

„Wir reden's nicht weiter, Frau Schaffnerin, erzählt doch, redet, Ihr werdet es wohl am besten wissen, da Ihr auf der Burg geboren seid."

„Die Teufelskünste der Ahne bestreit' ich Euch nicht, Frau Toni, aber von der Ursel solche zu berichten, das

ſollt' Euch ſchwer fallen, da wär' ich doch neugierig," hetzte der Kellermeiſter liſtig die ärgſte Feindin und Neiderin der Urſula, denn ihm machte es Spaß, die Weiber ſich befehden zu hören.

„Nun, Ihr müßt es ja am beſten wiſſen, habt Ihr doch um die Urſel gefreit, da ſie jung war, aber ſie hat Euch nicht gemocht, das iſt bekannt und auch, daß Eure alte Liebe noch heute nicht geroſtet iſt," ſagte ſpitzig die Schaffnerin.

Der dicke Kellermeiſter lachte aus vollem Halſe, aber das Lachen klang gezwungen. „Ihr waret allezeit neidiſch, jetzt gönnt Ihr der Urſula ſchon erſt recht nicht, daß ſie beim Herrn Alles iſt."

„Ja, ſie und der Keller, und in ihrer Stube ſitzen die Beiden in tiefer Nacht beiſammen und bereden und berathen ihr Teufelswerk; die Urſel will auch dem Keller weiſen, was ſie in der Truhe mit all' den künſtlichen Schlöſſern hat, ich weiß es, denn ich hab's gehört, wie ſie davon redeten."

„Habt wohl das Ohr am Schlüſſelloch gehabt?" höhnte der Kellermeiſter.

„Euch geht's nichts an, aber dem Herrn Antonio werd' ich's berichten, was ich hörte, und ich will's noch erleben, daß die Spitzbübin ihren Lohn bekommt. Iſt es denn erhört, daß die Mädel alle auf der Burg in den Herrn Burkard verliebt ſind, wie die Närrinnen, vornehme und niedere, Alle überein, und das ſoll mit rechten Dingen zugehen? Wo doch der Doktor des Herrn Grafen v. Oettingen, der Signore aus Italien, trotz ſeiner Schmarre viel

ſchöner iſt? Die Urſel aber, das möcht' ich wohl beſchwören, trägt die Botſchaften zwiſchen der Kordula und dem Herrn Keller hin und her; ich bin nicht ſo dumm, wie die Milla, daß ich nicht begreifen könnt', warum bald der Junker und bald die Kordula in der Urſel Stube ſchlüpfen. Daß man ſie nicht dort zuſammen trifft, dafür wird die Urſel wohl aufpaſſen."

— — — — — — — — — — — —

Wer Burkard Keller ſeit dem Turnier nicht geſehen hatte, mußte ſich über die Veränderung wundern, die mit dem jungen Mann ſeitdem vorgegangen war.

Die hohe Geſtalt war auffallend abgemagert, die hageren Züge hatten einen Ausdruck von ſtrengem Ernſt angenommen, und in ſeinen tiefliegenden, ſonſt ſo ſtillen und klugen Augen lag eine ſeltſame Miſchung von Härte und tiefem Kummer.

Still und finſter hielt er ſich ſeit Monaten den Anderen möglichſt fern. Er wußte, daß der Torbelli wüthend über wiederholte Zurückweiſung ſeiner Beihilfe gegen die „Teufel", von welchen Markgraf Chriſtoph nach ſeiner Ausſage beſeſſen war, Allen, die es hören wollten, erklärte, der Keller ſei eben ein echter Diener des Satanas, und der Schaden werde ſchon offenbar werden.

Als der Markgraf zu Neujahr in Hohenbaden erſchien, war er betroffen von Keller's Ausſehen und fragte ihn erſchrocken nach der Urſache.

Der ſtets als Freund der Herrſchaften behandelte Burkard wurde roth und blaß und ſtammelte verwirrt, ihm fehle nichts.

„Iſt es das Geklatſch und Geſchrei des dummen Geſindels gegen Dich, Burkard, ſo ſage mir's, ich will ſehen, Dir Recht zu ſchaffen," ſagte der Markgraf.

„Ich muß fort von der Burg, Herr."

„Deinen Neidern weichen? Denke nicht daran!" rief der Markgraf, und Burkard fühlte, der Herr hatte Recht.

„Man redet ſo übel von mir und meinem Thun, daß es dem Vater und Bruder zu Herzen geht, Durchlaucht," hatte er dann zum jungen Markgrafen geſagt und deſſen Zeugenſchaft für ſich erbeten.

„Ich weiß wohl, wer uns die beiden Treuen alſo überall verdächtigt," meinte, als ſie Beide allein waren, ärgerlich die Mutter zu dem Sohne, „der Signor Torbelli iſt ihm bitter feind, und Antonio ſchürt den Haß mit Freuden, denn wenn er auch nicht zu ſehen ſcheint, was am Tage liegt, er weiß es doch, daß die Kordula im Grunde den Keller lieber genommen hätte."

„Ja, ja, eine böſe Sache, Mutter. Und Ihr habt in Wahrheit keinerlei Urſache, zu denken, daß der Keller Schuld hat an der Kordula Thorheit?"

„Ei, er hat ja ſeine Braut, und ich denke eher, es verdrießt ihn dies mit der Kordula, denn die Iſa iſt rein toll vor Aerger und Eiferſucht und macht ihm das Leben ſauer genug damit."

„Alſo, Ihr meint nicht —?"

„Wenn er falſch und treulos gegen die Iſa wäre und an die Kordula dächte, ſo würde er wohl ihre Geſellſchaft ſuchen, doch iſt er nur ſelten dazu gekommen, und ich hab' ihn in den letzten Monaten ſehr ſtill und einſiedleriſch gefunden."

So beſchloſſen Mutter und Sohn denn, vorerſt den viel Verleumdeten eine Genugthuung zu geben und ſich zugleich aus eigener Anſchauung zu vergewiſſern, daß keinerlei heimliches Wirken auf den Patienten ausgeübt werde, denn ſelbſt die Markgräfin hatte nicht ganz den darauf hindeutenden Einflüſterungen widerſtanden.

Sie entließen beide Pfleger gelegentlich für einige Stunden, um in aller Stille ſelbſt die gründlichſten Nachforſchungen anzuſtellen, und dieſe, froh ihrer Freiheit und im vollen Gefühl ihres guten Gewiſſens, waren Jedes nach ſeiner Stube gegangen.

Aber ſchon nach kurzer Friſt öffnete ſich Urſula's Thüre, und Burkard Keller's Kopf erſchien in derſelben.

„Seid Ihr nicht nach Kuppenheim, Herr? Das Wetter iſt Euch wohl zu ſchlimm? So tretet ein," empfing ſie ihn.

Er ſetzte ſich zu ihr an den Tiſch, ſeine Mienen waren aufgeregt und finſter.

Ueberraſcht und erſchrocken ſah ſie ihn an. Er hatte nie wieder ſo ausgeſehen ſeit jener Nacht, da er ihr bekannte, daß er die Kordula liebe. Damals war er von ihr gegangen, entſchloſſen, die Liebe aus ſeinem Herzen zu reißen, und ſeitdem hatte er ſich in Wort und Geberde kein Anzeichen entſchlüpfen laſſen, welches an jenes Bekenntniß erinnerte. Auch bemerkte ſie längſt, daß er die Zimmer der Markgräfin mied, daß ein ſcharfer, ſtrenger Zug um ſeinen Mund hervortrat und daß er regelmäßig nach Kuppenheim ritt oder ging, mochte das Wetter ſein, welches es wollte.

Daß Iſa trotzdem von ihrer Eiferſucht nicht ließ und häufig nach der Burg herauf kam, angeblich die Frau Markgräfin zu beſuchen, in Wahrheit aber, um Kordula zu überwachen, hatte Urſula auch wohl bemerkt, ſowie auch, daß Letztere in mancher Weiſe ihre Liebe zu Burkard Keller verrieth. Da er aber ſtill und wie in Zorn und Trotz gegen ſich ſelbſt ſeinen Weg ging und ſich weder von Iſa erzürnen, noch von Kordula locken ließ, ſo dachte ſie nach und nach kaum noch anders von jenem Geſtändniß, als daß Burkard in augenblicklicher Erregung geweſen und ſeiner ſündhaften Neigung bald Herr geworden ſei.

Viel ſchlimmer ſtand es dagegen mit der Kordula; ſie wußte es aus den Bekenntniſſen und dem Jammer des Fräuleins, welches mit zahlloſen Thränen die Markgräfin beſchworen, ihr beizuſtehen, um das Verlöbniß mit Antonio zu löſen.

Die hohe Frau war anderer Meinung und hatte mit Strenge und Zureden ein gutes Werk zu thun geglaubt, als ſie Kordula dahin brachte, zu ihrer „Pflicht“ zurückzukehren. Der Segen der Kirche hatte dann Kordula's Verlöbniß noch feſter binden ſollen, wie es die Sitte jener Zeit in vornehmen Häuſern war, denn für den Grafen wie für ſie ſchien die Heirath zu vortheilhaft, um ſie leichthin aufzugeben, und die Markgräfin hatte obendrein aller Liebe und Nachſicht bedurft, um der Tochter ihrer Schweſter dieſen tadelnswerthen Wankelmuth zu verzeihen, deſſen geheime Urſache ihr ſo wenig, als leider auch den anderen Burgbewohnern verborgen geblieben war.

In ihrer großen Noth war Kordula zu der alten Kam-

merfrau gekommen, dieſer das Herz auszuſchütten, und vielleicht auch in der geheimen Hoffnung, über Burkard Keller's Gefühle für ſie Einiges zu erfahren; Urſula hatte freilich die Klagen des Fräuleins voll Mitleid aufgenommen, aber klug und vorſichtig, wie ſie war, hatte ſie Kordula nichts von des heißgeliebten Mannes Stimmung verrathen, ſondern ſie ernſt zu Geduld und Ergebung ermahnt.

So hatte die Aermſte nirgends Hilfe und Troſt gefunden und ſich verzweifelnd, denn ſelbſt Burkard ſchwieg hartnäckig, ihrem Schickſal unterworfen.

„Wer wie ich im Vertrauen ſeiner Herrin ſteht, der muß die Ehre und Huld mit um ſo größerer Treue und Vorſicht bezahlen," ſagte Urſula öfter zu Burkard.

Er hatte ſie nie gefragt, wußte gar nicht, daß ſie Kordula's Vertraute geworden, und ſo hatten ſie den Winter über gemeinſam ihre Pflicht gethan, ohne jemals zu ihren vertraulicheren Unterredungen zurück zu kommen.

Urſula wußte wohl, daß man gewiſſe Wunden nicht anrühren darf, wenn ſie heilen ſollen, und that darnach.

Heute war ſie daher um ſo mehr erſtaunt, den Junker bei ſich eintreten zu ſehen. Sie ahnte ſofort, was ihn her führte, aber ſie gab ſich eine unbefangene Miene, die freilich ihn nicht völlig täuſchte.

Er lief unruhig ein paarmal in dem kleinen Zimmer auf und ab, indeß ſie ihr Spinnrad heranzog und zu ſpinnen begann.

„Wißt Ihr es, Urſula, ſie hat dem Oettingen nun doch das Jawort vor dem Geiſtlichen gegeben!" ſagte er

in heftiger Aufregung als einzige Antwort auf die Frage, warum er nicht nach Kuppenheim ſei.

„Wußtet Ihr es nicht, Herr?“ fragte ſie erſchrocken über ſein Ausſehen dagegen.

„Den ganzen Tag hab' ich nicht eine Minute den Herrn verlaſſen können. Ihr hattet alſo deshalb ſo viel bei der Frau Markgräfin zu thun?“ ſagte er gereizt und ſchritt in der einfach, aber ſehr freundlich aufgeputzten kleinen Stube von Neuem hin und her, wie in großer Unruhe.

„Es iſt ja doch gut ſo, Herr Burkard; die Kordula hat Euren Frieden mehr als recht war getrübt mit ihren Blicken und ihrem Sehnen nach Euch. Daß Ihr ſo brav und ehrenfeſt all' die Verſuchung von Euch geſtoßen habt, das iſt ihr wohl endlich ein Zeichen geworden für den rechten Weg, und wenn ſie auch viel geweint und geſchluchzt hat bei der Frau Durchlaucht, ſo hat ſie ſich zuletzt doch bedacht, daß ſie keine Hoffnung auf Euch haben darf, und da iſt ja freilich der Graf v. Oettingen, wenn Herr Antonio auch der jüngere Sohn iſt, immerhin ein Freier, wie er ihr nicht leicht wieder kommt, jung, ſchön von Geſicht und Geſtalt, und von ſeiner Mutter her dem Kaiſer verwandt. Ich kann Euch ſagen, ich hab' hoch aufgeathmet, als der Pater bei der Frau Markgräfin eintrat und ihr meldete, die Kordula ſei bereit, dem Herrn Grafen ihre Hand zu reichen, denn die Frau Durchlaucht war in großer Ungnade auf das Fräulein.“

„Alſo die Ungnade hat das fertig gebracht?“ fragte Burkard Keller mit zornig flammenden Blicken.

„Ja, ſie hatte ſich nicht zureden laſſen wollen, bis ſie

den geiſtlichen Herrn riefen," ſagte Urſula. „Es iſt aber auch vielleicht beſſer, daß ſie ein zwingend Muß hat, ihre unſelige Leidenſchaft zu beſiegen; jetzt wird es Euch ebenfalls leichter um's Herz werden, denn ich merke wohl, Ihr ſeid noch immer nicht ganz frei von der Verſuchung," redete Urſula ihm zu.

„Frei?" rief er ſchmerzlich und dann ging er von ihr weg an das Fenſter und ſtarrte ſchweigend in die Finſterniß hinaus. Sie ſah, er bebte vom Kopf bis zu den Füßen. „Das nennt nun ſolch' eine fromme Frau, wie die Herrin, ein Gott wohlgefällig Werk, daß ſie die Kordula beredet, Untreue im Herzen und wiſſentlich ohne die rechte Liebe dem Oettingen ſich zu verloben," ſagte er nach einer Weile, ohne ſich umzuſehen, bitter.

„Der Zwang von außen thut's nicht, Herr, darin habt Ihr Recht, aber der eigene Wille macht zuletzt das Herz ruhig — ich weiß es," ſagte Urſula ſanft und ernſt.

Da trat er vor ſie hin.

„Habt Ihr auch jemals gewußt, weiſe Urſula, daß die Liebe eine Höllenqual iſt?" fragte er dann, er ſah aus, wie wenn er im Irrſinn rede.

„O, Herr Burkard, Herr Burkard! Ihr ſeid in der Prüfung, in ſchwerer Prüfung, laſſet ſie nicht Meiſter werden über Euch!" rief ſie.

„Wenn ich ſähe, daß der Oettingen ſie anrührt, ich ſchlüge ihn todt!" knirſchte er.

Vor ſolcher Leidenſchaft verſtummte entſetzt die arme Urſula. Sie hatte geliebt ohne Zweifel, ohne Sündhaftigkeit, wie ſie meinte, ihr war die Liebe ein Sonnenſtrahl

geweſen, der ihr Leben erhellte und beglückte, ohne daß ſie je daran gedacht, die Sonne haben zu wollen. Denn als der Geliebte ſie verließ und Hochzeit machte, ohne ihr nur ein Wort des Abſchieds zu gönnen, da nahm ſie auch das demüthig hin, als könne es für ſie nicht beſſer ſein, und nährte ſich lebenslang von dem unvergeßlichen kurzen Glück, das ſie genoſſen. Sie war eben ein einfaches, ſchlichtes Weib, und Burkard Keller bei aller äußeren Stille ein wilder, leidenſchaftlicher Mann, der heftig ringen mußte mit dieſer unerlaubten Flamme.

„Mir iſt allemal wohl bei Euch geworden, Urſula, wenn Ihr klug und wie eine Mutter mir zuredetet, heute aber iſt mir, als wüßt' ich beſſer um die Liebe Beſcheid, als Ihr, und wenn Ihr mir ſagt: ‚Zwingt Euch!' ſo möcht' ich ſchreien und toben vor Wuth, aber zwingen kann ich mich nicht länger, ich bitte Gott, daß er mir den Oettingen nicht in den Weg führt. Mir iſt oft vor mir ſelber bange."

So verließ er ſie, und ſie rang die Hände in wortloſer Angſt. Wohin ſollte dies führen? —

Burkard Keller ſchritt in ſich gekehrt und aufgeregt ſeinem nicht fernen Gemache zu.

Der Mond ſchien hell, und ſein Licht fiel hier und da in ſchrägen Streifen durch die Fenſter des Ganges. Da war ihm plötzlich, als ſehe er eine Spukgeſtalt ſchattenhaft und lautlos vor ihm her laufen, jetzt mußte ſie einen dieſer hellen Lichtſtreifen paſſiren.

Das wilde Herzklopfen, welches ihn beim erſten Anblick dieſer fliehenden Geſtalt ergriffen, war — er ſah es jetzt

deutlich — also die ahnende Stimme, die ihm zurief: „Das ist Kordula und keine Andere!“ Sie war es, er erkannte ihren langen staubfarbenen Reitmantel, den sie zum Schutz gegen die Kälte übergeworfen.

Der Gang mündete durch eine Thüre auf einen von hölzernen Säulen getragenen Altan, der auf der Innenseite eines der Burghöfe lag. Die Fliehende bemühte sich in angstvoller Hast, das schwere Thürschloß zu öffnen, welches ihren bebenden Händen widerstand.

Mit zwei Schritten, nicht mehr wissend was er that, hatte er sie erreicht.

„Kordula, warum flieht Ihr vor mir?“ fragte er wie besinnungslos.

„Ihr seid es? Ihr, Herr? O, Herr Burkard!“ Und ohne sich jemals einander gesagt zu haben, daß sie sich liebten, zog er sie in seine Arme, lag sie plötzlich an seiner Brust, zitternd und schluchzend, und er hielt sie umschlungen und hatte Alles vergessen, wofür er so tapfer und energisch Monate lang gekämpft.

Es war kein Liebesglück mit Jubeln und Lachen, wie es den Beiden heute in der stillen Nachtstunde so urplötzlich und unerwartet gekommen; schweren Sinnes und tief ernst saßen sie im Schatten des Altans bei einander, küßten sich viele Male, erzählten sich, wie sie sich gesehnt, was sie gelitten und wie sie gekämpft hätten gegen ihre Liebe, hielten einander umschlungen und bei den Händen und sagten sich, daß sie einander ja doch nie angehören könnten und sich trennen müßten für ewig. Sie klagten auch, daß sie sehr unglücklich wären, und dann sanken sie sich

von Neuem in die Arme und flüſterten, in allem Unglück ſei es ja doch ein unausſprechliches Glück, daß ſie ſich ſo grenzenlos lieb hätten, und wenigſtens dies eine einzige Mal ſich dies ſagen zu dürfen.

Es war eine kalte Nacht; ſie fühlten nichts davon, ſie konnten nichts Anderes empfinden, als das ſelige Glück, bei einander zu ſein. Er hüllte ſie in ſeinen Pelzrock und ging mit ihr, wenn er fürchtete, daß ſie zu kalt geworden ſei, im Gange leiſe auf und ab. Dort wohnte Niemand, der Ritterſaal in ſeiner ganzen Länge ſtieß daran, man war vor Lauſchern hier ziemlich ſicher. Nach und nach vergaßen ſie dann Beide der Bande, welche ſie feſſelten, und gaben ſich mehr und mehr der Wonne hin, aus vollem Herzen die Liebe ſtrömen zu laſſen, die ihnen ſo viel Qual bereitet und die ſie nun doch um kein anderes Glück der Welt hätten hingeben mögen.

Er hob ihr Kinn empor und ſchaute trunken in ihr Antlitz, in dieſe Augen, in welchen für ihn Alles lag, was das Herz entzückt; er ſpielte mit ihrem aus dem langen Netz geſchlüpften glänzenden Haar, küßte jeden ihrer Finger, und ſie flüſterte ihm dann zu, wie ſelig ſeine Liebe ſie mache, wie ſie wünſche, in dieſem Augenblick zu ſterben, denn höheres Glück könne das Leben nicht mehr bieten.

Stunde um Stunde verrann, ſie merkten es nicht. Dicht an einander geſchmiegt, fanden ſie kein Ende des zärtlichen Geplauders, und als das Krähen eines Hahnes, dem gleich darauf das aller anderen Hähne der Burg antwortete, ſie erſtaunt zuſammenſchrecken machte, wollten ſie es Beide gar nicht glauben, daß der Morgen anbreche.

„Man wird Dich ſehen, geliebtes Herz, wenn Du noch länger bliebeſt, eile, eile!“ bat Burkard in großem Schrecken.

„Ich kann nicht, ich kann, ich will Dich noch nicht laſſen, es wäre ja für immer!“ ſchluchzte ſie.

„Geh', geh', meine Kordula, nicht für immer, nur bis morgen. Die nächſte Nacht ſoll uns noch gehören. Komme wieder hierher an dieſen Platz. Ich bitte Dich, mein ſüßes Leben!“ ſtammelte er außer ſich vor Schmerz, Liebe und Schrecken, denn ſchon hörte er in den Ställen Geräuſch, und man durfte Kordula um keinen Preis bei ihm ſehen.

„O ja, ja, morgen!“ jubelte ſie nun ganz zufrieden. „Ach, wäre es doch erſt wieder Abend, Geliebter!“ Und nach glühenden Küſſen trennten ſie ſich endlich.

— — — — — — — — — — — —

Von dieſem Tage an war Burkard Keller ein Anderer, wenn er auch mit mehr Mühe, als er je auf das Studium der Wiſſenſchaften verwendet, ſich jetzt in der Verſtellung übte.

Es dachte, außer der Urſula, in dieſer Zeit auch Niemand daran, ihn zu beobachten, und wer es gewollt, dem hätte die Gelegenheit dazu gemangelt, denn als Burkard Keller an dem Morgen, der auf jenes Zuſammenſein mit der Kordula folgte, in ſeines Herrn Gemach trat, da ſah ihn dieſer fremd und zornig an, kannte ihn nicht, ſchalt ihn und wollte ihn von dannen jagen.

Es half dem bis zum Tode Erbleichenden nichts, daß er ſeine Macht über den Markgrafen zu üben verſuchte; ein furchtbarer Wuthausbruch deſſelben und wilde Raſerei war die Folge, und entſetzt ſtanden die Markgräfin, Ur-

ſula, der alte Diener, und konnten es nicht faſſen, daß Burkard Keller dem Patienten kaum nahen durfte.

Und wie dieſer ausſah! So erſchüttert, ſo unſicher, ſo hoffnungslos und gedrückt! Da war nichts heute von ſeiner eigenthümlichen Sieghaftigkeit, welcher die Anfälle des kranken Herrn ſofort gewichen waren.

Aber dann raffte er ſich auf, er durfte ſich nicht nachſagen laſſen, daß er ſeine Macht über denſelben verloren habe. Zum erſten Male gab er ein Medikament, und es wirkte ſchnell; der Kranke hatte ſich müde und matt gerast, er ſchlief und als er nach vielen Stunden erwachte, war er wieder ſtill und hatte den ganzen Vorgang völlig vergeſſen, Burkard Keller erſchien ihm wie bisher der Jugendfreund, dem er willig folgte, wie zuvor.

Keller hatte nach der Anſicht der Markgräfin geſiegt; ihn ſelbſt aber hatte, wie es ſchien, die Aufregung und Anſtrengung mehr als ſonſt mitgenommen, denn er ſah plötzlich wie um Jahre gealtert aus.

Was in ihm vorging, konnte Burkard Keller keinem Menſchen vertrauen, doch auch das ging nach einigen Tagen, in welchen der Markgraf ſehr ruhig war, vorüber. Daß er mehr als je ſich ſeinem Herrn widmete, lobte man höchlichſt, und daß Iſa in dieſer Zeit auf den Beſuch des Bräutigams verzichten mußte, ſchien ihr ſelbſt nur natürlich.

Obgleich nun in der Burg ein Brautpaar war, welches der Markgräfin ſo nahe ſtand, merkte man in dieſen ſorgenvollen Tagen kaum etwas davon, um ſo mehr, als die Braut im Bette lag und über gewaltiges Reißen im Kopfe

klagte, obgleich ſie dabei übermüthig heiter mit ihrer Dienerin lachte.

Für den jungen Grafen war der Brautſtand überhaupt nicht eben erfreulich; auf Kordula's Bitten beredete die Markgräfin ihn ſelbſt, für einige Zeit nach dem neuen Schloſſe überzuſiedeln, wo es für ihn mehr Zerſtreuung gab, wie auch dann die Braut in Ruhe ihre völlige Geneſung erwarten könne, und der durch Kordula's Kälte und Abneigung in ſeiner Eitelkeit tief verwundete junge Mann folgte der Weiſung in heimlicher bitterer Wuth, indem er ſich trotzdem bemühte, um der Schloßleute willen ſich die Demüthigung nicht merken zu laſſen, welche er von der Braut, die früher aus jugendlichem Uebermuth mit ihm ſchön gethan, bis er ſich von ihr leidenſchaftlich geliebt meinte, am wenigſten erwartet hätte.

Keine Seele in der Burg ahnte die heimlichen Zuſammenkünfte, welche unterdeß in einem kleinen Gaſtſtübchen ſtattfanden, zu dem ſich Kordula den Schlüſſel verſchafft hatte, und das ſonſt niemals benützt wurde. Selbſt Urſula hatte kein Arg daraus, daß Burkard Keller zu gewiſſen Stunden plötzlich verſchwand, um oft ſpät in der Nacht noch ſachte wieder an das Lager des Markgrafen zurück zu kommen.

Dieſer machte nach einigen guten Tagen den Seinen abermals viel zu ſchaffen. Es war mit ihm eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten, das konnte man ſich nicht verhehlen, und Keller's ganze Hingebung war nöthig, dem ſchweren Amt gerecht zu werden, welches ihn an ſeinen Herrn band.

Der „Teufelsmedikus“, wie man ihn oft heimlich nannte, widmete ſich ihm mit einem Eifer, einer raſtloſen Opferwilligkeit, die Staunen und Bewunderung erregte, aber ſich ſelbſt mußte er es eingeſtehen: ſein Patient war plötzlich ihm ſelbſt in unerklärlicher Weiſe unverſtändlich geworden, er folgte ihm nicht mehr, tobte dann und ließ ſich nicht eher bändigen, als bis er erſchöpft zuſammengebrochen war.

Daß unter dieſen Umſtänden der Reſt des Winters traurig genug für die Markgräfin verging, war begreiflich, um ſo löblicher ſchien es von der Kordula v. Jugenheim, daß ſie bei ihrer Muhme blieb, ſelbſt als der Verlobte abreiste, um ſein Schloß für die Heirath herzurichten.

Es wurde nun ſehr ſtill in der Burg. Der verſchlimmerte Zuſtand des Markgrafen nahm ſeine Gemahlin viel in Anſpruch, und dieſe konnte kaum aufhören, Burkard in Worten und Briefen zu preiſen, ihn zu halten wie einen nahen Freund des Hauſes und ihm eine Macht in der Burg einzuräumen, wie ſie noch nicht erhört war von einem Anderen, als dem rechten Herrn.

Der von Haß verzehrte Italiener war und blieb ziemlich der Einzige, der ſich dem beherrſchenden Einfluß des jetzt ſo oft finſter blickenden und in trauriges Brüten verſinkenden Günſtlings entzog und, ohne Beſchäftigung, das Zimmer kaum verließ, welches man ihm eingeräumt hatte und wo er eifrig allerlei Bücher über Zauberei las, in der Hoffnung, Burkard Keller durch ſolches Wiſſen zu entlarven. Hinter deſſen Rücken war er immer eifriger bemüht, ihn als einen Hexenmeiſter und Gottesverächter

hinzuſtellen, der in Gemeinſchaft mit der nicht minder gottloſen Urſula allerlei ſchwarze Künſte treibe.

Das Geſinde, welches ihn anfangs verſpottete, beſtach er mit Geſchenken, arme Kranke mit Geldſpenden, und ſo hatte er ſich nun doch nach und nach einen Anhang gebildet, welcher ſeine ärztliche Hilfe in Anſpruch nahm, ſeine Mißbilligung theilte und für Geld und ſonſtige Zuwendungen auf den „Teufelsmedikus“ ſchimpfte oder Urſula der Hexerei anklagte.

„Und von dieſem Gottloſen hoffte man Hilfe, dauernde Hilfe? Ein ſolches Weib ließ man die ſündigen Hände an den kranken Herrn legen?“ ſchrie man.

Von Neuem wurde Alles aufgeboten, Torbelli an die Stelle Keller's zu bringen. Die ganze Burgbewohnerſchaft nahm — heimlich oder offen — an dieſem Streit der Meinungen Theil. Feindſeliger als je lauerte Torbelli nur auf eine Gelegenheit, Keller zu ſtürzen, und ſtarrer, finſterer als je war deſſen ſtolzes Auftreten. Seine Zeit werde ſchon kommen, verſicherte der Signore und ging meiſt faullenzend und ſchwatzend in der Burg umher oder ſchloß ſich, ſobald es milderes Wetter wurde, den Herren an, welche von Gelage zu Gelage in der Nachbarſchaft umher ritten.

Zuweilen gelang es Torbelli auch, daß ſich einer von den Kranken, welche kamen, Burkard Keller's Hilfe zu erbitten, ihm anvertraute, und wenn dann ſeine venetianiſche Heilſalbe oder ſonſtigen Mittel Erfolg hatten, ſo ſorgte er dafür, daß ſein Ruhm nicht dabei zu kurz kam, während er freilich von den Mißerfolgen nichts verlauten ließ.

Burkard Keller hatte es ſich zum Grundſatz gemacht, den Italiener ſo wenig zu ſehen wie die Luft, welche er athmete. Mochte dieſer noch ſo frech auflachen, ſobald er an ihm vorbei ging, mochte er ſonſt auch jede Herausforderung verſuchen, er wollte ſie nicht ſehen; aber dieſe Selbſtbezwingung wurde ihm herzlich ſauer, und des hohnvollen Venetianers Mienen wurmten ihn um ſo bitterer, je mehr das Weſen des Markgrafen wieder zurückſank auf den alten Punkt und die Wuthausbrüche ſich häuften.

In der ſtillen Nachtſtunde ſaßen Burkard und Kordula v. Jugenheim einmal wieder beiſammen; ſie ſtrich ihm zärtlich unter ſtürmiſchen Liebkoſungen das Haar aus der Stirn und fragte ihn, warum er denn auch heute wieder ſo finſter ſehe, wo ihm doch der regierende Herr ein ſo ſchönes Pferd mit auserleſenem Sattel- und Zaumzeug zum Geſchenk gemacht habe?

Er ſah ſie mit ſeinen glühenden Augen faſt finſter an.

„Ich weiß nicht, ob ich Dich beneiden ſoll, daß Du ſo ohne andere Sorge biſt, als die, daß man uns verrathen könnte, und ohne Vorwurf dahin lebſt. Wir thun doch Beide ſchwere Sünde, und der doppelte Betrug bedrückt mir das Herz, daß ich nie mehr froh ſein kann, außer zuweilen bei Dir," ſagte er.

„Der Liebe ſind alle Liſten erlaubt, habe ich Antonio öfter ſagen hören, und daß ich falſch gegen ihn geweſen, kann er mir wahrlich nicht vorwerfen. Ich habe ihm zornig und feſt geſagt, daß ich ihn nicht mag und daß ich frei ſein wolle; er hat gelacht und die Achſeln gezuckt. Wenn mein Liebling nur öfter zu mir käme, da würde

ihm auch bald so leicht um's Herz, wie mir," lachte sie sorglos und küßte ihn.

„Aber wie machst Du es nur?" fragte er.

„Wie ich's mache? Ei, ich denke nur Eins: wir lieben uns, wir können ja eben nicht anders, und ich vertraue, die Heiligen werden daher schon ein Einsehen haben mit meiner Sünde."

Sie sagte das in fröhlichster Laune, und wenn sie dann mit plötzlich ernster werdenden Mienen hinzusetzte: „Die heilige Jungfrau weiß es, Burkard, daß wir zu unserer Liebe gekommen sind wider unseren Willen, und daß wir nichts Unrechtes thun, wenn wir uns lieb haben. Sie hat Einsicht über aller Menschen Weisheit, die Heilige wird uns auch ferner gnädig sein," dann sah er voll trunkener Freude in ihr liebes Antlitz, in dem wahrlich kein Falsch lag, und glaubte ihr gern.

Bei alledem bedrückte ihn seine Lage ganz unaussprechlich. Er sagte sich ohne Beschönigung, daß er falsch und treulos handle, und daß es seine nächste Pflicht sei, der verrathenen Isa Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er das Verlöbniß löste.

Tag und Nacht quälte er sich, daß er unehrlich und ein Lügner sei, daß er das Vertrauen der gütigen Herrin schmählich täusche, und daß Offenheit und der gerade Weg ihn allein wieder mit sich selbst zufrieden machen würden.

Sprach er aber dann in diesem Sinne zu Kordula, so erbleichte sie bis auf die Lippen und versicherte angstvoll, daß man ihr schon mit dem Kloster gedroht und daß sie

Digitized by Google

überzeugt ſei, unendliches Leid werde aus einer unzeitigen Entdeckung ihrer beiderſeitigen Liebe entſtehen.

Er ſah das ſelbſt ein. Sein ſehnlichſter Wunſch war, ſich von Iſa mit möglichſter Schonung zu löſen und dann offen um Kordula zu werben.

Die holde Schmeichlerin verſtand es aber immer wieder, ihn zur Ruhe zu ſprechen, und wie ſehr er ſich auch, fern von ihr, einen Schwächling, einen wahnſinnigen Thoren ſchalt, in ihrer Nähe fand er ſo unendliches Glück, ihre beiderſeitige Liebe erſchien ihm dann ſo ganz und gar berechtigt, daß er wiederum in ſolchen Stunden ſich thöricht vermaß, dieſelbe gegen die ganze Welt vertreten zu können.

So ging der Winter trübe genug dahin und doch ſo eintönig, daß zuletzt Alle erſtaunt waren, als plötzlich der Frühling kam.

Die fröhlichen Abendunterhaltungen bei der Markgräfin hatten aufgehört; die Fräulein, welche durch ihre Heiterkeit die alte Burg ſo freundlich belebt hatten, waren zu ihren Eltern zurückgeſchickt. Nur Kordula blieb, aber um ſo mehr laſtete auf ihr allein nun die Sorge für die Erheiterung der tief gebeugten fürſtlichen Muhme, ſo daß kaum jemals ein freies Stündchen für ſie kam.

Der Thauwind fuhr im Februar über die Berge, leckte den Schnee von den Höhen und aus den Gründen, ließ alle Waſſerbächlein voller und übermüthiger plätſchern, die Flüſſe lauter rauſchen, ab und zu durchdrang ein warmer Sonnenſtrahl die eilenden Wolken und linde Lüfte wehten über Berge und Thäler dahin.

In der Burg konnte man ſchon öfter die kleinen Glasfenſter aufſperren, ſommerliche Wärme kam ſo früh im Jahre, daß Laub und Gräſer eilig hervor ſproßten und Veilchen, Anemonen, Hahnenfuß und Primeln zu vielen Tauſenden die Köpfchen zu heben begannen.

Aber all' die Frühlingswonne blieb ohne Macht auf das kranke Herz des greiſen Herrn.

Wer ihn in ſeinen ruhigeren Stunden daſitzen ſah, rechnend, grübelnd, Zahlen und Formeln erſinnend, die alle nur Ausdruck ſeines ganz verwirrten Gehirns waren, der bemitleidete ihn von Herzen; kamen aber dieſe Ausbrüche tobender Wuth, ſo war der ſchwache alte Mann wie ein Rieſe und wohl im Stande, Furcht zu erwecken.

Dann flohen ihn Alle, nur Urſula nicht; dann vermochte Keiner ihn zu bändigen, als Burkard Keller.

Es war ein hartes Leben, welches dieſer führte, freudlos, wie das Leben eines Galeerenſklaven, und doch war er heimlich froh, dadurch der Beſuche in Kuppenheim überhoben zu ſein.

Aber was er nicht vermeiden konnte, das war die unbefangene, argloſe Herzlichkeit des Vogts, der theils in Geſchäften, theils von ſeiner Theilnahme für die Herrſchaft hergeführt, öfter auf die Burg kam, wo er dann ſelbſtverſtändlich den Bräutigam ſeiner Iſa aufſuchte.

Welche Qual für Burkard Keller, dem ehrlichen Manne mit dem Gefühle der eigenen Unehrlichkeit gegenüber zu ſtehen! „Sprich offen zu ihm, ſage ihm, wie es Dir um's Herz iſt," mahnte ihn ſein Gewiſſen. Das Wort trat ihm oft auf die Lippen. Der Muth der Verzweiflung machte ihn

willensſtark, aber zweimal, als er wirklich im Begriff war, das verhängnißvolle Bekenntniß auszuſprechen, zweimal wurde er in der unerwartetſten Weiſe darin geſtört.

Das erſte Mal war es der Markgraf Philipp, der, ſtatt Keller zu ſich befehlen zu laſſen, kam, ihn wie ein Freund den anderen auf ſeiner Stube aufzuſuchen, und der dem vor Vergnügen ſtrahlenden Vogt nicht Rühmens genug von Burkard's Treue machen konnte. Das nächſte Mal war es nicht ein Freund, ſondern Torbelli, welcher ſich in letzter Zeit gar auffällig um Keller's Freundſchaft bewarb, und der ſich ihnen zugeſellte, als Burkard den Vogt eben von der Burg aus heimwärts begleiten wollte, um ihm im ſtillen Walde das ſchwere Geſtändniß zu machen. Der Venetianer kam freundlicher als je zu ihnen, beſchwerte ſich ſanftmüthig und milde gegen den Vogt über Burkard's Eiferſucht auf ihn und bat denſelben, ſeinen Einfluß auf den Schwiegerſohn zu üben. Er bewundere ſeines Gegners Kunſt aufrichtig, verſicherte er, ihm ſei die gegenſeitige Feindſchaft leid, er wolle ehrlich Frieden bieten.

Es war nicht Torbelli's Vorgehen, was Burkard bei dieſer Gelegenheit heftiger und reizbarer, als dem Vogt erklärlich war, auf die Anklagen deſſelben antworten und ihm wenig freundliche Worte auf deſſen Entgegenkommen finden ließ. Iſa's Vater ſuchte in beſter Weiſe zu vermitteln. Er ſagte Torbelli derb die Meinung über ſein Bleiben in der Burg, welches er offen eine Aufdringlichkeit ſchalt. Dieſer vertheidigte ſich lebhaft. Er ſei ein armer Mann, Graf Antonio habe ihn aus einer guten Brodſtelle entführt und ihm verheißen, daß er des Mark-

grafen Arzt werden ſolle. Ob es da nicht verzeihlich ſei, wenn er dem Grafen willig folgte und jetzt bei ihm blieb, da dieſer ihm ein gutes Jahresgehalt zahle? Was Burkard betreffe, ſo könne er nicht mehr thun, als die Hand zur Verſöhnung bieten. Der Vogt redete zum Frieden, und Burkard, zitternd vor Aerger über Torbelli's Heuchelei und unzeitiges Dableiben, konnte dem Schwiegervater heute nicht geſtehen, was er über den Italiener dachte, und noch weniger, was er auf dem Herzen hatte.

So unterblieb das Bekenntniß abermals. Kordula ſagte nachher: „Siehſt Du nicht, daß die Heiligen ſelbſt es nicht zulaſſen wollten? Sie wiſſen ſicher andere und beſſere Rettung für uns, wir müſſen nur Geduld und Vertrauen haben.“

Die arme Kordula, ſie meinte ganz aufrichtig, was ſie ſprach.

Zärtlich umſchlang ſie des Geliebten Haupt, ließ es an ihrem Herzen ruhen und ihre volle Zärtlichkeit über ihn ausſtrömen, bis der furchtbare Seelenkampf ſich in tiefſte Abſpannung auflöste und er matt und müde mit ſchwerem Seufzer auf eine glückliche Fügung hoffte, wie ſie.

Je länger aber dieſe Verheimlichung dauerte, um ſo ſchwieriger fand es Burkard, ſie zu brechen. —

Zu anderen Zeiten war dann wieder ſeine Leidenſchaft für das liebreizende Mädchen ſo groß, daß er, ſchon um ſie vor jeder rauhen Behandlung ſeitens der Ihrigen zu ſchützen, nicht hätte reden können.

Sie bot ihm bei jedem Zuſammenſein neue Freude und neues Entzücken, denn Alles, was ſie that, jeder ihrer Ge-

danken entſprach ſo ganz ſeinem eigenen Empfinden, daß er ſie tauſendmal in ſeine Arme zog, um ſie in überſtrömender Zärtlichkeit „Du Herz von meinem Herzen" zu nennen. Es lag in dem ſchönen Mädchen ein ſeltſames Gemiſch von echter weiblicher Frömmigkeit und kühler Weltklugheit, von feſtem Willen und kluger Nachgiebigkeit, von Stolz und Demuth und tauſend anderen widerſprechenden Eigenſchaften, auch von ſchlimmen.

Er, der die Frauen wenig gekannt, begriff nicht, wie ihn Iſa, die er heimlich jetzt ſeicht und oberflächlich nannte, und deren Art zu denken und zu empfinden ihm, ſeit er Kordula kannte, kleinlich und beſchränkt vorkam, hatte feſſeln, wie er nur einen Augenblick hatte glauben können, mit ihr ſein ganzes Leben hindurch glücklich zu ſein.

Daß er es mit Kordula ſein würde, wußte er gewiß; ſie ſtimmten in Allem zuſammen, was er liebte, das war auch ihr werth, ſie folgte mit Freuden ſeinen Gedanken, und ſeine Begeiſterung für alles Schöne, die immer wieder hervorbrach trotz ſeiner Verſtimmung, riß ſie mit ſich fort. Auch daß er, wohin er kam, ſeinen verſchönernden Eifer trug, war, wie ſie freudig heraus fanden, ein Zug, den auch Kordula beſaß, und wenn ſie nur in dem Einen, der Anſicht über das von ihnen Beiden in ihrer jetzigen Lage einzuhaltende Verfahren, von einander abwichen, ſo ſagte ſich Burkard doch allemal, vielleicht nur zu bereitwillig, Kordula's Weiſe ſei die klügere und verſpreche um ſo mehr den Erfolg. Das Schmerzlichſte war Beiden, daß die mit äußerſter Vorſicht ausgeführten Zuſammenkünfte nur ſo ſelten ſein konnten, ſo daß in den Zwiſchenzeiten

Burkard immer wieder in seine Zweifel und Selbstvorwürfe zurückfiel.

— — — — — — — — — — — —

In diesen Monaten war es Burkard oft eine wahre Wohlthat gewesen, mit Ursula zusammen zu sitzen und mit der Klugen über Dinge zu reden, welche ihn von seiner geheimen Qual abzogen.

Sie sah diese gelegentlichen Besuche gern und hatte ihn, da er wieder einmal so finster blickte, direkt eingeladen, zu ihr zu kommen, wenn sein Amt ihn frei lasse.

„Bei Euch ist es so friedvoll, Ursula, bei Euch wird mir wohl, wie nirgend sonst. Mir ist, als könnte mir wieder gut werden, wenn die Mutter noch lebte, und ich dürfte den Kopf in ihren Schoß legen," sagte er, als er nun wirklich in schon vorgerückter Abendstunde bei ihr eintrat.

Der Markgraf hatte heute einen schlimmen Anfall gehabt und lag infolge dessen voraussichtlich viele Stunden in einem tiefen Schlafe.

„Ich fürchte, Herr, die Schwermuth, die Ihr oft so glücklich banntet, steckt Euch an, seit Ihr zuweilen Euch vergeblich bemüht," erwiederte Ursula.

Er antwortete nicht, so machte er es jetzt immer. Den Aufschrei seines Herzens konnte er nicht ganz unterdrücken, aber sofort schlossen sich seine Lippen wieder und mit eisernem Willen zwang er sich zum Schweigen.

In Ursula's großen Lehnstuhl ließ er sich nieder.

Zwei Goldlackstöcke standen am Fenster in voller Blüthe, auch Myrten hatte Ursula fleißig gezogen und einen Rosen-

ſtock, an dem Knospen ſaßen. Der Duft des Goldlacks erfüllte die kleine niedere Stube, und die alten Stühle, der große Schrank und die Truhe, ſchön geſchnitzt und mit kunſtvollen Schlöſſern und Eiſenklammern verziert, blinkten und glänzten vor Sauberkeit. Von Urſula's Erſparniſſen vor Jahren gekauft, denn eigenen Hausrath zu haben war ihr lange ein lieber Wunſch geweſen, machte dieſes dunkle Eichenholz, woraus ſie gefertigt waren, Urſula's hohen Stolz aus. Sie lächelte freudig, wenn ſie ſah, daß Burkard Keller ſich bei ihr wohl fühlte.

„Erzählt mir etwas, Urſula, plaudert ein wenig, ich höre Eure Stimme gern und weiß, daß Ihr es treu mit mir meint," ſagte er müde und niedergeſchlagen.

„Ich habe Euch früher einmal verſprochen, Euch zu zeigen, was ich in der Truhe dort habe, Herr Burkard, und die Klatſchmäuler auf der Burg ſagen, ich hätte es ſchon längſt gethan und lehrte Euch hier die Zauberei. Doch darüber lache ich; mich freut, was ich aufbewahrt habe, und wollt Ihr's heute ſehen, ſo ſoll's mir gar lieb ſein; denn mir iſt juſt darnach zu Muthe, meine Schätze auszukramen," war ihre Antwort.

Er nickte ſeine Zuſtimmung; die Schätze machten ihn nicht neugierig, aber es verlangte ihn, irgendwie durch Urſula's Geplauder zerſtreut zu werden.

Sie zog die Truhe mit einiger Mühe neben ſeinen Seſſel, ſchob ſich einen Stuhl herbei, holte aus verſchloſſener Spinde einen alten Schlüſſel, deſſen kunſtvolle Arbeit ſie ihm ſtolz zeigte, und dann ſchloß ſie mit ganz feierlichen Mienen auf.

Ja freilich, was da gleich oben auf lag, war ſchon ſeltſam: ein bunt gewirktes und in einem fremdartigen Geſchmack geſticktes Kleid von ſonderbarer Form war es.

„Das habe ich in Wien zum Geſchenk bekommen," ſagte ſie, „weil ich einem heidniſchen Türkenherrn aus Arabien oder Egypten, ich weiß es nicht genau, von ſeinen Magenſchmerzen half, da kein Doktor mehr Rath wußte. Er gab mir auch ſechs Goldſtücke, aber die waren nichts Anderes, als gute Dukaten, dann jedoch mußte ſein Diener mich fragen, was mir zum Andenken von all' ſeinen Reichthümern am beſten gefiele, und da ſagte ich dann, das Gewand hier, welches vor ſeinem Bette lag, das möchte ich ſchon haben. Seht, es iſt gar koſtbar mit Seide gefüttert und mit Goldfäden durchwebt. Solche Gewänder hatten die Heiden bei Hofe in Wien alle Tage an, der kranke Herr war der Vornehmſte und ging gar prächtig einher."

Dann erzählte ſie noch ein Weilchen weiter, was Alles ſie dort geſehen, aber es gab noch gar viel zu zeigen, und Burkard Keller ſah, auf das Beſte von ſeinen Gedanken abgezogen, bald ganz eifrig auf die Sachen, die Urſula aus der Kiſte packte.

Da war ein Kaſten mit allerlei Geheimmitteln gegen Gebrechen aller Art, den hatte die Urſula für ſchweres Geld von einem Zigeuner gekauft, von denen ſie einem ganzen Trupp auf jener Reiſe von Wien zurück begegnet waren.

Da waren Amuletts und ein ſehr kräftiger Talisman; der letztere ſtammte noch von der Urahne, war eine vertrocknete Eulenklaue, mit rothen Seidenfäden künſtlich um-

wickelt und umſtrickt und ſorgſam in einem ebenfalls fein geſtickten Lederbeutel verwahrt.

„Den möcht' ich Euch verehren, Herr, ich weiß, daß ſeine Kraft wunderbar iſt, geheimes Weh zu heilen," ſagte ſie beſcheiden und mit herzlichem Ton.

„Mein Weh heilt kein Talisman, gute Urſula," hatte er, ehe er es wollte, ſchmerzlich erwiedert.

Sie ſah ihn erſchrocken an; die Art, wie er ſich vergeſſend zu ihr geſprochen, fiel ihr ſehr auf. Aber da er ihren Blick vermied und mit erheucheltem Lachen ſagte: „Nun, laßt weiter ſehen, Urſula," ſo wandte ſie ihre Blicke von ihm, nicht ohne ſich unruhig zu fragen, ob ihr in letzter Zeit wieder erwachter Argwohn, daß er noch immer nicht über ſeine heimliche Leidenſchaft für Kordula weg ſei, wohl doch begründet ſein möchte.

So nahm ſie wieder ein Stück nach dem anderen aus der Truhe.

Ein Wurzelmännlein brachte ſie nach anderen unbedeutenderen Dingen hervor, ſorgſam in feinſtes Werg in einem Kaſten gebettet, wie eine Puppe in der Wiege, denn allerlei Seidenflickchen hüllten das zauberkräftige Ding ein.

„Das iſt ein Alraun!" ſagte ſie leiſe und ehrfürchtig. „Wer den hat, der hat Glück. Den hat mir auch noch die Urahne gegeben, die hat ihn ſchon von ihrer Mutter geerbt und das Glück iſt allezeit bei uns geblieben. In der Johannisnacht und zu Sylveſter richte ich ihm ein Mahl vom Beſten, was ich erſinnen kann, das ſtelle ich hier auf den Tiſch und das Männlein daneben, da thut er ſich gütlich und bleibt wohlgeſinnt."

Digitized by Google

Es war ein wunderlich Ding, aus einer Mandragorawurzel gewachsen, ganz anzusehen wie ein altes, häßliches Zwergengesicht mit Armen und Beinen.

„Unter dem Galgen muß es gewachsen sein, mit allerlei Zauber ausgegraben, sonst ist's nicht echt. Aber gut ist dies. Wie ist mir's alleweil im Leben wohl ergangen!"

„Euch, Ursula?" fragte Burkard Keller halb erstaunt, halb gerührt.

„Nun, gewißlich, Herr! Ich bin im Glück gewesen lebenslang."

„Aber, Ursula, wenn Ihr geliebt habt, habt Ihr doch entsagen müssen, kein Fingerreif schmückt Eure Hand, kein Eheherr steht neben Euch," wandte er ein.

„Nein, Herr Burkard, kein Ring, kein Gatte! Aber seht, ich bin eine kurze Zeit so überschwenglich glücklich gewesen, daß ich für all' mein Leben genug hab' an dem, was mein war und was mir kein Mensch hat nehmen können!" Ihre Augen glänzten, eine heilige Rührung sprach aus ihren Zügen.

„Aber daß der Mann Euch hat lassen können, Ursula?" wandte er ein.

„Ja, seht, Herr, er war für mich wie die Sonne und ich für ihn nur eine kleine Blume, wie ihm viele und vornehmere blühten. Doch, ich meine, daß ich Euch dies schon früher sagte, Herr, und Ihr müßt mir's nicht übel deuten, wenn ich Euch wieder damit komme. Ihr seid der einzige Mensch in der Welt, welcher der Ursula in's Herz geschaut hat. Ihr jetzt, da sie alt ist, und Einer — ein Anderer, da sie jung war!"

„Ich darf nicht ſagen ‚arme Urſula‘, denn Ihr rühmt Euch ja, glücklich zu ſein,“ ſagte er.

„Nein, Herr, beklagt mich nicht, das thut nicht gut, ich bin nicht zu beklagen,“ bat ſie abergläubiſch.

Das von Neuem wohlverwahrte Wurzelmännlein wurde bei Seite geſtellt und Anderes hergenommen.

Am Grunde der Truhe kamen Urſula's Koſtbarkeiten von Gold und Silber. Sie hatte im Dienſt ihrer Herrin manches Schmuckſtück von fremden Fürſtinnen erhalten, auch Gold und ſonſtige Werthgegenſtände. Das Alles zeigte ſie ihm vergnügt, bis zuletzt aber hatte ſie zwei Gegenſtände aufgeſpart, die ſie aus dem Erbe der Urahne beſonders hoch hielt.

Das war eine kleine, ſchwere ſilberne Schale mit Henkeln, zerbrochen zwar, aber doch von Werth, auf deren Grunde ein erhabenes Menſchenbild lag, und eine kleine Lampe von ſeltſamer Form aus minder werthvollem Metall, in deren Bauche eine Anzahl alter Münzen ſich befand, ſowie auch ein Steinchen, welches ein Edelſtein ſchien, und auf deſſen Fläche irgend welche Zeichen eingeritzt waren.

„Seht,“ ſagte ſie, ſtolz die Schale zeigend, „das iſt von der Urahne Erbe und in der Erde gefunden vor manchem Jahr, es können ihrer wohl hundert ſein. Die Urahne hat's nicht erlebt, aber der ihre Ahne hat dabei geſtanden, als ihr Mann es beim Ausgraben einer Baumwurzel in der Erde fand. Auch die Stelle wußte die Urahne, hart an dem Wege, der nach der Eberſteinburg und ſeitwärts nach Kuppenheim durch den Wald führt, gleich unten im Thal,

wo die neun uralten Linden stehen, die schon alt gewesen sind, als die Urahne noch jung war. Dort soll einmal ein Altar der Heiden gewesen sein, aber vielleicht ist das nur so ein Gerede."

„Das möchte ich nicht glauben, Ursula, wenn Eure Schale da gefunden ist, so kann sie wohl eine Opferschale gewesen sein," meinte Burkard Keller.

„Denkt Ihr?" fragte sie erschreckt und dann setzte sie hinzu: „Wenn's aber ein unheilig Schatzstück wär', hätt's mir gewiß Unglück gebracht, oder sollte das Alraunmännlein es machtlos gemacht haben?"

„Habt keine Sorge deshalb, legt es wieder in Eure Truhe, wenn Ihr's nicht des Silbers wegen verkaufen wollt," beruhigte er.

„Nein, nicht verkaufen! Solche Fundstücke muß man aufbewahren, und Unglück haben mir die meinigen ja nicht gebracht," tröstete sie sich selbst.

„Woher habt Ihr denn die Lampe und das Gold?" forschte er.

„Im Gemäuer der Burg hat sie gesessen. Man wollte eine Thüre aufbrechen, da fand man sie, und ein Stück, dies große, lag darin, die andern sind später bald hier, bald da gefunden. Ich habe Alles an mich gebracht um Geld oder anderen Ersatz; die es fanden, konnten doch nichts damit thun und gaben es gern für ein Kleines."

Sie redeten noch länger über allerlei. Ursula packte dabei wieder ein, was auf dem Tische lag, das Letzte war das Türkengewand.

„Legt es einmal an, Herr, es wird Euch passen,"

ſagte ſie ſcherzend und hielt es ihm zum Hineinfahren bereit.

Er ging auf den Scherz ein und zog es an. Dann ſtand Urſula und bewunderte ihn, bis ihr einfiel, er müſſe einen Turban haben, und ſie raſch einen ſolchen von einem weißen Tuche machte.

„Urſel! Urſel! Der Türke war wohl Euer Liebhaber?“ neckte Burkard ſie, als ſie ihm den Turban auf den Kopf ſetzte.

Sie lachte nur.

Plötzlich erſchraken Beide; vor dem Fenſter der Urſula hörten ſie ein Flüſtern, ein Geräuſch, und aufblickend ſahen ſie in dem Dunkel draußen zwei Geſichter mit entſetzten Mienen in das Zimmer ſtarren, dann aber ſofort mit einem Aufſchrei verſchwinden. Das trübe, grünliche Glas der Scheiben, der ungewiſſe Schein der Lampe, welche auf einem drehbaren Arm von Holz befeſtigt über dem Tiſche angebracht war, machten es unmöglich, zu erkennen, wer die Lauſcher waren.

„Sie müſſen eine Leiter angeſetzt haben, die Wichte,“ ſchalt Urſula, blickte hinaus und richtig, da war die Leiter, von den Lauſchern war nichts mehr zu ſehen.

„Urſula, die haben mich zuverläſſig für den leibhaftigen Gottſeibeiuns gehalten,“ lachte Burkard Keller.

„Und werden morgen ſchöne Dinge in der Burg herum tragen, Herr,“ erwiederte ſie bedrückt.

„Ei, laßt ſie, was iſt's denn weiter!“ beſchied er ſie.

Nun war aber das ſtille Plaudern doch geſtört, und ſo trennten ſie ſich.

Als am anderen Morgen Burkard Keller eben ſeiner

Herrin Bericht erſtattete über den Verlauf der Nacht für den Kranken, wurden zugleich zwei Meldungen gemacht.

Der Doktor Torbelli bat die Frau Markgräfin in wichtiger Sache um Gehör, und für den Herrn Burkard war Beſuch gekommen, ein gar lieber Beſuch, ſein Bruder Hubert.

„Das freut mich für Euch, Keller! Ihr ſeht meiſt immer ſo trübe jetzt, und ich weiß wohl, es iſt die harte Pflicht, die Euch die Fröhlichkeit raubt, aber da wir Euch nicht miſſen können, müſſen wir dulden, Euch leiden zu ſehen. Um ſo beſſer iſt es, daß der Bruder kommt, Euch aufzuheitern," ſagte gütig die Markgräfin, beſchied den Diener, daß man Torbelli in ihr Arbeitszimmer führen ſolle, und ließ Hubert Keller herauf holen, denn ſie ſagte, ſie wolle ihm gleich an's Herz legen, daß er eine Weile bei ihnen auf der Burg bleibe.

„Das kann ich nicht, Eure Durchlaucht," war die Antwort Hubert v. Keller's, der ſchön, kraftvoll und energiſch wie immer bald darauf vor ihr ſtand und mit beſcheidener Höflichkeit ſeine Freude über den guten Empfang ausgeſprochen hatte, „das kann ich nicht, weil ich verſprochen habe, bei unſeren Kuppenheimer Verwandten als Gaſt eine Weile zu bleiben. Der Vogt und ich trafen uns in Raſtatt, und dort überredete er mich, mit ihm zu kommen."

„So, ſo! Nun, da behalten wir Euch aber doch in der Nähe und ſehen Euch oftmals bei uns, Herr Hubert. Ihr ſeid jeder Zeit von Herzen willkommen," ſagte die Markgräfin und entließ die Brüder, nachdem ſie viel Lobendes über Burkard und viel Dankbares über ſeine Treue geſagt hatte.

Sie galt für eine ſehr kluge Dame und merkte an den Augen Hubert Keller's ſogleich, daß er Manches im Sinn trug, welches er wohl nur ſeinem Bruder ſagen wollte. Es war ihr lieb, daß Hubert kam, die merklich erkaltete Neigung ſeines Bruders für Iſa wärmer zu ſtimmen und durch gütiges Zureden einen wahrſcheinlich ſchon länger fortgeſponnenen Zwiſt zwiſchen dem Brautpaare zu begleichen.

Während ſie ſich zu dem ihrer wartenden Torbelli begab, gingen die Brüder nach Burkard's Stube; auf dem Wege dahin äußerte Burkard nur wenige Worte, auch Hubert ſchien mit ſeinen Gedanken ſehr beſchäftigt und ſtellte nur einige halb verlegene Fragen.

Kaum hatte ſich aber die Thüre hinter ihnen geſchloſſen, als Hubert mit der ganzen brüderlichen Liebe, die immer zwiſchen ihnen beſtanden, beide Arme um Burkard ſchlang und mit dem Ausdruck lebhafter Sorge rief: „Ach, Bruder, wie haſt Du Dich verändert! Hätteſt Du doch des Vaters Ruf befolgt, meiner Bitte Gehör gegeben! Wärſt Du heimgekehrt, Burkard! Du ſiehſt Dir ſelbſt nicht mehr ähnlich, und wahrlich, ich fange an zu fürchten, es iſt Wahres an dem, was man der Urſula nachſagt, daß ſie Dich mit Zauberei umgarnt!“

„Das iſt Dein Spaß, Hubert, die Urſula kennt der Vater ja noch aus ſeiner Jugend und weiß, daß ſie auf ihre Art klug iſt und gut auf jede Art.“

„Ja, ja, ſchön iſt ſie auch geweſen, der Böſe ſucht ſich die Feinſten aus, und wenn ich Dir meine Meinung ſagen ſoll, ſo glaube ich, die Urſula hat den Vater auch im

Garn gehabt, ehe der die Mutter kannte, er hält noch jetzt große Stücke auf sie und will von dem Zauber nichts hören, sagt, es sei Narrethei und schmähliche Lüge," erwiederte Hubert zweifelnd.

Burkard antwortete nicht. Ein Ausdruck unbeschreiblicher Trostlosigkeit lag, ohne daß er es wußte, auf seinen Mienen, in seinen Augen, seiner ganzen Erscheinung.

„Was ist Dir, Bruder, Du bist unglücklich, Du, den man beneiden möchte!" rief Hubert Keller ganz erschüttert und schlang abermals seinen Arm um des Bruders Nacken.

Ein Beben schüttelte diesen, dann raffte er sich aber zusammen.

„Laß mich!" wehrte er Hubert ab, schroffer, als er selbst wußte.

„Du bist nicht allein unglücklich, Burkard, Du machst auch Andere dazu," fuhr Hubert jetzt ruhiger, aber in immer noch warmem, liebevollem Tone fort. „Wir hatten von Diesem und Jenem allerlei sagen hören; das, was Ihr hier auf der Burg treibt, macht viel Gerede, doch der Vater achtetete es nicht, und ich war die meiste Zeit in Heidelberg und kümmerte mich wenig darum. Da ging ich neulich den Durlacher Herrn, Deines Markgrafen Vetter, zu besuchen, und traf den Vogt dort, der mich, sobald er konnte, bei Seite nahm und mir mit Betrübniß und Sorge erzählte, wie die Isa sich härme über Dein seltsames Betragen, und wie auch er und sein Weib nicht klug werden könnten aus Dir, denn schon lange wärest Du mit der Isa nicht so, wie Liebesleute zu sein pflegen, und wenn Du kämest, seiest Du finster, bedrückt und von befremdlicher

Unruhe ſichtbarlich gepeinigt. Die Iſa weine und ſchäme ſich vor den Leuten, weil ſie ſo gar groß gethan mit ihrer Brautſchaft und ihrem geprieſenen Schatz; ſie ſei auch eiferſüchtig, bald auf die Kordula v. Jugenheim, bald auf die Urſula, und im Grunde wiſſe ſie nicht auf wen. Ich ſolle mitkommen, bat der Vogt, ſolle Euch wieder zuſammen bringen, wenn etwa ein Streit oder Verdruß zwiſchen Euch ſei, und ſolle ihn und ſein Kind vor der unverdienten Schande bewahren, daß Du die Iſa zum Narren hielteſt."

„So, ſo!" murmelte Burkard finſter, aber er ſah ſo blaß aus wie eine Leiche und ſeine Stirn ſchien düſter wie eine Gewitterwolke.

„Ich habe dem Vogt zu bedenken gegeben, Bruder, wie Dein Leben ein gar zu anſtrengendes ſei, und daß Du nicht umſonſt von der Frau Markgräfin und dem regierenden Herrn ſo über die Maßen gelobt und geehrt würdeſt. Das gibt mir der Vogt auch gerne zu; er iſt ein guter, wohlmeinender Mann und läßt Dir alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Mutter auch; die Iſa aber hat ſich bei mir recht ausgeweint und meint, Du ſeieſt nicht brav gegen ſie, denn ſie habe wiſſentlich Dir nur Liebes erwieſen, nimmer Dir ein böſes Wort gegeben, und doch mache Deine Mißachtung ſie zum Geſpött der Leute. Sage mir, Burkard, lieber Bruder, hat ſie Dich erzürnt in Worten oder Thun, daß Du ſie ſtrafen willſt?"

Es trat ein Schweigen ein; Burkard's beſſeres Selbſt rief: „Bekenne! Bekenne dem Bruder Deine Schuld!" und doch kam ihm dies Bekenntniß nie ſo furchtbar ſchwer vor, wie heute. Er ſah ſchon Hubert's Augen, ſeinen offenen,

klaren Blick auf ihn ſich richten in höchſtem Entſetzen über ſeine Doppelzüngigkeit, und dann war ihm, als ſtände Kordula vor ihm, den Finger mit flehender Geberde auf den Mund gelegt.

„Du ſchweigſt, Burkard?“ fragte Hubert von Neuem und ſeine Stimme klang merklich ſchärfer. „So hat ſich alſo wohl Iſa gegen Dich verfehlt und Du willſt es nur nicht ſagen?“

„Nein, nein, Du irrſt! Die Iſa hat keine Schuld!“ rief er.

„Sie hat keine Schuld, ſagſt Du, und der Vogt iſt es, der Dich bei mir auf's Beſte entſchuldigt und Alles mit Deiner ſchweren Pflicht und Deiner Sorge um Herrn Chriſtoph erklärt? So wird alſo kaum eine Verſöhnung nöthig ſein; komm mit mir, ſprich ſelbſt zu der Iſa, ſie iſt ein gar holdes, liebreizendes Mägdlein und der Mann wohl glücklich zu preiſen, dem ſie an ſeinen Herd folgt. Komm' mit! Haben wir Euch nur erſt Beide auf der Yburg, wie es der Vater ſo heiß erſehnt, dann wird ſchon Alles gut werden, und Du Aermſter lebſt dort auch wieder auf in der ſchönen Stille unſerer Burg.“

Burkard Keller hatte nichts gehört von des Bruders liebevollen Worten, als das Eine: „Sprich ſelbſt zu der Iſa!“ Ja, ja, es mußte ſein, es mußte ein Ende werden dieſer Qual, dieſer ſchmachvollen Lage.

„Ich gehe mit Dir!“ ſagte er wie im Traume. Er ſah ſich in der Stube beim Vogt, ſah dieſen, die Vögtin, Iſa, Hubert um ſich her ſtehen, ſah ſich, wie er das ſchreckliche Bekenntniß ausſprach.

„Es wäre feig, Hubert die ſchlimme Sache aufzubürden, ich gehe ſelbſt,“ redete er ſich ein, um ſein jetziges Verſtummen vor ſich zu rechtfertigen.

Inzwiſchen brachte man ihnen auf der Markgräfin beſonderes Geheiß Erfriſchungen, und Hubert erklärte, er ſei hungrig und durſtig.

Burkard konnte nicht eſſen, aber ihm war, als mache ihm der Entſchluß jetzt, in des Bruders Gegenwart die Entſcheidung herbei zu führen, das Herz leichter.

„Es iſt gut, Bruder, daß Du kamſt. Mir iſt, als würde mir beſſer zu Muthe!“ ſagte er mit tiefem, erleichterndem Seufzer.

„Das wußt' ich wohl, daß mein Burkard nicht anders ſein könnte!“ rief Hubert glücklich lachend.

Sie ſetzten ſich zuſammen nieder. Der Jüngere erzählte vom Vater, von den Burgleuten, von Heidelberg und den dortigen Freunden, dann wieder von Iſa und daß ſie ihm ihre Spinde aufgeſchloſſen und ihm traurig gezeigt, wie fleißig ſie mit der Mutter und den Mägden geſchafft habe an ihrer Ausſteuer, und wie viel koſtbares Geräth die Eltern in einer Stube des Amthauſes für ſie aufgeſpeichert hatten.

Er zerriß Burkard das Herz mit ſolchen Schilderungen und dem warmen Lob Iſa's, aber er fühlte heute auch, daß, ſo ſtrafbar man ihn in des Vogts Hauſe vielleicht halten werde, er doch keine nähere Pflicht gegen Iſa wie gegen Kordula habe. Die glühende Liebe zu der Letzteren wurde ihm nie ſo voll bewußt, wie jetzt, und die heilige Berechtigung dieſer Liebe, wie Kordula ſie immer aufgefaßt,

meinte er, werde ihm Worte eingeben, die den Vogt und die Seinigen, besonders Isa, von seiner Schuldlosigkeit in gewissem Sinne überzeugte. Hätte er nur vermocht, Isa zu reicherem Glücke zu verhelfen, als er ihr zu bieten vermocht!

Still und nachdenklich, aber mit entschlossener Miene saß er neben dem Bruder, blickte wie ein Durstender in dessen treue, liebevolle Augen, und die friedvolle Ruhe, die ihm in diesem Anblicke kam, wuchs in seinem Herzen. Ihm war zu Muthe, als habe ihm nur einer der Seinen gefehlt, um Herr zu werden über dies unselige Schwanken. Er sah daneben jetzt auch klar ein, wie er in anderer Richtung gefehlt hatte, wie er hoffährtig und stolz geworden war durch all' das Lob, das man ihm gespendet; ihm wurde selbst bewußt, daß er sich sehr verändert, und heißes Sehnen nach seinem früheren Ich, nach dem Burkard, der so frisch und frohherzig, so schlicht und bescheiden auf die Burg gekommen war, erwachte in ihm, zugleich mit der beglückenden Hoffnung, daß er wieder werden könnte, was er gewesen.

„So bin ich denn gekommen, Dich zur Isa zu holen," sagte Hubert, nachdem er sich erquickt, „und ich bitte Dich, gehe mit mir, Du findest freundliche Herzen, man verlangt ja nur, sich nicht ferner über den Eidam betrüben zu brauchen."

Ja, er wollte mitgehen. Nur daß Hubert sich gänzlich irrte über den Zweck, den er dabei hatte. Daß er den Bruder zum Zeugen seines Bekenntnisses haben solle, ihn, der sicherlich nicht taub bleiben würde gegen die Wahrheit, und der ihm auf diesem mißlichen Gang auch gewiß die

Gerechtigkeit nicht verſagte, machte ihn ganz ruhig und klar. Er hätte ſich an den Bruder klammern mögen, wie ein Kind an die Hand der Mutter, und ſo ſtolz und befehleriſch er auch gegen Alle ſich gezeigt hatte, ſo demüthig war ihm jetzt um's Herz. Seine Sache lag ungünſtig genug für ihn, aber vollendet ſollte ſie werden.

Er ſchickte Urſula, ihm bei der Markgräfin für heute Urlaub zu erwirken, der auch ohne Zögern bewilligt wurde.

Gleich darauf begaben ſich die Brüder auf den Weg, Burkard froh, daß ihm Kordula nicht begegnete und ihr Anblick, ihre lockenden Augen ihn nicht von ſeinem Entſchluß abwendig machen konnten.

Von der Burg bog der Weg nach Kuppenheim rechts ab. Durch den Tannenwald ging's eine Strecke bergabwärts, dann kam ein Stück junger Buchen und zwiſchen ihnen hart am Wege ſtanden neun im Kreiſe gepflanzte uralte Linden, wo eine Steinbank zum Ausruhen einlud, denn dieſen Weg wandelten die Markgräfin und ihre Fräulein mit Vorliebe zur Sommerzeit, wenn es ihnen in der Burg zu enge wurde.

Als ſie vorüber gingen, dachte Burkard Keller auch flüchtig an Urſula's Erzählung von der gefundenen Schale; mitten in dem Kreiſe der Linden ſtand er aber plötzlich ſtill wie angewurzelt und dann ſchüttelte er ſich und ſchritt weiter.

„Was iſt Dir?" fragte ſein Bruder.

„Nichts Beſonderes, mir lief nur ſo ein kalter Schauder über den Leib," ſagte der Andere, „es iſt kühl dort unter den Bäumen."

„Nicht doch, nicht kühler, wie überall hier; die Bäume haben ja alle ringsum noch kein Laub, aber ſchau, die Knospen öffnen ſich ſchon," meinte Hubert.

Burkard Keller ſtand abermals ſtill und ſah ſich um. Tauſende von Anemonen, Primeln, Märzveilchen blühten ringsum, Gras und Kräuter grünten luſtig.

„Ein ſchöner ſtiller Ort, begraben zu liegen, ſo mitten im Wald, wo es ruhig iſt!" ſagte er mit großen, ernſt blickenden Augen.

„Was ſchafft Dir aber nur ſolche Gedanken?" rief ſein Bruder beſtürzt und ſorgenvoll, denn ihm kam das Weſen Burkard's doch gar zu verändert vor. „Wie kommſt Du auf dergleichen?" wiederholte er die Frage.

„Man ſagt, wo Einen ein ſolcher Schauer packt, da geht man über das eigene Grab, und er packte mich bis in's Herz," erwiederte Burkard gedankenvoll.

Dann horchte er auf, winkte dem Bruder, und der ſetzte ſich verwundert mit ihm auf die Steinbank.

„Horch!" ſagte Burkard und hatte dabei eine ſeltſam feierliche Miene.

Von rechts herüber, aus der Ebene, tönte fernes Glockenläuten, das brach ſich an den von leiſem Frühlingswind bewegten Tannenwipfeln vor ihnen und, als zerſplittere ſich der Klang in allerlei wirren Tönen, ſo ging eine leiſe, zitternde Muſik durch den vom Sonnenlicht überflutheten Wald, ganz ſacht, ſo leiſe und klar wie etwas Ueberirdiſches.

Hubert Keller horchte erſtaunt dem geiſterhaften Klingen; Burkard war noch bleicher geworden, als er ſchon geweſen,

doch ſtrahlten ſeine Augen wie in Begeiſterung, und er rührte ſich nicht, als auch ſchon lange die fernen Glocken ſchwiegen und damit dies leiſe Tönen.

„Es waren die Kuppenheimer Glocken," ſagte Hubert endlich.

„Ja, ja!" erwiederte ſein Bruder, dachte aber bei ſich ganz anders, denn in ſein Herz war der Klang gefallen wie eine himmliſche Verheißung.

Als ſie auf den Hof des Amthauſes traten, deſſen ſtattliche Räume nebſt den Gärten dem Vogt zum Wohnſitz angewieſen waren, ſtanden Reitpferde und Sänften, umgeben von des Vogts Knechten und fremden Dienern, da. Es waren Gäſte gekommen aus Raſtatt und Gernsbach. Burkard wollte, von Neuem aufgeregt, ſofort wieder zurückkehren, aber der Vogt riß gerade das Fenſter auf, einen Befehl zu ertheilen, ſah ihn und Hubert und winkte ihnen freundlichen Willkommen. Im Hauſe gab es ein großes Durcheinander. Iſa mußte, da die Schaffnerin erkrankt war, in der Küche helfen und hatte viel Hin- und Hergehen, die Bewirthung der Gäſte anzuordnen; ſie begrüßte Burkard kühl und zurückhaltend, aber nicht unfreundlich, und ihm war das ſo ganz recht. Hubert hatte nicht zu viel geſagt, man empfing den Bräutigam der Tochter, wie man auch über ſein Verhalten denken mochte, vor den Gäſten mit der herzlichen Freundlichkeit, die der Tietenaus ſchöne Eigenſchaft war, und Burkard wurde von den Gäſten des Hauſes ſo ehrenvoll begrüßt, wie nur je. Es war nicht daran zu denken, daß er heute ſagen könne, was er zu ſagen hatte, man nahm ihn von allen Seiten in Anſpruch.

In seinem festen Entschluß, den heutigen Tag zu seinen Eröffnungen zu benutzen, wartete Burkard bis zum Fortgang der Gäste, aber da hatte der Vogt sich ein Räuschlein getrunken und lag schlafend im Armstuhl, Isa war, wie Burkard mit Erleichterung sah, kühler gegen ihn, als je zuvor, und dies auch während des Abendessens geblieben. Dann als Burkard gehen mußte, schlug sie Hubert vor, ihn mit ihr bis zum Walde zu begleiten, was dieser gern zufrieden war.

Unter gleichgiltigen Gesprächen ging man dahin, Burkard still und wieder in der alten Unruhe, denn neben Isa fühlte er erst recht, daß Kordula ihm über Alles lieb geworden. Das Sprechen war auf Seiten Hubert's und Isa's, und Beide wurden so heiter, daß sie fast des schweigsamen Begleiters vergaßen.

„Ach, Hubert, wäre doch der Burkard wie Ihr!" meinte Isa, als dieser sich von ihnen getrennt hatte.

„Er wird schon wieder froh werden, wenn er nur erst des Markgrafen Krankenstube hinter sich hat," tröstete Hubert, „und Ihr werdet ihm die Grillen schon abgewöhnen, liebe Isa."

„Ja freilich, darin werde ich thun, was ich kann," meinte sie. Dann aber klagte sie doch wieder: „Warum kann er nicht sein, wie Ihr, Hubert? Wo Ihr seid, ist Licht, Leben und Freude!"

„Aber ich bin auch nicht immer so lustig, wie heute, Isa; doch bei Euch in Kuppenheim gefällt mir's gar so gut, daß ich meine, ich bin gleich noch einmal so froh, als es für gewöhnlich meine Art ist. Ich möchte schier jauchzen

und jubeln vor Luſt, und wenn mir jetzt ein Armer begegnete, ich gäb' ihm ein Stück Geld, wie er es nicht oft bekommt."

„Seht, gerade ſo iſt mir auch zu Sinne!" lachte ſie hell auf.

„Das kommt, weil es nun mit dem Burkard wieder gut geht," kamen ſie dann überein. —

Als Burkard Keller bei ſeiner Rückkehr in den Burghof trat, bemerkte er ſofort an der Geſchäftigkeit, welche er im Vorübergehen in der Küche ſah, und an den Bratendüften, die ihm von dort entgegen drangen, daß auch hier Gäſte, und zwar unerwartete, gekommen ſein mußten, da das Abendeſſen ſo auffällig verſpätet wurde.

Am Brunnen ſtanden die Knechte der Burg mit fremden zuſammen, und Anton meldete ſeinem jungen Herrn denn auch, ſobald er ſeiner anſichtig wurde, daß Graf Antonio wieder angelangt ſei, unerwartet zwar, aber um ſo freudiger begrüßt von der Markgräfin und dem Fräulein Kordula.

Er wollte noch mehr erzählen, denn er begann eben: „Auch hat ſich noch allerlei Anderes zugetragen in der Burg, Herr, was Euch aber nicht angenehm zu hören ſein wird —" als des Markgrafen alter Dieter kam und in beweglichen Worten meldete, Durchlaucht habe ſchon ſeit Mittag mit großer Unruhe nach Herrn Burkard verlangt, und Jungfer Urſula könne ſeine Ungeduld nicht mehr beſchwichtigen, ſo daß ein Anfall zu fürchten ſei.

Beſtürzt von der Nachricht, daß Antonio gekommen, betroffen und heftig erregt darüber, daß Kordula ſo be-

ſonders freudig den ungeliebten Verlobten empfangen, und kaum noch hörend, was Anton von anderen Unannehmlichkeiten geſagt, mußte Burkard Keller zu ſeinem Patienten eilen, den Kopf und das Herz voll widerſprechender Gedanken und Gefühle.

Der Markgraf empfing ihn heute einmal wieder voll Freude und nahm ihn gleich ganz und gar in Anſpruch. Urſula, das ſah er, hatte geweint und ſah ſehr aufgeregt aus.

„Ich muß Euch hernach noch ſprechen, wartet hier auf mich, in meinem Zimmer ſind wir vor Lauſchern nicht ſicher," flüſterte ſie ihm zu und folgte einem Rufe der Markgräfin.

Der Abend wurde Burkard Keller lang bei den verwirrten Reden ſeines Kranken, der gleichwohl ſeit Wochen nicht ſo vergnügt und liebevoll zu ihm, als zu ſeinem lieben, treuen Freunde Ulrich, geredet hatte.

Erſt ſpät kam dem Markgrafen der Schlaf und dann dauerte es eine ganze Weile, bis Urſula ihm in das Vorzimmer winkte und dort gleich eifrig zu reden begann.

Sie wußte viel und Aufregendes zu berichten.

Torbelli hatte bei der Markgräfin, die bis jetzt ſich mit voller Ueberzeugung gegen jede Beunruhigung Urſula's wegen ihrer angeblichen Zauberei verwahrt hatte, ſolche Dinge vorgebracht, daß dieſe, immer noch in dem Wunſche, Urſula zu vertheidigen und ihr zur Rechtfertigung Gelegenheit zu geben, dieſelbe rufen ließ.

„Und da kam es denn an den Tag, Herr Burkard, die unverſchämten Lauſcher, die uns geſtern Abend erſchreckten,

ſind der Signor Torbelli und ſein Diener geweſen, und dann iſt der Torbelli zur Markgräfin gelaufen und hat geſagt, Ihr und ich trieben Teufelswerk und ſie hätten ganz deutlich geſehen, daß wir dem Böſen geopfert und daß Ihr prieſterlich Zeug dabei angehabt," fuhr ſie fort. „Es half mir wenig, daß ich, zornig wie ich war, mich verſchwor, das ſei Alles niederträchtige Lüge, der Signore beharrte bei ſeinen Anklagen und es gab einen Streit, wie er nicht ſchlimmer ſein kann. Ich aber wußte mir keinen Rath, als daß ich meine Durchlaucht bat, mit mir in meine Stube zu gehen, dort wolle ich ihr ſogleich die Truhe aufſchließen und das Türkenkleid, von dem ſie aus jenen Jahren her gottlob noch wußte, zeigen. Aber was meint Ihr? Der Signore in ſeinem Argwohn beſtand darauf, er als ein Kenner ſolcher Teufelskünſte müſſe Zeuge ſein, denn auch ein ſcheinbar ganz unſchuldig Kleid könne zu teufliſchen Zwecken benutzt werden. Und ſo hab' ich nachgeben und aufſchließen müſſen und die Durchlaucht hat geſagt, meine Unſchuld ſei erwieſen; dieſer freche Torbelli aber hat mich ausgezankt, wie wenn ich eine niedere Magd wäre, hat geſchrieen, ich ſei nicht viel beſſer, als eine abergläubiſche Heidin, und ich ſolle mich durch Reue und Beichte und Meßbeſuch chriſtlicher erweiſen, oder er werde die Anzeichen meiner Zauberei und meine Widerſpenſtigkeit, ſie abzuthun, den Gerichten melden. O, Herr Burkard, mir das, dieſe Reden mir! Es war aber nur, weil er mich fühlen laſſen wollte, daß er doch höher ſei, als ich. Es iſt ja nur, wir Beiden haben ihm zu viel Anſehen auf der Burg, und weil es ihn arg verdroß, daß meine durch-

lauchtige Frau mir die Hand auf die Schulter legte und gütig sagte: ‚Ursula, thu dem Signore doch den Willen mit der Beichte, ich weiß, was mein lieber, armer Herr und ich an Dir haben und ich bleibe Dir günstig gesinnt,‘ nur darum eiferte er um so giftiger. Ich aber habe ihm auch nichts gespart, ich habe gesagt: ‚Nach dem Lichtenthaler Kloster geh' ich, Durchlaucht, dort will ich Kerzen stiften und der heiligen Jungfrau ein neues Kleid, hier auf der Burg beichte ich nicht, blos weil der Italiener es will.‘

Ich sage Euch, Herr Burkard, grün und gelb sah aber der Torbelli aus vor Wuth. Und hernach hat er mir leise zugeflüstert, daß es die Durchlaucht nicht hörte: ‚Euer Galan und Ihr habt gute Ursache, mich zu hassen. Will er keinen Frieden, so habe er den Streit von Neuem.‘

„Der Unverschämte!“ rief Burkard, aber lachte dazu; die Frechheit verdroß ihn kaum, sie belustigte ihn beinahe.

Darüber lachte dann Ursula auch: „Der Narr, ich könnte Eure Mutter sein; aber es ist nichts so schmählich, so ein schlechter Mensch traut jedem Andern auch Schlimmes zu.“

Dann kamen sie auf die Dinge, welche Burkard wichtiger schienen, als Torbelli's Betragen, und nach denen er doch nicht fragen wollte. Ursula erzählte auch von selbst. „Wißt Ihr's denn schon, daß Graf Antonio gekommen ist?“ fragte sie, ihn mit ernster Forschung ansehend.

„Ja, der Anton erzählte es mir; was führt ihn denn schon zurück, ich denke, die Hochzeit soll erst zu Pfingsten sein?“ sagte er, so gleichgiltig wie möglich thuend.

„Weiß nicht, Herr Burkard, vielleicht ist's die Lange-

weile, oder auch die Sehnſucht nach der Braut," erwiederte ſie und er fühlte ihren ihn heimlich beobachtenden Blick.

„Nun, mir kann's einerlei ſein!" ſagte er obenhin und ging in ſeine Stube.

„Den Antonio ſchickt der Himmel ſelbſt," dachte er. „Jetzt muß unſere Sache zu Ende kommen und ſie ſoll es. Gleich morgen trete ich vor die Frau Markgräfin hin, bitte ſie, den Grafen rufen zu laſſen und in ihrer Gegenwart ſage ich ihm Alles. Dann kann keinerlei Lüge und Verleumdung uns treffen, Frau Ottilie iſt eine gerechte, edle Dame, und dem Antonio bin ich zu jeder Sühne erbötig, aber der ſchöne Herr war niemals mit dem Schwert bei der Hand, Zungenſtreit iſt ihm lieber, als der mit dem Degen, und des Torbelli Ränke dünken ihn ſicherer als ehrlicher Zweikampf.

An Schlaf war nicht zu denken, er fragte ſich, ob er Hubert zu dem Geſpräch bei der Markgräfin rufen laſſen ſolle? Doch das nahm zu viel Zeit weg. Und was brauchte er Hubert, wenn er die Markgräfin zur Zeugin hatte? Auch gegen die Tietenaus wurde ſeine Stellung erleichtert durch eine vorhergegangene Auseinanderſetzung mit Antonio! Er freute ſich des kommenden Morgens! Endlich, endlich war die Entſcheidung da und in einer erwünſchten Weiſe! Kordula hatte alſo Recht, als ſie immer mahnte, zu warten, bis der rechte Augenblick ſich finde. Jetzt war dieſer gekommen. Aber was hieß es, daß Kordula ihren Verlobten ſo freudig empfing?

Der eine Gedanke hatte neben jedem anderen, der ihm durch den Kopf ging, ſein Recht behauptet, er war ihn

keine Sekunde los geworden; jetzt, wo er im Klaren mit sich war über sein eigenes Thun, wuchs er über alle anderen hin, und nur ein gewisser eifersüchtiger Neid, Antonio auch nur die leiseste anscheinende Gunst Kordula's gönnen zu müssen, ließ ihn unruhig auf und ab gehen.

Er meinte bei sich, Kordula sei in dem Bemühen, sich nicht zu verrathen und in dem ersten Schrecken über Antonio's Ankunft bei dem Empfang zärtlicher gewesen, als sie wohl gewollt.

Aber selbst diese Erklärung milderte seinen Aerger nicht.

Er haßte Antonio nie so bitter, als wegen dieser Zärtlichkeit Kordula's, eine Zärtlichkeit, auf die Keiner ein Recht hatte, als er selbst. Erst sehr spät kam ihm der Schlaf und auch der war ein unruhiger, von wirren Träumen gequälter.

Die Leute in der Burg fanden für die viele Zeit, die ihnen übrig blieb, wenig Gelegenheit, sich angenehm zu zerstreuen. Das Thun und Lassen jedes Einzelnen bildete daher den wichtigsten Gegenstand ihrer Unterhaltung, und in dem Bedürfniß darnach suchte man selten vergebens nach einem geeigneten Stoff, denn es gab in Hohenbaden weder Mann noch Weib, die nicht, der scharfsichtigen Beobachtung seitens der Uebrigen ausgesetzt, Anlaß für Lob und Tadel gegeben hätten.

Darum wurde die Entdeckung der Zauberkünste, welche Ursula und Burkard Keller trieben, denn auch in der Küche

und in den Ställen ebenso lebhaft besprochen, wie in der Herrenstube und dem Frauengemach.

Als Burkard, wie es seine Gewohnheit war, am anderen Morgen zuerst den Markgrafen besucht hatte und dann mit ernster und entschlossener Miene und Haltung über den Schloßhof ging, der Gemahlin desselben zuerst den Bericht zu erstatten, der heute ein erfreulicher war, dann aber sein Vorhaben auszuführen, geschah ihm nichts Ueberraschendes, als er auf seinem Wege in jedem Antlitz die Neugier sah, verbunden mit dem mehr oder minder lebhaften Grauen, welches Einzelne bei dem Anblick des „Teufelsmedikus" empfanden. Er hatte das ja nun schon länger mit Verachtung und sogar mit einer gewissen Genugthuung ertragen, denn in seiner, wenn auch größtentheils selbstverschuldeten Verbitterung war es ihm schon ganz recht gewesen, Furcht einzuflößen.

Heute aber kam es ihm vor, als mische sich in die furchtsame Neugier eine schlecht versteckte Frechheit und als hüte man sich weniger als sonst, ihn das Flüstern hören zu lassen, welches die sichere Folge seines Vorübergehens war.

Der schon zur Gewohnheit gewordene Ausdruck des abweisenden Hochmuths hatte sich, ohne daß er es wußte, bei dieser Wahrnehmung deutlicher als je in seinem Gesichte ausgeprägt; er verachtete das dumme Volk, welches ihn so anstarrte, und trotz dieser Verachtung ärgerte es ihn doch.

Aber Alles das war doch schon, flüchtig wie ein Schatten, aus seiner Seele geschwunden bei der in ihm plötzlich

mächtig aufleuchtenden Erinnerung an Kordula's Liebe. Ihm war, als höre er neben sich das bestrickende: „Burkard, mein Burkard!“ welches ihn so oft selbst in der finstersten Stimmung bis zur Bethörung hingerissen, und diese Erinnerung machte ihm den schweren heutigen Gang leicht.

So schritt er die Stiegen hinan. Oft hatte er Kordula bei der Markgräfin getroffen, wo sie dann jedesmal sich zwang, so gelassen und gleichmüthig zu scheinen, als sei er ihr der fremdeste Mensch. Burkard ahnte nicht, daß Kordula's Verstellung Niemand getäuscht, und daß man nur an seiner anscheinenden Kälte irre geworden war. Früher freute er sich dieses flüchtigen Zusammentreffens schon Stunden lang vorher, heute fragte er sich mit heimlicher Angst, ob Kordula dort sein werde?

Aber da war schon die Thüre des Vorgemachs, da stand er mitten darin und nun legte er die Hand auf das Thürschloß zu dem uns bekannten Arbeitszimmer, denn er durfte ohne Meldung eintreten und zugleich ertönte — er fuhr zusammen wie bei etwas Erschreckendem! — das laute, lustige Lachen Kordula's ihm daraus entgegen. Dieser grelle Klang war ihr sonst nicht eigen.

Er öffnete die Thüre und trat ein; mit aller Kraft mußte er aber sich selbst bewachen, daß er sich nicht vergaß bei dem Anblick, der ihm jetzt wurde.

Die Markgräfin ruhte, wie er sie oft gesehen, in einem Armstuhl, die Hände im Schoß gefaltet. Aber heute saß sie dort mit befriedigtem Lächeln auf die Liebesscene blickend, welche vor ihren Augen sich abspielte. Graf Antonio lehnte der Markgräfin gegenüber in einem andern Sessel, und auf

seinen Knien, die Arme um seinen Hals geschlungen, mit glühend heißen Wangen und funkelnden Augen saß — die lachende Kordula!

„Ah, Keller, Ihr? Das ist mir lieb, und ich brauche wohl nicht zu bitten, daß Ihr dieser übermüthigen Leutchen nicht spottet? Seid ja selbst erst gestern bei der Isa gewesen und wißt, daß es nicht anders hergeht mit rechten Brautleuten," rief ihm die Markgräfin heiter entgegen.

Die „übermüthigen Leutchen" ließen sich auch durchaus nicht stören. Kordula v. Jugenheim's Augen funkelten vielleicht noch etwas mehr und ihr Lachen wurde noch etwas schärfer und aufgeregter, sonst aber veränderte sich weder ihr Gesicht noch ihre Stellung.

„Ei sieh da, Herr Burkard!" rief sie ihm lustig entgegen, „seid gegrüßt, Herr Teufelsmedikus! Ihr macht schöne Dinge! Um Euren alten Schatz, die Ursel, wird Euch Keiner beneiden, wenn es nicht etwa die Isa ist, welche die Ursel Euch nicht gönnt. Das arme Ding! war immer schon so eifersüchtig und muß nun solches erleben! Nun, ich denke, Ihr seid gestern sehr eilig gewesen, Eure schlimmen Streiche zu bekennen und die Ruthe zu bekommen, denn man weiß ja, die Isa ist so vernarrt in Euch, wie Keine mehr. Aber streng Regiment führt sie schon vor der Ehe, und es ist brav, daß Ihr sogleich hübsch folgsam seid, wenn sie Boten schickt! Sagt, Herr Burkard, habt Ihr Abbitte und Buße gethan, da Euer Bruder kam und Euch beim Ohr nahm?"

Sie hatte das Alles so übermüthig und so spottend gerufen, und Graf Antonio wollte sich dabei halb todt lachen,

daß die Markgräfin, die erſt erſtaunt, dann kopfſchüttelnd und mit Augen und Mienen vergeblich Winke machend, von Einem zum Andern ſah, aber gar nicht zu Worte kommen konnte.

„Ihr müßt Euch wirklich einmal in dem Türkenrock zeigen, Herr Doktor Keller, es iſt nicht ſchön von Euch, daß die Urſel Euch allein in Eurer Herrlichkeit bewundern darf!“ rief der Graf dann, und Kordula machte eine ſpöttiſch mitleidige Miene, ſchüttelte bedauernd das Köpfchen und höhnte: „Aber wahrlich, Ihr armer Herr, Euer Geſchmack für die alte Urſel iſt ſchier unbegreiflich, ſie hat Euch wohl einen Liebestrank gegeben, Ihr Aermſter, und Ihr könnt nun gar nicht wieder los von der verwelkten Hutzel!“ Und dann ſchaute ſie mit herausfordernder Zärtlichkeit ihrem Grafen in's Geſicht und ſagte ängſtlich thuend: „Gelt, Antonio, Ihr habt die Iſa v. Tietenau gern gehabt, aber dann doch um mich geworben, Ihr werdet mir aber doch auch treu bleiben? Der arme Herr Burkard iſt verhext, er nimmt mit der Urſel fürlieb, da er doch die Iſa zur Braut hat. Ach, welche ſchlimme Welt iſt es! Oder ſagt, Herr, redet doch! Hat denn die Iſa Euch vergeben und wann ſoll die Hochzeit ſein? Wenn's die Urſel Euch erlaubt, könntet Ihr auf einen Tag mit uns freien, das gäbe ſicherlich eine luſtige Doppelhochzeit, denn was Ihr zu finſter und mißvergnügt ſeid, iſt mein Antonio zu übermüthig.“

„Hat auch Urſache dazu, wie der Keller wohl Urſach' haben wird, ſo ſauer zu ſehen!“ rief Antonio und küßte ſeine Braut.

Digitized by Google

„Nun laßt's aber genug ſein der Thorheit," rief die Markgräfin erſchreckt von dem Ausdruck in des finſteren, wortloſen Burkard's Mienen, der geiſterbleich und wie verſtummt vor Staunen und Wuth daſtand und nicht zu wiſſen ſchien, wo er war. „Kommt, Herr Burkard, folgt mir in mein Stübchen, ich habe Mehreres mit Euch zu ſprechen!"

Dabei nahm ſie den ob des Hohns vor Zorn Bebenden am Arm und zog ihn eilig in das Nebenzimmer, die Thüre hinter ſich ſchließend.

„Daß Ihr auch ſo zornmüthig ſeid, Keller!" rief ſie dann vorwurfsvoll. „Ihr wißt doch, wie übermüthig Liebesleute manchmal ſind, und die Kordula gar, die erſt gar keine glückliche Braut war und die nun in das Gegentheil umgeſchlagen iſt. Sie hat dem Antonio bekannt, daß man ihr, als ſie ſchon das Jawort gegeben, erzählt habe, wie er um die Iſa geworben, und daß ihm nur der Keller die Iſa weggenommen habe. Darüber ſei ſie vor Aerger faſt von Sinnen gekommen, bis ſie ſich nun eines Beſſeren beſonnen habe. Und den Antonio, den kennt Ihr doch längſt, Keller, er iſt nun einmal mit Euch auf ſchlechtem Vertrag; ſein Spotten iſt nicht ſo böſe gemeint, ſeid Ihr nur vernünftig, er ſoll Euch beweiſen, daß er keine ſchlimme Abſicht hat."

Die Markgräfin hatte in ihrer gutherzigen und verſtändigen Weiſe das Alles auf den vor ihr ſtehenden Burkard hinein geſprochen, ohne daß ſie wußte, ob er ſie überhaupt hörte. Denn bleich, mit ganz verändertem Geſichte ſtarrte er vor ſich hin, ſagte wie von Sinnen nur:

„Ja, ja!“ und war so gänzlich außer Stande, mit ihr in seiner sonstigen Art zu reden, daß sie freundlich zuredend von Neuem sprach: „Hört, Keller, Ihr seid doch stolzer, als recht ist. Eure Herrin bittet Euch, daß Ihr Nachsicht übet mit ihrem Verwandten, und Ihr laßt sie, wie es scheint, vergebens bitten.“

Das brachte denn so weit eine Wirkung auf ihn hervor, daß er sich besann, wie er zu antworten habe und dies in mühsamer Weise that.

„Wollt Ihr, da Ihr nicht in froher Laune seid, lieber Keller, und das Gelächter und die Heiterkeit vielleicht gern meidet, auch diese Tage lieber für Euch allein speisen?“ fragte sie dann noch; sie fürchtete in der That ernstlichen Streit bei der allgemein gereizten Stimmung.

„Wenn meine Herrin mich von ihrer Tafel verbannt, muß ich's in Geduld tragen, es wird nicht für lange sein!“ antwortete er. Ihm war, als breche in ihm und um ihn Alles zusammen, was er für felsenfest gehalten.

„Ach Gott, Keller, Ihr seid aber auch so empfindlich!“ klagte sie. „Es kommt mir ja nicht in den Sinn, Euch Anderes zu thun, als Gutes und Liebes, Ihr aber sucht in jedem Wort Stacheln und Dornen. O Keller, wie habt Ihr Euch verändert!“

Ihre Güte rührte ihn nun doch. „Ja, Durchlaucht,“ sagte er nach Fassung ringend, „vergebt, verzeiht mir, habt noch eine kurze Weile Geduld, es wird besser werden — ich — ich —!“

„Ihr sollt Euch nicht entschuldigen, armer Freund, ich weiß, wie Euch Eure Pflicht aufreibt; Aerger machen sie

Euch auch, doch Euch an das Gerede zu kehren, dazu ſeid Ihr Euch ſelbſt doch wohl zu gut! Nehmt nun aber unſern guten Willen, Euch zufrieden zu ſtellen, als That an, und laßt uns wie gute Freunde auch ferner bei einander bleiben. Seht, Keller, miſſen können wir Euch nicht," fuhr ſie fort. „Ihr wißt ſelbſt, es kann Euch Keiner erſetzen. Da hat mir unſer lieber Sohn neulich einen Gedanken in die Seele gelegt. Hört alſo: die Iſa zieht zu Euch hier auf die Burg, Ihr ſollt Alles eingeräumt haben, wie es für Euch und Eure Verdienſte ſich ziemt, und ich hoffe, wenn Ihr erſt das liebe Weibchen neben Euch habt, ſo vergehen Euch die Tage freudvoll und ſchnell, die Euch jetzt ſchwer werden."

So überhäufte ſie ihn mit Güte. Er fühlte, daß er ihr danken müſſe; mühſam ſtammelte er Einiges, was ſich eben als paſſende Antwort ſchickte und athmete erleichtert auf, als ſie ihn entließ.

Gleich darauf aber ſchlugen die ſchwarzen Gedanken wie Wellen über ihm zuſammen und er ſchleppte ſich nur mit Noth in ſeine Stube, um hier wie ein Wahnſinniger zu ringen mit den Dämonen, denen er Gewalt über ſich gegeben hatte.

Wie hatte er ſich einbilden können, daß es ſo leicht ſei, Heuchelei und Lüge zu ſühnen? Wie groß war ſeine Thorheit geweſen, zu glauben, daß er den Frieden ſeiner Seele wieder finden könnte in Erfüllung der im Wahn auf ſich genommenen Pflicht gegen Iſa!

Und dann trat ihm Kordula's Bild wieder vor die Seele, wie ſie höhnend, ſpottend ihn angeſehen und wie

trotzdem ihm bewußt blieb, daß nur die äußerste Wuth und Eifersucht auf Isa sie hinriß, mit Antonio schön zu thun, ihm Liebe zu heucheln.

Als sie ihm durch ihre Worte, durch ihr Lachen, vor Allem durch ihre Zärtlichkeit gegen Antonio in's Gesicht schlug, sah er doch, daß dies Alles nur Verstellung war, daß sie ihn dennoch liebte. Aber diese Liebe freute ihn nicht, sie empörte ihn vielmehr, denn es war ihm unverständlich und widerwärtig, Kordula eine so niedrige Rache ausüben zu sehen. Jede Berührung, die sie Antonio gestattet hatte, erniedrigte und entwürdigte sie in Burkard's Augen. O, sie hatte ihn zu sehr, zu namenlos beleidigt!

Daß Isa nimmer zu solchem Spiel sich herbeigelassen hätte, wußte er gewiß, und seine Braut gewann in seiner Schätzung plötzlich wieder einen höheren Werth.

Ein tiefer, glühender Zorn gegen Kordula war in ihm; er konnte davor kaum an Antonio's freches Betragen denken, war ihm dieser, doppelt genarrt von Kordula, doch fast zu verächtlich, um mehr in ihm zu sehen, als das, was sie aus ihm machte.

Zwischen diese Gedanken hinein flüsterte aber wieder die Stimme des Versuchers: „Wie schön war sie, wie liebt sie Dich, wie viel liebreizender, bezaubernder ist sie als diese anderen Mädchen, die ihr an Alter, Stellung und Schönheit doch kaum nachstehen!" Und dann kam die Erinnerung an Kordula's Gluth und Leidenschaft, und sie erschien ihm jedes Preises werth. So schwankte er hin und her in haltloser Pein.

Er hatte am Mittag seinen gewohnten Platz an der

Tafel der Markgräfin eingenommen, aber ſei es, daß ſein Ausſehen Alle warnte, ihn noch weiter zu reizen, ſei es, daß der ſtrenge Befehl der Herrin jedes Wort gegen ihn und jeden Blick unterdrückte; es hatte Niemand ihm Gelegenheit gegeben, ſeiner gereizten Stimmung ſich zu überlaſſen, und dieſe ſichtbare Furcht, ihn zu beleidigen, war ſeinem Zorn eine willkommene Befriedigung. Es that ihm wohl, daß ſie ihn fürchteten, und daß zugleich die volle Gunſt der Markgräfin ihn in den Augen Aller als eine unantaſtbare Perſönlichkeit hinſtellte und ſo ſeine Wichtigkeit über die aller Anderen erhöhte.

Kordula hatte wieder ſehr luſtig gethan, aber ihm war nicht entgangen, wie ſie heimlich voll Angſt und Unruhe ſeinem Blicke zu begegnen ſuchte.

Jetzt wollte nun er nichts mehr von ihr wiſſen! Er hatte ſich das Anſehen gegeben, als ſehe er ſie nicht, und freute ſich mit einer Art wilden Triumphes, als er ſie zuletzt bleich und aller Luſt und Freude bar neben Antonio ſitzen ſah, unfähig, ſich länger zu verſtellen, und jetzt zu ſpät erkennend, daß ſie in ihrer eiferſüchtigen Wuth zu weit gegangen war, um noch auf Burkard's Vergebung hoffen zu können.

Mit dem befriedigten Gefühl, daß ſie nun doch wieder ſeine Augen geſucht habe — ſein tief verwundetes Selbſtgefühl fand ja in dem Geringſten Troſt — ſchritt er am Abend durch den dämmernden Wald, nur verlangend, allein zu ſein. Er fühlte ſich grenzenlos elend; Iſa hatte er die Treue gebrochen, Kordula brach ſie ihm, und brach ſein Herz dazu.

Er warf ſich im einſamſten Dickicht auf das Moos, barg das Antlitz darin und bat Gott um Thränen, denn dieſe Qual mußte ihn wahnſinnig machen.

Dann dachte er an ſeine Mutter. In ſeiner Kinderzeit hatte er ſie in all' ſeinen kleinen Kümmerniſſen geſucht, ſie tröſtete ihn immer, und ihre liebe Hand auf ſeinem Kopfe fühlend, hatte er ſich allemal erleichtert geglaubt. Sie hatte ihn einſt, als er ungeduldig bei einem körperlichen Schmerz geweſen, gemahnt, zu beten. Dieſe Erinnerungen riefen ihm den frommen Sinn der Kinderjahre wieder wach.

„Ich will der Jungfrau Maria eine Kapelle geloben, daß ſie mir hilft in dieſer Qual und Noth," dachte er zuletzt, und je länger er dieſem Gedanken nachhing, um ſo lieber wurde ihm derſelbe. Als er ſpäter müde und matt nach der Burg zurückkehren wollte, begegnete ihm Hubert und führte den Widerſtrebenden faſt gewaltſam mit ſich nach Kuppenheim.

Wie anders, dachte Burkard, lagen heute alle Dinge! Jetzt war kein Bekenntniß mehr nothwendig, es mochte eben Alles bleiben, wie es war. Der Vogt hatte ſchon in der Burg gehört, was man über Burkard und die Urſula redete. Er nahm des Schwiegerſohnes Bläſſe und Verſtörtheit für die Folge des Aergers darüber und meinte, Burkard werde morgen ruhiger über dieſe niedrigen Anfeindungen denken. Alle waren lieb und zuthunlich mit ihm, er fühlte mit Beſchämung und Trauer, daß ſie beſſer an ihm handelten, wie er verdient hatte. Trotzdem that ihm ihre Freundlichkeit ſehr wohl. Seines Bruders ſicht-

bare Genugthuung, die Sachen jetzt wieder auf gutem Wege zu wiſſen, halfen auch heute über die heimliche Befangenheit beider Brautleute hinweg; die Vögtin ließ ein ſtattliches Abendbrod herbei tragen, man blieb zuſammen, bis der Mond aufging, und abermals geleiteten Iſa und Hubert den Heimkehrenden bis zum Walde. Dort traf ihn ein Knecht von der Burg, der gegangen war, für ein erkranktes Pferd ein Heilmittel vom Thierarzt in Kuppenheim zu holen, und Burkard Keller ließ ſich die Bitte des furchtſamen Menſchen, ihm durch den Wald folgen zu dürfen, gern gefallen, war es ihm doch lieber, in jeder Geſellſchaft zu ſein, als heute in ſeiner eigenen.

„Er ſoll doch ſehen, daß ich guten Herzens bin und nicht ein ſo ſtolzer Geſell, wie ſie in der Burg meinen,“ dachte Burkard und merkte nicht, daß ein Sehnen in ſeinem Herzen war nach Liebe und Verträglichkeit mit allen Menſchen, wie er es lange nicht ſo tief empfunden. Er ſprach ruhig und freundlich mit dem Manne, indeß ſie weiter gingen, und ſah mit Befriedigung, daß der Knecht zutraulich und aufrichtig ſeine Gedanken kund gab.

Der Mond ſtand im erſten Viertel und ſchimmerte hell vom wolkenloſen Himmel durch die noch unbelaubten Buchenzweige, matte, zitternde Lichter auf den Weg werfend.

„Ein ſchlechtes Wandern durch den Wald zur Nachtzeit, Herr!“ ſeufzte nach einem Weilchen der Knecht und ſah ſcheu hinter ſich, denn man konnte nimmer wiſſen, welche böſen Geiſter hier ihr Weſen trieben.

„Ein Mann und ſo ein Haſe!“ lachte Burkard Keller, aber faſt blieb ihm das Wort im Munde ſtecken, denn in

demſelben Augenblick ſah er zuſammen fahrend ganz deutlich eine ſchattenhafte, graue, weibliche Geſtalt hinter einer der neun alten Linden hervorlugen, eine Geſtalt, die er ſchon öfter geſehen, die er ſofort erkannte, die er viele Male, ob der trefflichen Geſpenſtervermummung lachend, in den Armen gehalten.

Todtenbleich, geſträubten Haares, die Augen weit geöffnet, blickte der Knecht nach derſelben Richtung und zeigte mit zitternden Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, auf das vermeintliche Schattenweſen, das ſofort wieder verſchwand.

Auch Burkard Keller war ſehr blaß geworden, der Mann gewahrte es deutlich im falben Mondlicht, und ſein Entſetzen ſteigerte ſich durch den ſichtbaren Schrecken des Herrn noch ganz erheblich; ſah er doch, wie dieſer faſſungslos umherblickte und offenbar nicht recht wußte, was er thun ſolle.

„Flieht, Herr! Laßt uns fliehen!“ keuchte der Knecht endlich. Dann aber ſchrie er im gellenden Entſetzen furchtbar auf und ſtürzte, ohne weiter um ſich zu ſchauen, von wahnſinniger Angſt gepackt von dannen, denn er hatte abermals deutlich jene Geſtalt geſehen, die winkend und ſeltſame Zeichen machend hinter dem Baume hervorlugte. Man hörte ſeine Schreie, ſeine eiligen Schritte noch eine Weile, dann war es ganz ſtill.

Das Angſtgeſchrei war kaum völlig verhallt, und Burkard Keller ſtand noch, ein Raub der äußerſten Aufregung, in den widerſprechendſten Gefühlen wie gelähmt da, als die graue Geſtalt ſchon zu ſeinen Füßen lag und ſeine Hände

ergreifend ausrief: „Burkard, Burkard, vergib! Ich war wahnſinnig, ich meinte, Du ſeieſt mir untreu, ſeieſt wieder zur Iſa gegangen! Man ſagte in der Burg, es würde Verſöhnung in Kuppenheim gehalten, Du habeſt Deinen Bruder kommen laſſen. O, wende Dich nicht ab! Burkard, Erbarmen! Vergib mir!“

Er hatte ſich vergeblich bemüht, ſie empor zu heben.

„Erſt ſage, daß Du mir verzeihſt!“ wehrte ſie ihn ab.

Sie lag im dämmernden Mondlicht vor ihm wie eine ſchöne, bleiche Büßerin, aber der Gedanke an den Auftritt, den er am Morgen zu erdulden gehabt, war zu neu, die Wunde zu tief, die ihr und Antonio's Hohn ihm geſchlagen.

Statt der Liebe, die doch noch in Burkard, wie er ſelbſt in dieſem Augenblick ganz deutlich wußte, gleich einem nur halb erſtickten Feuer brannte, regte ſich der bittere Zorn in ihm.

„Steht auf, Kordula,“ ſagte er hart, „ich habe der Gaukelei mehr als genug!“

Sie gehorchte ſichtlich ſehr erſchreckt, denn ſie hatte ſich die Wirkung ihres heutigen Benehmens auf ihn wohl nicht klar gemacht.

„O Burkard, wie Ihr herb ſeid! Wüßtet Ihr, wie ich um Euch gelitten,“ ſeufzte ſie beklommen von Neuem.

Ihr bleiches Geſicht war vom Monde hell beſchienen. Er ſah, wie ſie angſtvoll in ſeinen Mienen nach einem Zeichen ſeiner Liebe ſuchte, und es gewährte ihm eine rachſüchtige Freude, ihr zu beweiſen, daß es aus damit ſei, aus ſein ſollte für immer.

„Spart Euch Mühe und Worte, Fräulein,“ unterbrach

er sie hart, „mit uns Beiden ist das Spiel zu Ende! Seit ich gesehen habe, wie Ihr es versteht, Zärtlichkeit zu heucheln, und wie viel Scherz es Euch macht, Eure leichtgläubigen Liebhaber, einen wie den andern, zu bethören, seitdem traue ich Euch nicht mehr, schöne Kordula!"

„Burkard, Burkard!" schrie sie auf und hob die gefalteten Hände in furchtbarem Schrecken zu ihm wie Gnade flehend empor.

Er war indeß bei der Erinnerung an das Erlebte wie rasend.

„Ja, Fräulein, auch den Ton kenne ich nun! Ihr wechselt nur die Namen, nicht den Klang!" lachte er bitter.

„Das war genug!" keuchte sie und maß ihn mit einem Blick, der zu keiner anderen Zeit sein Herz unbewegt gelassen haben würde, heute blieb er jedoch ohne Macht auf ihn. Wankend, aber schnellen Schrittes ging Kordula von ihm weg, der Burg wieder zu.

Jetzt trieb es ihn, sie zu halten, sie zurückzurufen, es hielt ihn aber wiederum ein entgegengesetztes Gefühl davon zurück, und der Zorn war doch in dieser Stunde größer, als seine große Liebe zu ihr.

„Es ist aus zwischen uns! Ganz und für immer zu Ende!" murmelte er viele Male vor sich hin, als er ihr endlich folgte. Er sah sie nirgends mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzblättchen.

Novelle

von

G. Höcker.

1. (Nachdruck verboten.)

Etwas abseits von dem reizenden Badeorte lag auf einer mäßigen Anhöhe eine kleine, schmucke Villa. Im Schweizerstyl erbaut, von drei Seiten umgeben von abschüssigem Gartenland, bot sie mit ihren grün gestrichenen Läden und dunkel gehaltenen Holzverbrämungen den Anblick eines wahren Schmuckkästchens. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend meinte es die Sonne mit dem Häuschen gut und ließ lustig ihre goldenen Strahlen abwechselnd bald auf der, bald auf jener Seite in den blanken Fensterscheiben funkeln. Die Bergwand dagegen bot erfrischende Kühle, und das untere Wohnzimmer des Hauses war der Ort, wohin die Bewohner sich flüchteten, wenn im Hochsommer die liebe Sonne gar zu stark auf das Häuschen hernieder brannte.

Von dem vorderen Balkon, welcher sich quer über die ganze Längsseite erstreckte, genoß man einen entzückenden Rundblick. Weithin dehnte sich ein prangendes, reich mit schmucken Landhäusern und wohlgepflegten Ziergärten be-

decktes Thal vor den Augen des Beschauers aus, von hohen, mit schwarzen Tannen besetzten Bergen eingefaßt.

Leberecht Müller hieß der Glückliche, welcher sich des Besitzers der kleinen Villa rühmen durfte, und er hatte sich dieses Vorzugs durch ein langes, mit Mühe und Arbeit belastetes Leben wohl würdig gemacht. Früher war er Tischlermeister gewesen und hatte in einer Seitengasse des Badeortes unten im Thal seine Werkstatt gehabt. Noch früher hatte es eine Zeit gegeben, da war er mit dem federleichten Ränzel auf dem Buckel und dem derben Knotenstock in der Hand als arbeitsuchender Handwerksbursch in die Stadt gewandert und hatte diese nach altem Rechte weidlich abgefochten.

Bei dieser Gelegenheit war er auch zu einem wackeren Meister gekommen, der kopfschüttelnd das junge Blut betrachtet hatte, welches arbeitslos herumzog und sich kümmerlich mit Bettelpfennigen durchbringen mußte. „Das gefällt mir nicht, Gesell, daß Du herumziehst wie ein echter Stromer," hatte er bedächtig zu Leberecht Müller gesprochen. „Aber wenn Du Arbeit suchst, dann kannst Du Unterstand bekommen bei mir, denn ich kann gerade ein paar fleißige Hände wohl brauchen."

Der Leberecht Müller hatte sich das nicht zweimal sagen lassen, sondern hatte sein Ränzel abgelegt und war bei dem wackeren Meister geblieben. Dazumal hatte er freilich noch nicht geahnt, daß es eine Stellung für das ganze Leben sein sollte, welche der Alte ihm angeboten, aber es war in Wahrheit doch so gekommen. Der Meister hatte den anstelligen Gesellen bald liebgewonnen, und dieser war

ihm in kurzer Zeit schier unentbehrlich geworden. Der Leberecht Müller war ein fröhliches junges Blut sein Lebtag gewesen, und so brachte er durch seinen heiteren Sinn in das Haus des Wittwers, der mit seiner einzigen Tochter Cläre daselbst lebte, eine Fülle neuen und frischen Lebens. Nach Jahr und Tag war aus dem Gesellen der Schwiegersohn geworden, dann war auch der alte Meister zur Ruhe gegangen, und der Leberecht Müller, welcher ihm den letzten Liebesdienst erwiesen und ihm die Augen zugedrückt hatte, war nun im Geschäft sein Nachfolger.

Anfangs wollte dies freilich wenig genug bedeuten, denn das Geschäft des Schwiegervaters war immer ein kleines und beschränktes gewesen, aber durch unermüdlichen Fleiß und eine seltene Redlichkeit brachte der Leberecht Müller es bald dahin, sich immer mehr neue Kunden zu erwerben, welche ihm auch dauernd ihr Vertrauen erhielten. So kam es, daß der Name des jungen Meisters sich in einheimischen Kreisen bald eines guten Rufes erfreute.

Dazu lebte der Leberecht Müller mit seiner Cläre in einer musterhaften, glücklichen Ehe. Erst nach fünf Jahren gebar ihm sein Weib ein Töchterchen, welches in der Taufe Elisabeth genannt wurde. Aber so sehr der biedere Meister sich auch immer ein Kind gewünscht hatte, so eifersüchtig wurde er bald auf die Kleine, denn es wollte ihm scheinen, als ob auf diese ein Theil der Liebe übergegangen wäre, welche sein Weib ihm bisher allein gezollt hatte. So kam es, daß der Meister der kleinen Elisabeth nicht so zugethan war, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Noch einen bitteren Wermuthstropfen gab es in dem

Glück des jungen Meisters. Als Geselle nämlich, wenn irgend eine rasche Reparatur außer dem Hause vorzunehmen war, hatte er kurzerhand mit der Werkstattschürze angethan und dem Leimpfännchen unter dem Arme quer durch die Stadt springen müssen. Das war aber in einer Hinsicht sein Verderb gewesen, denn Meister Müller hatte einst noch nicht jene Körperfülle aufzuweisen gehabt, welche ihn jetzt als Rentner auszeichnete, sondern war ein sehr schlanker, hagerer Mensch gewesen, der in seinem Arbeitsanzuge mit den Holzschuhen an den Füßen und dem Leimpfännchen unter dem Arme der lieben Straßenjugend eine willkommene Zielscheibe für den allezeit bereiten Spott abgegeben hatte. Das Leimpfännchen, welches seine Berufsthätigkeit ihn nöthigte, mit sich zu tragen, war bald zum Spitznamen für ihn geworden, und in kurzer Frist verging kein Tag, an welchem ihm nicht, wenn er eiligen Schrittes die Straßen der Stadt durchmaß, von den Jungen höhnend „Leimpfännchen! Leimpfännchen!“ nachgerufen worden wäre.

Das ärgerte den wackeren Leberecht Müller aber ganz bedeutend, und sein Zorn wuchs immer mehr mit den Jahren, denn der Spitzname blieb ihm selbst dann noch, als er schon längst Meister und Familienvater geworden war.

Als die kleine Elisabeth vier Jahre alt geworden war, da schenkte dem Meister sein treues Weib wiederum ein Töchterlein — und starb dabei zum größten Schmerze ihres Gatten. Leberecht Müller saß drei Tage darauf am Sarge seines Weibes und schaute starren Blickes auf die lieben Züge, welche ihm bald auf immer entrissen sein sollten, auf das geschlossene Auge, welches ihn nimmermehr freund-

lich anlächeln sollte. Und als dann die Erdschollen dumpf auf den Sarg niederpolterten, der sein Liebstes barg auf dieser Welt, da wußte der gebrochene Mann, daß er seine treue Lebensgefährtin verloren hatte auf immerdar und ewig, und die Verzweiflung wollte ihn schier ergreifen. Erst als Jahre vergangen waren, vermochte er wieder Lebensmuth zu fassen.

War jedoch der Meister schon gegen sein älteres Töchterchen nicht besonders liebevoll gewesen, so haßte er das kleine Wesen geradezu, um welches sein Weib hatte das Leben lassen müssen, und er sprach von ihm nicht anders als von der Muttermörderin. Er hatte es kaum einen Augenblick gesehen, als die Hebeamme es ihm nach der Geburt auf den Arm gereicht, denn im nächsten Momente war all' seine Aufmerksamkeit wieder bei seinem todtkranken Weibe gewesen. Noch in derselben Nacht war dann seine Cläre gestorben, und von diesem Augenblicke an durfte das unschuldige Geschöpf dem Vater nicht mehr vor die Augen, denn dieser fühlte einen namenlosen Ingrimm gegen die „Muttermörderin". Die Raserei der ersten Tage ging indeß vorüber und machte einer stillen, wehmuthsvollen Trauer Platz, aber die Abneigung gegen das jüngstgeborene Kind blieb bei dem Meister haften, und obwohl er alltäglich das Wimmern und mitunter auch das fröhliche Jauchzen der Kleinen hörte, drängte ihn sein Herz doch nicht dazu, es auch nur ein einziges Mal in Augenschein zu nehmen. Er ließ es der Kleinen freilich an nichts fehlen, sondern hatte derselben im Gegentheil eine eigene Wartefrau zugesellt, nur sehen wollte er sie nicht.

Eines Tages kam der Meister von einem Ausgang heim — es war gerade ein halbes Jahr seit dem Todestage verflossen — und sein Herz war tief bekümmert und seufzte unter einer schweren Last. Schwermüthig gedachte er der Heimkehr zu früheren Zeiten, wie ihm dann sein trautes Weib liebevoll entgegen getreten war und mit zärtlichem Kusse ihn bewillkommnet hatte. Das war nun Alles vorüber, und wenn er nach Hause kam, fand er sein Heim verödet. So schmerzumfangen war sein Inneres, daß er den Hohnruf der ungezogenen Gassenbuben nicht einmal bemerkte, welcher sonst seinen Aerger so leicht herausforderte. Das „Leimpfännchen" ging heute an seinen Ohren spurlos und ohne einen Eindruck zu hinterlassen vorüber.

Als er die Werkstatt durchschritten hatte, öffnete er gedankenabwesend die Thüre des Kinderzimmers, welches zu betreten er sonst streng vermied. Es war Niemand in dem Zimmer als ein kleines Kind, welches in der Wiege aufrecht saß und in dessen zarten blonden Löckchen die Sonnenstrahlen spielten.

Meister Müller blieb einen Augenblick wie gebannt auf der Stelle stehen und schaute starr auf das Kind. Dann ging er unwillkürlich einige Schritte vorwärts bis zu der Wiege der kleinen Helene. Die Kleine jauchzte vor Vergnügen und streckte ihm die dicken Aermchen entgegen. Der tiefgebeugte Mann schaute lange schweigend auf das holdselige Geschöpf und es war ihm zu Muthe, als ob warme Fluthen sein Herz durchrieselten und gewaltsam die Eisesdecke durchbrachen, welche sich um dasselbe gestaut hatte.

Digitized by Google

Plötzlich hob er die Kleine aus dem Kissen empor und nahm sie auf den Arm. Er schaute ihr in die großen blauen Sterne und der Blick wurde ihm trübe von den hervorquellenden Thränen, denn er sah in dieselben Augen, welche er schon lange todt und gebrochen wußte. Sein Weib war von ihm geschieden, aber ihr Ebenbild hatte sie ihm zurückgelassen als wundersamen Trost für sein schmerzzerrissenes Herz. Die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen und das erschrockene Kind an sich pressend, sank er mit diesem auf einen Stuhl zurück.

„Mein Sonnenstrahl!“ flüsterte er mit bebenden Lippen und konnte seinen Blick gar nicht mehr von der Kleinen wenden.

Das zarte Kind begann sich vor ihm zu fürchten und zog ein weinerliches Gesicht, aber Meister Müller legte es wie zum Schlafe behutsam auf seinen Arm und wartete es so sanft und zart, wie es die Mutter selbst nicht besser vermocht hätte.

Als die Wärterin mit der kleinen Elisabeth zurückkehrte, blieb sie an der Thüre der Kinderstube wie erstarrt über den ungewohnten Anblick stehen. Aber Meister Müller achtete ihrer nicht, er wiegte das so theuer erkaufte Kind behutsam auf seinem Arm und strich ihm zärtlich über die goldenen Löckchen.

„Mein Sonnenstrahl,“ flüsterte er innig, „o mein Sonnenstrahl!“

Von diesem Tage an hatte sich das Verhältniß von Grund aus verändert. Meister Müller trauerte zwar nach wie vor um das verlorene Glück, welches auf immer mit

seinem Weibe schlafen gegangen war, aber in der aufblühenden und gedeihenden Helene fand sein wundes Herz einigen Ersatz für die Verblichene. Er hing bald an der Kleinen mit überzärtlicher Liebe, ja, er verzog dieselbe auf das Aergste, und als sie das vierte Lebensjahr erreicht hatte, da stand sie an Launen und Einfällen dem allerverwöhntesten Prinzeßchen nicht nach. Die Liebe des Vaters zu ihr war blind und in ihren Unarten selbst sah er lauter seltene Vorzüge. Die ehrliche Wartefrau schlug oft die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn sie sah, wie Helenchen in allen Dingen vor der älteren Schwester bevorzugt wurde.

„Das kann kein gutes Ende nehmen, Sie werden es selbst noch erleben, Herr Müller," sagte sie mitunter kopfschüttelnd, aber der thörichte Vater ließ sich in diesem Punkte weder rathen noch warnen.

Elisabeth war natürlich in die Volksschule gekommen, wie es sich für das Kind eines Handwerksmeisters paßte. Als aber Helenchen das schulpflichtige Alter erreicht hatte, da fand es Meister Müller durchaus selbstverständlich, daß das Mädchen das beste und theuerste Institut besuchen mußte, welches in der ganzen Stadt war. So ein zartes, reizendes Kindchen, pflegte er zu seiner Selbstentschuldigung zu sagen, passe nicht für gewöhnliche Verhältnisse, seine Helene sei zu etwas Höherem geboren.

Meister Müller hatte einen guten Freund in der Nachbarschaft, der war Schlossermeister und hatte sein redliches Auskommen. Aber auch dieser schüttelte über das Vorhaben des verblendeten Vaters bedenklich den Kopf.

„Zieh' Dein Mädel zu einer tüchtigen Hausfrau heran," pflegte er zu ſagen, „das iſt geſcheidter, als ihr mit dem gelehrten Krimskrams den Kopf vollzuſtopfen, den ſie nur halb verſteht und von dem ſie ſpäter doch einmal nichts brauchen kann. Durch Deine Erziehung weckſt Du in der unſchuldigen Kinderſeele Anſprüche, welche Du in Deinem Stande und mit Deinen Mitteln niemals wirſt befriedigen können. So ein hochgebildetes Fräulein Naſeweis wird ſich dann ſpäter einmal ſchwerlich mit einem ſchlichten Handwerksmann begnügen, ſondern es will höher hinaus. So viel Geld wirſt Du aber Dein Lebtag nicht haben, daß Du ihr einen vornehmen Herrn Gemahl wirſt kaufen können, und bei dieſen Herren läuft es ja doch immer nur auf die Mitgift hinaus. Wir leben in einer nüchternen Zeit und Du biſt mit Deiner Affenliebe auf dem ſchönſten Wege, Dein Kind ſpäterhin tief unglücklich zu machen."

Der wackere Schloſſermeiſter meinte es gewiß redlich mit ſeiner freundſchaftlichen Warnung, aber wie vorauszuſehen, predigte er tauben Ohren, und Meiſter Müller that dennoch, was er nach ſeinem eigenen Kopfe für gut und rathſam fand. Sein Lebenszweck ſchien nur noch darin zu beſtehen, alles Erdenkliche an Helene zu wenden. Franzöſiſch und Engliſch mußte ſie lernen, Singen und Klavierſpielen ganz ſelbſtverſtändlich.

Vorläufig freilich ſchien es, als ob Meiſter Müller mit ſeiner Anſicht Recht behalten ſolle. Helene war zu einer wunderherrlichen Jungfrau herangereift und das vergeiſtigte und verklärte Ebenbild ihrer Mutter geworden. Ihre muſikaliſche Begabung hatte ihr in Bälde eine Menge

Freunde erworben und sie wurde von allen Seiten umschwärmt. Ihr Vater durfte sich unmöglich länger mit dem Tischlergewerbe befassen. Ihre ältere Schwester Elisabeth war schon seit mehreren Jahren verheirathet, und selbst wenn sie noch zu Hause gewesen wäre, so hätte sie doch gegenüber dem „Herzblättchen" einen verschwindend geringen Einfluß auf den Vater ausgeübt. So hatte Helene denn freies Spiel, und es gelang ihr nur zu bald, den ihr gegenüber allezeit willfährigen Vater davon zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht länger passe, hinter der Hobelbank zu stehen, er vielmehr seiner Tochter zu Liebe als Rentner leben müsse. Die Arbeit war dem Meister zur zweiten Natur geworden, aber den schmeichlerischen Bitten seines verzogenen Goldtöchterchens vermochte er nicht zu widerstehen, und das Endresultat war, daß er sich wirklich zur Ruhe setzte.

Der Himmel hatte seinen redlichen Fleiß gesegnet, und im Laufe der in angestrengtester Arbeit verbrachten Jahre war es dem wackeren Meister Müller gelungen, ein stattliches Kapital auf die Seite zu bringen. Er mochte wohl nahezu achtzigtausend Mark besitzen, das bedeutet viel für einen Kleinmeister, aber es war und ist eine lächerlich kleine Summe für diejenigen Kreise, welche die Arbeit nur vom Hörensagen kennen.

Meister Müller baute sich die schmucke kleine Schweizervilla und vermiethete die überflüssigen Zimmer des Sommers an Badegäste. Die Sache machte sich dem Anschein nach auch recht gut, und Elisabeth's Gatte, welcher ein Kommissionsgeschäft in der Stadt betrieb, gab sich redliche

Mühe, dem Landhause seines Schwiegervaters wacker zahlende Kurgäste während der Sommermonate zuzuführen, was ihm auch in der Regel gelang.

So hatte Meister Leberecht Müller denn Alles, was sein Herz nur irgendwie wünschen konnte, und doch fühlte er sich nicht recht zufrieden dabei. Er war eben von Jugend auf ein arbeitsames Leben gewöhnt und die beschauliche Ruhe, in welcher er jetzt seine Tage verbringen durfte, bekam ihm nicht gut. Er kränkelte ab und zu ein wenig, und seinen Scheitel belastete in Bälde der winterliche Schnee des Alters, dazu war seine Helene nun doch schon an die zwanzig Jahre geworden, und so liebreizend sie auch sonst war, hatte sich bisher doch noch kein Freier für sie gefunden. Die schlichten Handwerksleute fühlten sich in der Gegenwart des schönen Mädchens bedrückt und wagten es nimmermehr, um sie anzuhalten, was freilich auch ein vergebliches Bemühen geblieben wäre. Mit den vornehmen Freiern aber hatte der ehrliche Schlossermeister Knorr bislang Recht behalten; sie umschwärmten das liebreizende Mädchen, sie erklärten dasselbe für die erste Schönheit der Stadt, aber es fand sich kein treuliebendes Herz, welches der leidigen Vorurtheile vergessen und um die Hand des Mädchens angehalten hätte.

Meister Knorr kam fast täglich um die Abendzeit, seinen alten Freund zu besuchen, und er sah wohl die aufkeimenden Sorgenfalten auf dessen Stirn. Er war eine ehrliche Haut, aber vom Trostzusprechen verstand er das Wenigste.

„Ich weiß wohl, was Dich drückt," fuhr er oft derb heraus, „aber das hast Du von Deiner verwünschten Hoch-

naſigkeit. Ich habe immer gedacht, Deine Helene würde ein rechtſchaffenes Weib geben für meinen Wilhelm, geſpielt haben ſie genug mit einander als Kinder. Aber jetzt iſt ſie eine Hochmuthsprinzeß geworden, der Keiner gut genug iſt. Bis aber ein Herr Graf kommt, kann ſie ſo ſchwarz werden wie altes Eichenholz."

„Kommt Zeit, kommt Rath," pflegte Meiſter Müller darauf ablenkend zu entgegnen, aber dem Stimmklange nach war ſeine Zuverſicht in letzter Zeit ſehr geſchwunden.

2.

Auf der Bank, welche von dem mächtigen Nußbaum beſchattet wurde, der ſeine Wurzeln bis weit in die Gartenterraſſe geſchlagen hatte und ein prächtiges Schutzdach gegen die heiß herabbrennende Sonne verlieh, ſaß Helene. Vor ihr auf dem eiſernen Gartentiſche lag ein Buch, in welchem ſie unzweifelhaft bis vor Kurzem geleſen hatte, denn noch war es aufgeſchlagen, und der Blick des jungen Mädchens huſchte bisweilen mit einem Ausdruck von Ungeduld über daſſelbe hin.

Ihr gegenüber ſaß ein junger Mann, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre. Sein geſund geröthetes, von einem weichen, braunen Vollbarte umrahmtes Geſicht ſtrotzte von Kraft und Lebensfreude. Der Schnitt des Geſichtes war nicht eben klaſſiſch zu nennen, es waren mehr derbe als feinlinige Züge, welche dem Antlitz ihr charakteriſtiſches Gepräge verliehen, aber aus den braunen Augen leuchtete Aufrichtigkeit und Herzensgüte. Er war ſchlicht bürgerlich gekleidet, und auch die lebhaften Bewegungen, welche er

während des Sprechens machte, wiesen darauf hin, daß er in exklusivster Gesellschaft nicht eben aufgezogen war. Dagegen athmete sein ganzes Wesen männliche Festigkeit, und man sah es ihm an, daß er weder mit sich spassen, noch sich so leicht in die Irre führen ließ.

„Also Sie wollen Ihren Vater schon wieder verlassen?“ meinte in nachlässigem Tone Helene, welche ein himmelblaues, eng an den schlanken Körper sich anschmiegendes Hauskleid mit weißem Spitzenbesatz und Sammetschleifen trug. Dabei machte sie sich mit dem breiten Bande ihres weißen Strohhutes zu schaffen, der ihr allerliebst genug zu Gesicht stand.

Der junge Mann nickte. „Mein Vater meint, man könne nie genug lernen. Ich hatte freilich vor, schon jetzt ein Juweliergeschäft in der Stadt unten zu begründen, aber nach dem Willen meines Vaters trete ich noch vorher eine halbjährige Reise nach dem südlichen Ungarn, den Donaustaaten und der europäischen Türkei an. Es gibt dort geschickte Steinfasser, und in den Klöstern ist manches kostbare Stück alter Goldschmiedekunst zu schauen, von welchem man lernen kann.“

„Lieber Himmel, Wilhelm, dann haben Sie ja die halbe Welt durchreist.“

„Wenigstens kenne ich dann die europäischen Länder so ziemlich,“ entgegnete der junge Mann bescheiden.

„Und Sie wollen morgen früh schon abreisen?“

„Mit dem ersten Zuge.“

„Nun, dann reisen Sie recht glücklich. Väterchen schläft gerade, sonst würde er Ihnen gewiß gerne auch Adieu gesagt haben.“

Das junge Mädchen griff nach dem Buche, als ob ſie die Unterredung für beendet anſehe. Aber Wilhelm Knorr, der Sohn des ehrlichen Schloſſermeiſters, ſtand nicht von ſeinem Platze auf. Er ſchaute verlegen vor ſich nieder und hub einige Mal zu ſprechen an, aber ſein Anliegen ſchien ihm ſchwer zu fallen, denn die Stimme verſagte ihm jedesmal wieder.

Helene ſchaute ihn befremdet an und warf einen raſchen Blick nach dem Hauſe zurück. Das mittlere Stockwerk bewohnte gegenwärtig ein Baron v. Myloſcz, ein junger Ungar ſeiner Angabe nach, deſſen Gewohnheit es war, allmittäglich in den Garten herab zu kommen und ein Stündchen mit der ſchönen Tochter des Hauſes zu verplaudern. Der Gedanke war dem jungen Mädchen peinlich, daß der ſo elegante und vornehme junge Weltmann ſie im Geſpräch mit dem ſchlicht gekleideten Bürgersſohn finden könne. Wilhelm Knorr war ihr ja ſonſt ganz lieb und werth. Es wäre undankbar geweſen von ihr, wenn ſie ihn nicht hätte leiden mögen, da er doch während der Jugendzeit ſtets ihr ſchutzbereiter Spielgefährte geweſen war. Aber zum Anderen hätte er doch einſehen müſſen, daß ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen damals und jetzt beſtand. Der ausſchließliche Umgang mit den Angehörigen einer anderen Geſellſchaftsklaſſe hatte das leicht zu bethörende Mädchen vergeſſen laſſen, daß ſie ſelbſt niederen Standes war und in den beſſeren Kreiſen nur wegen ihrer ſeltenen geſellſchaftlichen Fähigkeiten geduldet wurde. Wenn ſie eine geborene Prinzeſſin geweſen wäre, hätte ſie nicht vornehmer auf den jungen Mann herabſchauen können, als

es geschah. Zum Anderen sah sie in Wilhelm Knorr auch nicht den herangereiften Mann, sondern vor ihrem geistigen Auge stand noch immer der gutmüthige, aber etwas täppische Bursche von ehedem.

Helene also schaute den jungen Mann befremdet an und sagte in nicht eben ermunterndem Tone: „Nun, Sie haben noch etwas zu sagen, Wilhelm?"

In diesem Augenblicke machte Wilhelm Knorr wirklich wieder den unbeholfenen Eindruck seiner Knabenjahre. Er hob hastig den Blick zu dem schönen jungen Mädchen und ließ denselben ebenso schnell wieder sinken.

„In der That, Helene, ich wüßte wirklich noch etwas — wenn Sie mir nicht böse wären —"

Das junge Mädchen achtete gar nicht auf das Sonderbare des Anfanges; es schaute nur besorgt nach der Gartenthüre, wo sich zum Glück der junge ungarische Edelmann noch nicht blicken ließ.

„Und was wäre dies?" frug sie beiläufig, ohne viel über ihre eigenen Worte nachzudenken.

Wilhelm Knorr athmete tief auf und rückte seinen eisernen Gartenstuhl etwas näher zu dem schönen Mädchen.

„Sehen Sie, Helene," begann er, sich ein Herz fassend, „ich bin schon weit herum gekommen in der Welt und habe mancherlei erlebt und erfahren; aber trotzdem sind mir die Eindrücke meiner Kindheit noch immer unvergeßlich, und ob ich in Paris oder in Holland weilte, immer trug ich nur das Bild *eines* Mädchens im Herzen. Sie werden schon errathen haben, wen ich meine, Helene, denn

Sie ſelbſt waren es ja, die mich in allen meinen Erinnerungen begleitete."

Das junge Mädchen wendete ſich haſtig nach Wilhelm um und ſah dieſen hochmüthig an.

„Nicht weiter, Herr Knorr, wenn ich bitten darf," ſagte ſie ſehr beſtimmt und ihre Wangen färbten ſich dunkler.

„Doch, laſſen Sie mich ausreden, Helene!" rief mit warmen Tone der junge Mann, der nun einmal im Zuge war. Dabei ſuchte er, aber vergeblich, die Hand des jungen Mädchens zu erfaſſen. „Ihr Bild war es immer, das mir vorſchwebte, Sie waren es, die ich immer treu im Herzen trug, ſoweit ich mich zurück auf meine Kindheit entſinnen kann. Deshalb geben Sie mir einige Hoffnung mit auf den Weg, Sie ſollen nicht ſchon jetzt ſagen, daß Sie mein Weib werden wollen —"

Helene hatte zuerſt ein bitterböſes Geſicht gemacht. Jetzt aber lachte ſie übermüthig auf, ſo daß der junge Mann ganz erſchrocken und beſtürzt in die Höhe fuhr und inne hielt in ſeiner Rede.

„Aber ich bitte Sie, beſter Wilhelm, was fällt Ihnen ein — ich ſoll Ihre Frau werden? Aber das iſt zu komiſch!"

Dabei lachte ſie wieder ſo ſilberhell und übermüthig auf, daß es dem jungen Mann tief in das Herz ſchnitt.

„Sie ſollten nicht lachen, Helene," ſagte er mit zuckenden Lippen, „denn was ich Ihnen biete, iſt freilich nur mein Herz, aber ich habe es gut und aufrichtig gemeint."

Helene hatte den ehrlichen Menſchen eigentlich nicht kränken wollen, aber der Gedanke ſchien ihr unwiderſtehlich

lächerlich, daß ſie, das viel gefeierte ſchöne Mädchen, die Frau jenes hölzernen Burſchen von damals werden ſollte.

„Seien Sie mir nicht böſe, Wilhelm, aber wie konnten Sie auf einen ſolchen Gedanken kommen?“

Der junge Mann ſchaute verſtört darein. „Der Himmel weiß, daß ich es gut und aufrichtig meinte, und Sie hätten mich deshalb nicht auslachen ſollen,“ ſagte er mit gepreßter Stimme. „Was haben Sie von all' Ihrer vornehmen Geſellſchaft, wenn Sie kein Herz beſitzen, das Sie glücklich macht?“

„Und das wollen Sie mir geben — das iſt in Wahrheit ſehr ſchön von Ihnen, Wilhelm,“ entgegnete Helene in einem Tone, von dem der junge Mann nicht wußte, ob er ihn ernſt auffaſſen ſollte, „aber ich denke, es iſt das Beſte, wir brechen das Geſpräch ab; es könnte unerquicklich werden.“

Dabei warf ſie wieder einen bänglichen Blick nach der Gartenthüre, denn es war ihr geweſen, als ob ſie dieſelbe habe in den Angeln knarren hören. Sie mußte ſich indeſſen getäuſcht haben.

Wilhelm Knorr ſeufzte tief auf, dann griff er mit finſterem Antlitz nach ſeinem Hute.

„Leben Sie wohl, Fräulein,“ ſagte er mit ſeiner tiefen Stimme, „und mögen Sie nie bereuen, ein aufrichtiges Herz von ſich geſtoßen zu haben.“

Aber Helene war im Grunde ihres Herzens doch zu gutmüthig, als daß ſie ihn gekränkt hätte von ſich gehen laſſen mögen. Der Gedanke war ihr komiſch erſchienen, Frau Knorr zu werden, aber ſonſt ſchätzte ſie den Jugend-

freund doch zu hoch, als daß sie ihn mit einer schweren, ihm von ihr zugefügten Kränkung hätte in die Welt ziehen lassen mögen. Deshalb streckte sie ihm jetzt beide Hände entgegen.

„Seien Sie mir nicht böse, Wilhelm, aber es geht wirklich nicht anders, ich kann Ihre Frau nicht werden," sagte sie in herzlichem Tone, „dafür wollen wir aber gute Freunde bleiben, wie wir es immer gewesen waren, nicht wahr, Wilhelm?"

Wilhelm Knorr ergriff ihre Hände mit leidenschaftlichem Drucke.

„Ja, ja," flüsterte er mit bebenden Lippen, und dann beugte er sein Antlitz tief hinab auf die kleinen weichen Hände.

Im nächsten Augenblicke sah Helene sich allein, und auf ihrer Hand perlte eine schwere Thräne. Helene schaute dem Davoneilenden eine kurze Weile sinnend nach, dann wendete sie sich und schritt auf die Gartenbank zu, wieder auf derselben Platz nehmend.

„Es ist ein guter Junge, aber ich begreife nicht, wie er auf einen solchen närrischen Gedanken hat kommen können," sagte sie leichthin. Dann lachte sie silberhell auf und das aufgeschlagene Buch vom Tische aufnehmend, fuhr sie in der begonnenen Lektüre fort.

Auf ihrem Gesicht lag ungetrübte Heiterkeit, welche nur manchmal verschwand, wenn sie einen ungeduldigen Blick nach der Gartenthüre warf.

Im Garten war es still, und der Himmel wies jenes blasse Blau auf, welches das Kennzeichen einer sengenden

Hitze ist. Selbst unter dem schattigen Nußbaum wurde es unerträglich heiß, und Helene ließ bald das Buch auf ihren Schoß zurücksinken und schaute träumerisch mit halbgeschlossenen Augen gegen den Himmel. Einzelne Mücken summten durch die heiße Luft, und hier und da gaukelte ein naseweiser Schmetterling von Blume zu Blume.

Helene wurde müde und wäre wohl ganz eingeschlafen, wenn nicht plötzlich die Gartenthüre geknarrt und der kiesbestreute Weg unter einem leichten, flüchtigen Schritt geknirscht hätte.

Es war ein junger Mann in tadelloser Toilette, welcher in den Garten trat. Im Gegensatz zu Wilhelm Knorr war er schön zu nennen, denn sein Antlitz wies regelmäßige Züge von seltener Formvollendung auf, aber es lag etwas Süßliches und Geziertes darin, und der glänzend schwarze Schnurrbart, welcher die prächtig weißen Zahnreihen zur Hälfte beschattete und in kunstvolle Spitzen gedreht war, verstärkte diesen Ausdruck nur noch mehr.

Helene fuhr hastig aus dem Halbschlaf in die Höhe, als sie die herannahenden Schritte hörte, und als sie den jungen Mann erkannte, umspielte ein verschämtes Lächeln ihren Mund.

„Ich störe wohl," sagte der Baron v. Myloscz mit wohlklingender Stimme, deren fremdländische Accentuirung schon bei dem ersten Worte stark hervortrat, und als er die abwehrende Handbewegung des jungen Mädchens gewahrte, setzte er verbindlich hinzu: „Um so besser, denn daß Sie es nur wissen, es hat mich ordentlich hergezogen in Ihren schönen, traulichen Garten, welcher so viele schöne

Blumen hat und von denen ich eine weiß, die mir die allerschönste däucht."

Dabei beugte er sich zu dem jungen Mädchen nieder und küßte ihr zuvorkommend die Hand. Helene ließ es willenlos geschehen, aber sie konnte nicht verhindern, daß währenddem eine glühende Röthe ihr Antlitz bis dicht unter die Schläfe verdunkelte.

„Wie reizend Sie sich wieder gekleidet haben," fuhr der junge Baron in ungezwungenem Konversationstone fort, während er sich unaufgefordert zur Seite des jungen Mädchens niederließ, als ob sich dies von selbst verstände. „Ich liebe Blau, es ist die Farbe der Milde und der Treue und zugleich der Grundton meines ritterlichen Wappens."

„Sie spotten, Herr Baron."

„Ich spotten? Ueber Sie spotten, mein gnädiges Fräulein? Glauben Sie mir, ich bin niemals weniger zum Spotten aufgelegt gewesen, als am heutigen Tage."

„Und warum gegen Ihre Gewohnheit so ernst, Herr Baron?" frug Helene, während sie befangen das Buch von ihrem Schoße aufnahm und zerstreut in demselben zu blättern begann.

„Ich habe Nachrichten aus meiner Heimath empfangen," sagte Mylosez in schwermüthigem Tone, „ich werde bald abreisen müssen von hier."

„Abreisen?" rief Helene erschreckt.

„Ja, abreisen, das ist sehr traurig, nicht wahr?" entgegnete der junge Mann, indem er seinen Blick auf dem schönen Antlitz des jungen Mädchens ruhen ließ, „es gibt

ein bezeichnendes Lied in meiner Mutterſprache dafür, welches ich Ihnen vorſagen würde, wenn meine heimathlichen Laute nicht fremd zu Ihren Ohren klängen. Aber es iſt in der That ſo."

„Sie gedachten doch, ſich den ganzen Sommer über hier aufzuhalten."

„Der Menſch denkt und der Güterverwalter lenkt," meinte der Baron, während er mit der Rechten an den Spitzen des zierlichen Schnurrbartes drehte und ſich nachläſſig auf die Banklehne zurückbeugte. „Ich werde auf eine Reihe ſchöner Tage verzichten müſſen, und die lieben Bekanntſchaften, welche ich hier angeknüpft, werden bald nichts anderes mehr ſein, als eine Reihe ſchöner Erinnerungen. Man wird mich bald vergeſſen haben hier, das iſt ſo mein Schickſal."

Helene ſchwieg, aber der feuchte Blick, welchen ſie für einen Moment zu dem Baron erhob, war beredt genug. Wie eine verſchüchterte Taube ſenkte ſie ihn haſtig wieder zur Erde, als ſie dem feurigen Auge des Barons begegnete, und ihr Buſen hob und ſenkte ſich lebhafter als ſonſt.

„Es wird meinen Vater betrüben, wenn er erfährt, daß Sie ſo ſchnell abzureiſen gedenken," hub Helene wieder nach einer Weile an, da das herrſchende Stillſchweigen ihr peinlich zu werden begann.

„Nur Ihren Vater?" fuhr Myloſcz raſch heraus, und dann ſetzte er in ſchmachtendem Tone hinzu: „Freilich, wer ſollte ſonſt noch Antheil nehmen an mir."

Helene ſchaute verwirrt einem Falter nach, der in langſamem Fluge über den Raſen des Gartens ſchwebte und

deſſen Flügelpaar die Sonne vergoldete. Sie fühlte im Inneren das Verfängliche in der Aeußerung des Barons wohl, und ihr feiner Takt gebot ihr Schweigen. Es war ihr zwar zu Muthe, als ob das Herz in ihrer Bruſt leiſe erbebte, aber dann beſann ſie ſich und dachte, was der Baron ihr war und ihr ſein konnte. Er hatte ihr viel erzählt von ſeinem Heimathlande, und ſeinen Schilderungen nach war er ein reicher, unabhängiger Magnat. Das bürgerliche deutſche Mädchen konnte ihm nichts ſein, das fühlte Helene in ihrem Herzen wohl und eine unſägliche Bitterkeit wollte ſie darüber beſchleichen. Ueber den Werth oder Unwerth des Barons als Mann hatte ſie bisher noch nicht weiter nachgedacht, ſein wohltönender Name und das Beſtechende ſeines Aeußeren hatten ſie gefangen genommen. Sie wußte ſich den Widerſtreit ihrer Gefühle ſelbſt nicht zu deuten und ſchwieg. Der Baron dagegen fuhr fort mit ſeinen Klagen; er ſprach weichlich und ſentimental, aber beſtrickend und verführeriſch für ein unerfahrenes Mädchenohr.

Zum Glück kam Meiſter Müller in Begleitung ſeines Freundes, des Schloſſermeiſters, in den Garten. Der Baron verbeugte ſich nur leicht und blieb vornehm auf ſeinem Platze ſitzen. Helene dagegen ſprang auf von der Bank und eilte begrüßend den beiden Männern entgegen.

Das Geſicht des biederen Schloſſermeiſters verfinſterte ſich, als er den Elegant bei dem jungen Mädchen gewahrte. Er ſtieß den Meiſter Müller derb mit dem Ellenbogen in die Seite, um damit ſein Mißfallen auszudrücken, aber der Alte ſchien ihn nicht zu verſtehen, ſondern war erſicht-

lich erfreut, als ihm beim Näherkommen der Baron kordial die Hand entgegen ſtreckte.

Knorr hatte das junge Mädchen für einen Augenblick bei Seite genommen.

„Was haſt denn Du mit meinem Wilhelm gehabt, der Menſch war ja ganz verſtört. Dein Vater und ich trafen ihn eben, und er gab an, Dir Adieu geſagt zu haben.“

Helene wurde ein wenig roth. „Wir haben nichts mit einander gehabt, Herr Pathe,“ verſicherte ſie befangen, „wir ſind ganz freundlich von einander geſchieden.“

Der Schloſſermeiſter brummte etwas Unverſtändliches in den Bart, was verſchiedenerlei bedeuten konnte, dann ließ er ſich, dem Beiſpiele Müller's folgend, auf einem der eiſernen Gartenſtühle nieder.

Man ſprach von Dem und Jenem. Der junge Baron aber war erſichtlich wortkarg und nach einer kurzen Weile ſchon erhob er ſich und meinte, er wolle noch das Nachmittagskonzert auf dem Kurplatze beſuchen und da ſei weiter keine Zeit mehr zu verlieren. Auch Helene war einſilbig geworden und empfahl ſich ebenfalls, muſikaliſche Uebungen vorſchützend.

Die beiden Freunde blieben allein und hörten auch kurze Zeit darauf den Ton eines Inſtrumentes aus dem Innern des Hauſes dringen. Der Schloſſermeiſter machte ein verdroſſenes Geſicht.

„Na, was iſt denn Dir über die Leber gelaufen?“ frug Meiſter Müller, nachdem er ſeinen Freund eine Weile verwundert angeſchaut hatte.

„Seit wann ist es denn Sitte, daß man seine Tochter mit unverheiratheten jungen Männern im Garten allein zusammen sitzen läßt?“ entgegnete Knorr statt jeder Antwort.

„Pfeift's aus dem Loch? Na, da sei nur ganz ruhig, ich kann meinem Kinde blindlings vertrauen.“

„Na ja, Du mußt es ja wissen,“ brummte der Schlossermeister verdrießlich, „Du hast ja von jeher Alles auf die Helene gesetzt. Aber sage einmal, zu was soll denn die ganze Geschichte eigentlich führen?“

Meister Müller machte ein verschmitztes Gesicht.

„Der Baron ist ein liebenswürdiger, reicher Herr, und ist mein Helenchen nicht ebenfalls ein schönes, hochgebildetes, wohlerzogenes Fräulein?“

„Das habe ich noch nie bestritten.“

„Ich wollte es Dir auch nicht gerathen haben. Würde sie sich nicht prächtig als Frau Baronin machen, he?“

„Aha, so stehen die Sachen? Bis zum Kuppler hast Du's richtig also schon gebracht?“

Meister Müller fuhr entrüstet von seinem Stuhle halb in die Höhe und schaute strafend auf den Freund, der seinen Blick indessen mit gelassenster Gemüthsruhe erwiederte.

„Pfui Teufel, das ist ein garstiges Wort, Du solltest Dich schämen.“

„Wahrheit schmeckt bitter, sagt schon ein altes Sprichwort, und es ist Wahrheit, was ich gesagt habe.“

„Nein, das ist es nicht,“ rief Meister Müller sich ereifernd, „Du bist ein alter neidischer Kerl. Willst es mir am Ende gar verdenken, daß ich nach besten Kräften für mein Herzblättchen zu sorgen mich bestrebe.“

„Durchaus nicht," entgegnete Knorr, ſich auf ſeinem Stuhle zurücklehnend, indem er die Hände gemüthlich über dem Leibe zuſammen faltete. „Aber ſo ſeid Ihr Väter heirathsluſtiger Töchter alle. Weil ſo ein Süßholzraspler dem Töchterchen ein paar fade Schmeicheleien auftiſcht, glaubſt Du gleich, er habe reelle Abſichten."

„Ja, die hat er auch," bekräftigte Meiſter Müller hartnäckig.

„Du biſt ein alter Narr, nimm mir's nicht übel. Das iſt doch ſo klar wie das helle Sonnenlicht, daß ein Mann von altem Adel Deine Helene nimmermehr heirathen wird."

„Und warum nicht?" rief Müller in gereiztem Tone und ſetzte ſich kampfbereit zurecht.

„Weil er Baron iſt und Du das Leimpfännchen biſt."

Meiſter Müller ſprang zornig von ſeinem Stuhle in die Höhe.

„Donnerwetter! Laß' Deine ewigen Aufziehereien!"

„So ereifere Dich doch nicht, ich habe Dich keinenfalls beleidigen wollen. Ich habe Dir vor langen Jahren ſchon geſagt, daß Du Dein ‚Herzblättchen' nicht ſo gänzlich verziehen mögeſt, aber Du haſt in Deiner Affenliebe natürlich nicht darauf gehört. Nun gut, es hat Dich Dein und nicht mein Geld gekoſtet, und all' die guten Schoppen, die Du Dir vom Munde haſt abſparen müſſen, habe ich in aller Gemüthsruhe trinken können. Jetzt aber ſtehen die bekannten Vierfüßler wieder am Berge. Du biſt das Leimpfännchen — unterbrich mich nicht, ich will Dich nicht beleidigen, ich habe es Dir ſchon einmal geſagt — und haſt Dir durch ein ſorgenreiches Leben gerade ſo viel Geld geſpart, daß Du behaglich durchkommen kannſt, das iſt ja

recht ſchön und lobenswerth, aber meinſt Du, daß die paar tauſend Mark Zinſen einem hochgeſtochenen Herrn Baron genügen, der, wenn er ein Bürgermädchen heirathet, doch in erſter Linie auf Geld ſieht?“

Meiſter Müller ſah ihn ſtutzig an. „O, es gibt Ausnahmen,“ ſagte er ſchon etwas kleinlaut.

„Freilich, die gibt es, ſehr ſchöne und rühmenswerthe Ausnahmen ſogar. Aber Dein Herr Baron iſt ein Luſtibus und keine Ausnahme.“

Müller machte eine abwehrende Handbewegung und ſtand von ſeinem Sitze auf.

„Streiten wir uns doch nicht um des Kaiſers Bart, vorläufig ſind das ja Alles nur leere Vermuthungen.“

„Nun, ich will hoffen, ſie werden es bleiben,“ meinte der Schloſſermeiſter bedächtig, indem er ebenfalls von ſeinem Stuhle ſich erhob. „Einen dummen Streich haſt Du ſchon gemacht, daß Du Dein Mädel weit über Deinen Stand haſt heranbilden laſſen, ſei ſo gut und mache keine neue Dummheit. Ich kann Helene gewiß herzlich gut leiden und ich wünſche ihr, daß ſie einen braven, gebildeten Mann, der zu ihr paßt, zum Eheherrn bekommt, denn das iſt ſchließlich doch das Beſte, was einem rechtſchaffenen Frauenzimmer paſſiren kann.“

Die Freunde ſchritten im Garten auf und nieder und ſuchten von anderen Dingen zu ſprechen, aber die rechte Luſt am Geſpräche war doch dahin und zum erſten Male ſeit langen Jahren trennten ſich die Beiden von einander, nicht ohne einen gewiſſen Grad von Verſtimmung gegen einander im Herzen zu tragen.

3.

Ungefähr eine Woche später traf um die Abendzeit der Schlossermeister Knorr mit seinem Freunde gerade vor dessen Hausthüre zusammen. Müller schien ärgerlich, denn er fuchtelte mit seinem Rohrstock gewaltig durch die Luft und auf seinem sonst so milden Gesicht zeigten sich finstere Falten. Den Gruß des Freundes erwiederte er nur durch ein schwaches Kopfnicken, dann wendete er sich wieder von demselben ab und schaute nach dem neben der Hausthüre angebrachten Porzellanschild, auf dem mit goldenen Lettern „Leberecht Müller, Privatier," zu lesen stand.

Knorr lachte. „Ich glaube, Du willst noch eitel werden auf Deine alten Tage. Was, zum Teufel, studirst Du denn an Deinem Namensschild herum?"

„Da, da, sieh nur," ereiferte sich Meister Müller und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf das Schild. „Daß immer solche Flegeleien verübt werden müssen!"

Der Schlossermeister schaute näher hin und gewahrte, daß unter dem Schilde mit Bleistift das Wort „Leimpfännchen" an die Wand hingekritzelt war.

„Ja so, das ärgert Dich natürlich! Ich muß Dir übrigens noch gratuliren, aus Deinem Fräulein Leimpfännchen soll jetzt also wirklich eine Frau Baronin werden."

„Fängst Du auch an? Ich denke, Du seiest zu alt für solche albernen Späße."

„Nur kalt' Blut, alter Schwede," lachte Knorr, während er mit dem Freunde um die Hausecke in den Garten schritt. „Ich habe es in der Zeitung gelesen, die Verlobungsanzeige hat sich komisch genug ausgenommen."

„Komiſch? Aber ich muß Dich doch bitten —“

„Na ja, dann traurig, wenn es Dir ſo beſſer klingt,“ meinte der Schloſſermeiſter, während er ſich gemächlich auf der Gartenbank niederließ. „Wo iſt denn Dein gnädiges Fräulein Tochter, daß man ſeinen unterthänigſten Glückwunſch anbringen kann?“

Meiſter Müller ſchaute fragend auf das Mädchen, welches eben eine Flaſche Bier mit zwei Gläſern vor den Männern auf den Tiſch niederſetzte.

„Fräulein Helene iſt mit dem Herrn Baron in der Stadt, Beſuche abzuſtatten,“ berichtete die Magd.

„Natürlich,“ lachte der Schloſſermeiſter bitter auf, als das Mädchen ſich wieder entfernt hatte, „man muß ſich doch ein wenig in dem neuen Glück ſonnen, es wird nicht gar zu lange andauern, fürchte ich.“

„Du ſcheinſt nur gekommen zu ſein, um Deine Galle bei mir zu entladen, Knorr. Aber Du ärgerſt mich nicht mehr, denn ich weiß, daß aus Dir der pure Neid ſpricht. Dein Wilhelm freilich wird nie eine Baroneſſe kriegen.“

„Wofür ich mich auch höflichſt bedanken würde,“ meinte Knorr trocken, während er das gefüllte Glas an die Lippen führte. Dann blickte er ſeinen Freund eine Weile ſchweigend an und ſagte mit einem Male in gänzlich verändertem Tone: „Menſch, biſt Du denn ganz von Sinnen, willſt Du wirklich Dein Kind in's Unglück ſtürzen?“

„Ich kann kein Unglück darin erblicken, wenn meine Helene eine Frau Baronin wird, das iſt ein Glücksfall, denke ich —“

„Natürlich, die hohe Ehre!“ lachte Knorr ingrimmig

auf, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „und eine noch größere Ehre ist es natürlich für das Leimpfännchen, der Schwiegervater eines Herrn Barons zu sein. Gelt, alter Schwede, das kitzelt Dich in der Nase, da kann man sich recken und strecken und blähen und sagen: schaut an, wie herrlich weit ich es gebracht habe."

„Dein Spott läßt mich kalt."

„O, daß er Dich heiß machte, wie mein Schmiedefeuer! Du hast immer hoch hinaus gewollt, das ist der Erbfehler, an dem Du Dein Lebtag gekrankt hast. Erst hast Du Deinem Mädel eine übermäßige Bildung gegeben, und wenn ich etwas dagegen gesprochen habe, dann war Deine einzige Erwiederung: Vermögen kann ich ihr nicht viel hinterlassen, und das kann ja auch verloren gehen, einen tüchtigen Schulsack voll aber kann sie nie verlieren. Ganz recht, aber wenn es nur dabei geblieben wäre. Was hätte Dich denn daran gehindert, ein gescheidtes Ding aus dem Mädel zu machen und dabei zu gleicher Zeit eine tüchtige Hausfrau. So aber hast Du sie in ein sündhaft theures Institut geschickt, ihren Kopf mit allerhand Firlefanz vollpropfen lassen und, was das Schlimmste ist, zugleich die Seele Deines Kindes vergiftet."

„Oho," fuhr Meister Müller auf. Aber der Schlossermeister hielt ihn mit einer abwehrenden Handbewegung zurück.

„Vergiftet, sage ich, denn Du hast Ansprüche in ihr geweckt, die in keinem Verhältniß stehen zu den Mitteln, welche Du besitzest. Sie ist eine schlichte Handwerkerstochter, und hätte eine gute Erziehung für ihren Stand

erhalten können, aber Du haſt eine verwöhnte Theaterprinzeſſin aus ihr gemacht."

„Und ich habe Recht damit gehabt, denn nun wird ſie doch eine Frau Baronin."

„Na ja, und was weiter? Ich bin ja weit entfernt, unlautere Abſichten bei ihm vorauszuſetzen, er ſoll es im Gegentheil gut und ehrlich mit Helene meinen, aber er iſt ein Schwachkopf, wie alle die geſchniegelten und gebügelten Herrchen, welche es nicht verſchmähen, das Modejournal zu ſtudiren. Dann aber, was weißt Du überhaupt über den Herrn. Er hat ſich als Baron bei der Fremdenpolizei legitimirt, das iſt aber auch Alles. Auch unter den Vornehmen und Reichen laufen viele zweifelhafte Exiſtenzen herum. Aber der Name, der hochtönende Titel hat Dich verblendet. Das iſt eben die Wurzel alles Uebels, daß ſich die blöden Augen durch den bloßen Schein betrügen laſſen. Zum Teufel auch, Dein Mädel ſoll den Titel nicht heirathen, ſondern den Mann; mit dieſem ſoll ſie glücklich werden, Freud und Leid des Lebens theilen. Der Mann iſt Alles, der Titel nichts. Schaut auf den Mann und nicht auf den Namen!"

Der ehrliche Meiſter hatte ſich ordentlich warm geſprochen; er fuhr ſich mit dem groß geblümten Taſchentuch über die Stirn und tupfte die Schweißtropfen von derſelben ab, dann ſtärkte er ſich durch einen kräftigen Zug aus ſeinem Glaſe.

Aber wie der Prediger in der Wüſte hatte er tauben Ohren gepredigt, denn Meiſter Müller war nur halb bei der Sache geweſen, und hatte obendrein ein mitleidiges Lächeln

zur Schau getragen, welches deutlich kund gab, daß er die Sache jedenfalls beſſer verſtehe, als ſein polternder Freund. So gab er ihm auch nur eine kurze Antwort auf ſein wohlmeinendes Reden.

Er kenne den Baron, denn dieſer habe ihn auf das Genaueſte in alle ſeine Verhältniſſe eingeweiht. Myloſcz ſei im Augenblick nicht eben der Reichſte, aber über kurz oder lang müſſe er eine ſteinreiche alte Tante beerben. Dieſe aber ſei eine vorurtheilsfreie Dame, welche Helene wie eine Tochter auf ihrem Schloſſe aufnehmen werde. Das einzig Schreckliche für ihn bei der Sache ſei nur, daß der Baron möglichſt raſch Hochzeit zu machen und unmittelbar nach derſelben mit ſeiner jungen Gattin in die ferne Heimath abzureiſen gedenke. Sein Herzblättchen, ſeinen Sonnenſtrahl aber von ſich zu laſſen und noch dazu ſo raſch und unvermittelt, ſei für ihn, den alten Mann, ein arger Herzenskummer.

Knorr lenkte verſtimmt das Geſpräch auf ein anderes Thema, denn obwohl er den eigenſinnigen Charakterzug ſeines Freundes kannte, ſo ärgerte es ihn doch, daß alle ſeine wohlmeinenden Worte für nichts und in den Wind geſprochen waren.

Die Freunde trennten ſich noch verſtimmter als das vorige Mal von einander. Wochen gingen in das Land, ehe der Schloſſermeiſter ſich wieder in dem Schweizerhauſe einfand.

Wenn es die Abſicht Meiſter Müller's geweſen war, durch die Heirath ſeines Kindes Aufſehen in der Stadt zu erregen, ſo war ihm dies im vollſten Maße gelungen,

freilich wohl nicht so, wie es ihm gefiel. Man lachte, spottete über das „Leimpfännchen", oder zuckte vornehm die Achseln.

Dem jungen Ehepaare selbst aber schien der Himmel so blau und die Sonne so golden, wie noch nie zuvor. Sie reisten gleich nach der Hochzeit ab, und gaben auf das Urtheil der Leute wenig oder gar nichts.

Inzwischen war der Herbst heran gekommen. Auf den Bergspitzen lag früh Morgens schon eine leichte Reifdecke und die Mehrzahl der Kurgäste verließ den Badeort. Auch in Meister Müller's Schweizerhaus war es leer geworden und schließlich bewohnte er es mit der Magd ganz allein.

Leberecht Müller fühlte, seitdem Helene von ihm geschieden, erst recht, wie sehr sein Herz an ihr gehangen, und daß sie in Wahrheit sein Sonnenstrahl gewesen war. So lange sie mit ihrem glücklichen Lachen und ihrer frohen Zukunftshoffnung noch um ihn gewesen, hatte er nur zu gern ihren Glauben getheilt, daß sie wirklich an der Seite ihres Gatten ihrem Glück entgegen ging. Aber er mußte sich sagen, daß für seinen Lebensabend das Glück dahin war, mochten nun des Schicksals Würfel fallen, wie sie wollten. Er sah nur Vereinsamung vor sich, und da er sich noch zu jung im Herzen fühlte, um ergeben mit dem Leben abzuschließen, so beschlichen oft trübe Ahnungen sein Herz, welche ihm früher fremd gewesen waren. Sein Haus, das sonst immer seinen ganzen Stolz ausgemacht hatte, erschien ihm nicht mehr als dasselbe, seitdem Helene nicht mehr in demselben weilte. Dazu war er meistens auf sich allein angewiesen. Ein Wirthshausgänger war er nie ge-

weſen und auch Knorr hatte ſich halb und halb von ihm zurückgezogen. Er grollte doch dem Freunde wegen der Heirath, welche nach ſeiner Anſicht Helenens Unglück heraufbeſchwören müßte.

Als die Weihnachszeit heran gekommen war, und die Kerzen auf den Bäumen und die Freude in den Herzen entzündete, da war es Meiſter Müller noch trauriger und trübſeliger zu Muthe als je zuvor. Er hatte von Helene keine gute Nachricht bekommen. Zu Anfang freilich waren ihre Briefe der hellſten Freude voll geweſen. Sie hatte viel von den Reiſen berichtet, welche ſie mit dem Gatten zuſammen gemacht. Weniger hatte ſie von dem Letzteren geſchrieben. Meiſter Müller war zu viel Menſchenkenner, als daß er nicht ſofort eingeſehen hätte, daß Myloſcz kein hervorragend männlicher Charakter war, aber er war Baron, und das deckte ja wieder eine Menge von Unvollkommenheiten zu. Später hatte dann Helene allerdings in nur verſteckter Weiſe angedeutet, daß die Verwandten des Barons von deſſen Heirath mit einem deutſchen Bürgermädchen nicht ſehr erbaut waren. Nur die vorurtheilsfreie Tante war ihnen herzlich entgegen gekommen, aber unvermuthet raſch geſtorben, ohne daß ihr ſchon vor Jahren gemachtes Teſtament abgeändert worden war. Nun aber war die Tradition innerhalb der Myloſcz'ſchen Familie eine ungemein ſtrenge. Das Eingehen einer nicht ſtandesgemäßen Heirath zog die Enterbung nach ſich. Das hatte Helenens Gemahl wohl gewußt, aber auf die Güte und Nachſicht der Tante vertraut, welche auch von dem Stand der Dinge noch vor der Hochzeit in Kenntniß geſetzt worden war.

Ihr plötzlicher Tod hatte aber allen weiteren Berechnungen und Hoffnungen eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt.

In weiteren Briefen deutete die junge Frau an, daß ihr Gatte wohl um die Herausgabe des Vermögens gegen seine halsstarrigen Verwandten werde prozessiren müssen. Der Brief zu Weihnachten brachte nun den vollen Sachverhalt. Danach stand es fest, daß nur ein sehr langwieriger Prozeß Mylosez zu seinem Rechte verhelfen konnte. Der Rechtsanwalt, welchen ihr Gatte angenommen hatte, meinte von vornherein, daß die Sache viel Geld kosten werde und — das war das Schlimmste — der Baron hatte kein eigenes Vermögen, sondern nur die Gunst der verstorbenen alten Tante hatte ihm die Mittel zum Lebensunterhalte gewährt.

Meister Müller ging wie ein Träumer umher, denn die Last der erhaltenen Nachricht lag schwer auf seinen Schultern. Helene schrieb es nicht, aber der zärtliche Vater konnte es sich ausmalen, in welch' beschränkten Verhältnissen sich sein Herzblättchen mit dem Baron nun befand. Bisher hatte ihn die Zuversicht noch getragen, daß seine Helene glänzend versorgt sei. Nun war aber auch dieser Trost dahin, und der Meister mußte unwillkürlich an die warnenden Worte seines Freundes, des Schlossermeisters, denken. Es war für ihn ein schrecklicher Gedanke, daß Knorr am Ende Recht behalten sollte.

Rath mußte auf jeden Fall geschafft werden. Helene ging ihn nicht direkt um Hilfe an, aber es lag auf der Hand, daß sie auf die Dauer ohne eine solche nicht existiren konnte. In seiner Herzensnoth ging Meister Müller zu

einem Rechtsanwalt und trug ihm die Sache vor. Der Mann des Rechts zuckte die Achsel und sagte, da sei guter Rath theuer. Recht habe eigentlich der junge Baron, aber das Familiengesetz unterstütze die habgierigen Verwandten. Ein etwaiger Prozeß werde wahrscheinlich den ganzen Instanzenweg durchlaufen, und es werde sich schließlich um die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes handeln, ob ein durch Jahrhunderte bestehendes Familiengesetz auch dem bürgerlichen Rechte gegenüber Giltigkeit besitze. Das sei aber eine streitige Rechtsfrage, und es käme eben Alles auf den Ausgang des Prozesses an. Mit diesem Bescheid mußte sich Meister Müller zufrieden geben.

Sein nächster Gang war zu einem Notar. Der feste Entschluß war in ihm gereift, seiner Helene zu einer glücklichen Zukunft zu verhelfen, koste es, was es wolle. Aber er besaß doch wieder zu viel Gerechtigkeitsgefühl, als daß er seine älteste Tochter benachtheiligt hätte, selbst wo es sein Herzenskind betraf. So theilte er sein Vermögen in drei gleiche Theile und ließ insgeheim seinem ältesten Kinde die erste Hypothek auf sein Grundstück verschreiben. Dann machte er sich sofort an das Werk und schickte unaufgefordert eine bedeutende Summe nach Pest, wo sich Helene gegenwärtig mit ihrem Gatten aufhielt. Die bunten Banknoten aber sind leichter ausgegeben, als sie erworben werden, und der ersten Sendung folgte bald die zweite und die dritte. Dabei war noch immer keine Aussicht vorhanden, daß der Prozeß bald gewonnen wurde, und dazu wurden die Briefe, welche die junge Frau an ihren Vater richtete, immer trauriger.

Einmal schrieb Helene gar, daß sie sich krank im Herzen fühle, und unnennbare Sehnsucht habe nach dem freundlichen väterlichen Hause. Das schnitt dem alten Manne tief in die Seele. Von dem ersten Athemzuge seines Kindes hatte er Schmerz und Mühe um dasselbe gehabt, aber er hatte ja Alles gern gethan, nur um sie glücklich zu sehen. Nun hatte er geglaubt, sie endlich in einem geborgenen Hafen zu wissen, und statt dessen war sie krank im Herzen. Helene glich infolge der Verzärtelung einer zarten Blume, die dahin welkt, wenn rauhe Stürme sie umtoben, das wußte der alte Mann wohl. Sie schrieb ihm gewiß noch nicht Alles, und er machte sich nun noch mehr Sorge über das, was sie ihm verschwieg, als über das, was er bereits wußte.

Der alte Mann litt unbeschreiblich und sank ordentlich in sich zusammen, seine Haare färbten sich schneeweiß und in seinem Gesicht bildeten sich tiefe Furchen, so daß die Bekannten, wenn sie ihn unvermuthet auf der Straße trafen, ihn anhielten und erschrocken meinten, er habe sich ja zum Nichtwiedererkennen verändert.

Auch in die Stadt drangen die Gerüchte, daß es mit Helene und ihrem Glück nicht besonders gut stehen solle. Man munkelte dies und jenes, aber Niemand wagte, den gebrochenen alten Mann, welchem der Schmerz nur zu deutlich auf der Stirne geschrieben stand, direkt zu fragen. Aber dafür sprach man anderes lauter und ungescheuter. Da hieß es, mit dem Vermögen Meister Müller's solle es nicht mehr so gut und sicher stehen wie früher, ja, auf seinem bisher schuldenfreien Hause wären gar zwei Hypotheken eingetragen.

Digitized by Google

Auch Knorr hörte von den Gerüchten, aber er glaubte nicht recht daran, denn er konnte ſich nicht denken, daß ſeine Prophezeiung ſich ſo raſch in Wirklichkeit umgewandelt und die hohen Pläne, welche Müller mit ſeiner Helene gehabt, dieſen ſo raſch ruinirt haben ſollten.

Er war verſtimmt gegen den Freund, das war freilich richtig, aber beim nahenden Frühling hielt es ihn doch nicht länger, und er machte ſich auf, Meiſter Müller wieder einmal zu beſuchen.

Knorr hatte das wohl bekannte Häuschen bald erreicht und trat in daſſelbe ein. An die Wohnſtubenthüre klopfte er zu wiederholten Malen, ohne daß ihm Anwort wurde. Als er eintrat, fuhr er erſchrocken zurück. Meiſter Müller befand ſich in dem traulichen Gemach; er ſaß vor dem runden Tiſche und hatte den Kopf auf beide Hände gelegt. Knorr vermochte das Geſicht des Freundes nicht zu ſehen, aber er vernahm Laute, welche ihm tief zu Herzen gingen, denn der alte Mann weinte und ſchluchzte wie ein Kind.

Er hörte weder den Gruß des Eintretenden, noch beantwortete er ihn. Knorr war bis ganz dicht an ihn herangetreten, und ſein Blick fiel auf einen halbzerknitterten Zettel, der neben dem alten Mann auf den Boden gefallen war. Er bückte ſich und hob ihn auf, und als dabei ſeine Augen über den Inhalt glitten, da wurde auch der Schloſſermeiſter blaß, denn auf dem Zettel ſtand nichts weiter als:

„Nimm mich zu Dir und laſſe mich nicht hier in der Fremde ſterben, denn ich bin tief unglücklich und fühle es,

daß es nicht lange mehr mit mir geht. Mein Mann ist grausam gegen mich — er will mich verlassen — er ist ein Elender. Laß mich nicht verzweifeln und hole mich zu Dir.

Deine Helene."

Knorr nickte schweigend mit dem Kopfe und dann fuhr er sich mit der schwieligen Hand über die Augen. So hatte er doch Recht behalten, früher, als er daran gedacht, aber er hätte viel darum gegeben, wenn er Lügen gestraft worden wäre, denn der Schmerz des alten Mannes schnitt ihm tief in die Seele.

Endlich faßte er den Freund an der Schulter, und als der alte Mann auffuhr aus seinem Jammer, da nickte Knorr nur leicht mit dem Kopfe.

„Ich hab's gelesen," sagte er mit rauher Stimme, durch welche verhaltene Rührung hindurch klang, und dabei legte er den Brief auf den Tisch. „Wenn Dir's recht ist, so reisen wir morgen zusammen und holen Deine Tochter heim."

Der alte Meister faßte seine Hand.

„Sie wird sterben," sagte er mit erstickter Stimme.

„Nein, sie wird leben," polterte der Schlossermeister in dem tiefsten Baß, der ihm zu Gebote stand, „und ich will ein schlechter Kerl sein, wenn wir Beide die Sache nicht wieder in das richtige Geleise bringen. Aber Dummheiten darfst Du keine mehr machen, alter Schwede, sonst —"

Er hob wie zur Drohung die Hand und brach ab, denn auch ihm versagte die Stimme, hatte er doch auch Helene lieb, und das tiefste Mitleid mit ihr.

4.

Als die längeren Tage herangekommen waren und draußen ſtürmiſche Winde den Frühling verkündeten, da rang in dem Hauſe Meiſter Müller's ein junges Leben mit dem Tode.

Im Hauſe ſelbſt ſchien der Tod ſchon ſeinen Einzug gehalten zu haben, ſo unheimlich ſtill war es in demſelben. Die Magd ging ſo behutſam durch die Gänge, wie ſie nur konnte, und Meiſter Müller vollends ſchlich nur auf den Zehenſpitzen. In der freundlichen Balkonſtube aber mit der herrlichen Ausſicht auf den Garten lag Helene. Sie mochte der zarten Frühlingsblume gleichen, welche der Märzenſchnee erſtarrt hat, und ihr Antlitz und ihre Hände waren ſo troſtlos weiß, wie dieſer. In ihren großen blauen Augen glühte ein unheimliches Feuer, welches das Lebensmark des jungen Weibes zu verzehren drohte. Selten, daß ſie bei klarem Bewußtſein war, in der Regel huſchten wirre Träume durch ihren Sinn, und ihren bleichen Lippen entrangen ſich Ausrufe des Schreckens und Entſetzens.

Der Hausarzt ſchüttelte zu alledem den Kopf. Er hatte Helene von Kindesbeinen an gekannt und wußte, daß ſie eine gar zarte und ſorglich zu behütende Menſchenblume war. Jetzt hatte ſie der rauhe Sturm des Lebens erfaßt und zerzaust, und der erfahrene Kenner der menſchlichen Leiden wollte an keine Hoffnung mehr glauben. Ueberreizung der Nerven und Fieber, ſo lautete ſeine Diagnoſe, und ſo verhielt es ſich in der That.

Krank und gebrochen an Körper und Geiſt hatte Meiſter Müller ſeinen Sonnenſtrahl aus dem fremden Land in die

Heimath gebracht. Der ehrliche Schlossermeister hatte nur zu Recht gehabt, und Myloscz war der Mann nicht gewesen, welcher seine Liebe behauptet gegen jeden Anprall. Helene hatte er ihrer Schönheit willen lieb gewonnen, und wenn die Verhältnisse ihren glatten Lauf gegangen wären, dann würde sie es vielleicht auch ihr ganzes Leben gut bei ihm gehabt haben. So aber erkaltete seine Liebe sofort, nachdem seine Berechnung mit dem Testamente der Erbtante ihn im Stich gelassen hatte und die Verwandten feindlich wider ihn aufgetreten waren. Er fing an, Helene gleichgiltiger zu behandeln und ihr Vorstellungen zu machen, was für ein großes Opfer er ihr durch die Heirath gebracht. Die im Lande hoch angesehenen Verwandten aber, welche von keiner bürgerlichen Heirath innerhalb ihrer Kreise wissen wollten, machten insgeheim dem charakterschwachen Baron den Vorschlag, sein Weib zu verlassen. Die Verwandten waren selbst reich und brauchten das Geld der Erbtante nicht, aber sie schworen, nur dann, wenn der junge Ehemann auf ihren Vorschlag eingehen würde, am reichen Erbe ihm einen Antheil zu gönnen. Myloscz war nicht lange im Zweifel, was zu thun sei, wo es sich einzig darum handelte, entweder der süßen Gewohnheit des Genießens weiter anzuhangen, oder in harter Arbeit sich und sein Weib zu ernähren. Er erkannte jetzt auf einmal, daß die Liebe zu Helene nur ein flüchtiger Rausch gewesen war, welcher, ihm selbst unbegreiflich, seine Sinne völlig umgaukelt hatte. Mit einem Male wußte er sehr kühl und verständig zu sprechen, dabei wurde er immer fremder und einsilbiger gegen Helene, und als er den Prozeß gegen die

Verwandten mit dem Gelde seines Schwiegervaters endgiltig verloren hatte, da sagte er sich mit einem großen Aufwand von Entrüstung von ihr los und machte ihr in dürren Worten den Vorschlag, sie möchte zu ihrem Vater zurückkehren und von dort aus die Scheidung bewirken.

Dann kam der todesmüde Schmerzensschrei des vielgeprüften Weibes, und Vater Müller ging mit seinem Freunde, dem Schlossermeister, um sein krankes Kind heimzuholen.

Jetzt lag Helene daheim und Vater Müller fürchtete für ihr Leben. Dazu stürmten andere Sorgen auf den alten Mann ein. Die Hälfte seines Vermögens und noch mehr hatte er seinem Kinde geopfert, jetzt war er oft um das nöthige Geld zum Lebensunterhalt verlegen, und es demüthigte ihn oft im Herzen, wenn er verstohlener Weise da und dort eine Summe Geldes leihen mußte. Knorr hätte ihm gewiß gerne aus seiner Verlegenheit geholfen, aber Meister Müller war zu stolz, gerade ihn in Anspruch zu nehmen. Er verschloß Alles noch mehr wie früher in seinem Herzen, aber er litt nunmehr auch doppelt.

Heute war ein unfreundlich rauher Tag. Der Winter hatte mit grimmer Laune dem einziehenden Frühling noch einen schlimmen Streich gespielt und Wald und Feld mit einer weißen Schneedecke überzogen. Auf die Gebirgstannen hingen die Wolken schwer hernieder, als ob sie jeden Augenblick zerbersten und den ungastlichen Gruß den Fluren mittheilen wollten. Die Amseln und die anderen Singvögel, welche schon heimgekehrt waren aus dem fernen Süden,

flogen verſchüchtert durch die kalte Luft und in klagenden Tönen gaben ſie ihr Sehnen kund nach dem warmen, prächtigen Lande.

Meiſter Müller ſtand an dem Fenſter der Wohnſtube und ſtarrte auf das troſtloſe Landſchaftsbild, welches ſich ſeinen Blicken bot. Nebenan in der Stube lag Helene, die Thüre ſtand offen, ſo daß der alte Mann jeden Athemzug ſeines Lieblings vernehmen konnte. Bis vor Kurzem hatten wirre Fieberträume ſie wieder überkommen gehabt und ihren Geiſt zermartert, jetzt lag ſie ſtill und erſchöpft und ihr Angeſicht war bleicher denn je.

Dem alten Manne krampfte ſich das Herz zuſammen unter namenloſem Schmerze und der letzte Hoffnungshauch wollte aus ihm entſchweben. Es lag eine ungeheure Laſt auf ihm und es war ihm zu Muthe, als ob er ſich gegen dieſelbe ſtemmen und aufſchreien müſſe aus tiefinnerſter Bruſt, um wieder leicht zu werden. Aber er wußte wohl, daß dies eine Täuſchung war, und daß nur ein Wunder ihm ſeinen Frieden zurückgeben konnte. Wenn das Herz übervoll iſt und finſtere Sorgennacht den Geiſt betäubt, dann irrt dieſer gern aus dem troſtloſen Dunkel hinweg zu Sonnenſchein und lachenden Gefilden. Wie Sphärenmuſik klingt dann das Lied der Erinnerung und die lichten Traumbilder einer freundlichen Vergangenheit tauchen verklärt aus dem Dunkel hervor.

Der alte Mann ſchrak plötzlich aus ſeinen Träumen auf, denn aus der Krankenſtube drang ein leiſes Geräuſch. So ſchnell, als er konnte, eilte er auf den Fußſpitzen dahin, und er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er Helene

wach und ihre blauen Augen mit klarerem Ausdruck als sonst auf sich gerichtet sah.

Der alte Mann schlich sich bis ganz nahe zu dem Bette und strich seinem kranken Kinde mit der Hand behutsam über die heiße Stirn. Helene lächelte, aber es war ein unsäglich wehes und schmerzliches Lächeln, und dem alten Manne that es weher, als alles Andere. Dieses arme schattenhafte Wesen war sein knospendes, rosiges Kind von ehemals. Das wollte ihm schier das Herz brechen. Warum hatte nur Alles so kommen müssen — er hatte es doch so gut gemeint!

Der alte Mann ließ sich auf dem Stuhle neben ihrem Lager nieder und nahm die abgemagerte Rechte seines Kindes zwischen beide Hände.

„Mein Herzblättchen," sagte er mit stammelnder Stimme, „was hast Du Deinem alten Vater für Sorgen gemacht! Du bist ja so krank gewesen, mein armes, liebes Kind!"

„Ich war recht böse, Väterchen, nicht wahr?"

Ihre Stimme klang so leise und zitternd, daß Meister Müller sich ganz nahe zu ihrem Munde beugen mußte, um sie zu verstehen.

„Du böse, o, mein liebes Kind, wie kannst Du nur so etwas sagen? Aber Du sollst nicht sprechen, Herzchen, es könnte Dir schädlich sein."

Helene lächelte nur und dann schmiegte sie ihr Haupt an die Brust des Vaters, wie sie es oft gethan als Kind.

„Ich habe geträumt, Väterchen — ach, so lieb und schön — weißt Du noch, das Märchen —"

„Welches Märchen, mein Kind?"

„Weißt Du noch — vom Sonnenſtrahl — Du erzähltest es mir früher oft.“

Die Augen des alten Mannes wurden feucht, denn vor ſeinem geiſtigen Blicke tauchte mit Macht ein längſt dahin geſchwundenes Bild auf. Es war in der alten Tiſchlerwerkſtatt geweſen und Helenchen hatte auf einem mächtigen Haufen von Hobelſpänen geſeſſen. Mit den gewundenen Spänen hatte das Mädchen ihr Haupt verziert und die Sonne hatte gerade auf ihre goldenen Löckchen geſchienen. Da hatte die Kleine auch ein Märchen erzählt haben wollen, und Meiſter Müller hatte ihrem Wunſche willfahrt, weil es ihm wunderſam im Herzen zu Muthe war und ein wirkliches Märchen in demſelben aufgedämmert war. So hatte er ihr das Märchen vom Sonnenſtrahl erzählt, und ſeitdem hatte es Helenchen oft wieder erzählt haben wollen. In der Regel hatte ſie dann auf ſeinem Schoße geruht, und wenn Meiſter Müller zu Ende gekommen war mit ſeinem Märchen, dann war der goldene Lockenkopf zur Seite geſunken und die großen blauen Guckaugen hatten ſich zu friedlichem Schlummer geſchloſſen.

Daran hatte Meiſter Müller denken müſſen, und als er nun wieder das Haupt ſeines Kindes gegen die Bruſt gedrückt hielt, aber unter ſo ganz anderen Verhältniſſen, da drückte die Wehmuth ihm ſchier übermächtig auf das Herz.

„Weißt Du — das Märchen —“ hauchte Helene wieder nach einer Weile.

„Willſt Du es noch einmal hören, Kind? Aber es wird Dich erregen, und Du brauchſt Ruhe.“

Die Kranke schüttelte leicht das Haupt.

„Bitte, bitte, erzähle!“

Der Alte legte noch inniger und behutsamer das Haupt seines kranken Kindes auf den Arm, und da er es von jeher gewöhnt war, jedem Wunsche seines Lieblingskindes willenlos nachzugeben, begann er das Märchen vom Sonnenstrahl. Eifrig erzählte er, gerade so, wie er es in Helenchens Kindertagen gewohnt gewesen. Und die Kranke hatte ihr Haupt an seine Brust gebettet und horchte regungslos zu.

Endlich war der alte Mann mit seinem Märchen zu Ende, die Augen waren ihm darüber selbst feucht geworden. Jetzt schaute er auf sein krankes Kind. Die schönen blauen Augen waren geschlossen und das Angesicht war entsetzlich blaß.

„Sie schläft,“ sagte er leise und bettete das zarte Haupt behutsam auf die Kissen. Dann schlich er sich leise aus dem Zimmer, um den Schlummer seines Sonnenstrahls nicht zu stören. Aber Stunde auf Stunde verfloß und Helene wachte nicht wieder auf. Endlich wurde der alte Mann unruhig und schlich zu dem Krankenlager seines Kindes zurück.

Sie lag noch immer, wie er sie vor Stunden gebettet hatte. Da faßte den alten Mann mit einem Male eine fürchterliche Angst, er beugte sich ganz dicht nieder bis zum Munde seines Kindes und horchte angestrengt. Eine Mücke summte durch die Todtenstille des Gemaches und dem alten Manne wollte es scheinen, als ob ihr Flügelschlag dem rollenden Donner gliche. Dann hörte er sein eigenes Herz

lauter und lauter ſchlagen, das Geräuſch wurde ihm zur unerträglichen Pein, und er lauſchte noch angeſtrengter, aber er hörte ſonſt nichts — keinen Athemzug — nichts.

Meiſter Müller ſchaute mit leeren Blicken auf ſein Kind, und dann zitterten ihm die Kniee immer heftiger, und durch den ganzen Körper ging ein ſchwankes Zucken, bis der alte Mann ſich nicht länger mehr aufrecht halten konnte, ſondern vor dem Bette zuſammenbrach. Seine Hände taſteten unſicher nach dem Geſichte ſeines Kindes, das mit einem Male ſich ſo kalt und eiſig anfühlte, und ſeine Lippen zitterten.

„Mein Herzblatt — o mein Sonnenſtrahl!“

So verging Stunde auf Stunde. Im Zimmer ſummte die Mücke noch eine Weile, dann verflog ſie ſich. Von der Straße tönte Lachen in das ſtille Zimmer — luſtige Menſchen zogen vorüber, Leben und Liebe in der Bruſt — dann war wieder Alles ſtill.

Die Abendſchatten dunkelten herein und Meiſter Müller lag noch immer vor dem Bette ſeines Kindes. Da klopfte es an der Thüre und Tritte wurden im Nebenzimmer vernehmbar. Der Hausarzt kam zur gewohnten Stunde.

Bei dem Geräuſche fuhr der alte Mann herum und als er den Arzt erkannte, da taumelte er jäh in die Höhe. Er vermochte eine geraume Weile nichts zu ſagen, ſondern er deutete nur ſtumm auf das Lager.

„Sie ſchläft,“ flüſterte er endlich leiſe, und dabei ging ein unſäglich müder Zug über ſein Geſicht.

Der Arzt trat näher und ſchob den Alten ſanft zur Seite. Er begann den Puls Helenens zu fühlen. Dann

beugte er sich zu ihr nieder und preßte rasch das Ohr gegen ihre Brust. Endlich sagte er verwundert, kopfschüttelnd: „Ja, Ihre Tochter schläft. Sie liegt in einem eigenthümlichen, magnetischen Schlummer, wie er in großen Krisen zuweilen freiwillig eintritt. Die Heilkraft der Natur bereitet sich zum entscheidenden Kampfe mit dem Dämon der Krankheit vor."

„Sie schläft," stammelte Meister Müller mit gefalteten Händen, „sie schläft also nur?"

Der Arzt nickte ernst mit dem Kopfe.

„Ja, sie schläft — zum Leben oder — zum Tode."

5.

Der Juni war in's Land gekommen. Der Himmel war blau und klar, und durch die balsamischen Lüfte tummelte sich ein ungezähltes Heer leicht beschwingter Sänger. Auch in dem Häuschen Meister Müller's war ein neuer Glückesschimmer eingekehrt.

Nach langem todesähnlichen Schlafe hatte Helene die Augen zu neuem Leben aufgeschlagen, das langsam zwar, aber um so sicherer wieder durch ihre Adern zu pulsiren begann. Als endlich die linden Lüfte erwacht und der Mai herangekommen war, da durfte die junge Frau es zum ersten Male wagen, in das Freie zu gehen und den lichten Sonnenschein auf sich herabstrahlen zu lassen.

Es war ein allgemeiner Festtag gewesen, als Helene zum ersten Male wieder im Garten sich erging, und auch der alte Knorr und sein zurückgekehrter Sohn nahmen daran Theil. Auch dem blühenden, stattlichen jungen

Digitized by Google

Manne vermochte man Freude und Glückſeligkeit aus dem ehrlichen Geſichte herauszuleſen.

Dem Tage des Jubels folgte aber auch wieder mancher voll banger Sorge und finſterer Befürchtungen, denn Helene fühlte ſich äußerſt ſchwach, und wenn ihr Körper ſich auch nach und nach erholte, ſo war doch ihre ſeeliſche Stimmung eine äußerſt trübe und gedrückte und wurde durch die eingeleitete Scheidungsklage auch dauernd ſo erhalten. Sie liebte zwar ihren Mann ſchon längſt nicht mehr; hatte ſie ihn doch niemals wirklich aufrichtig und wahrhaftig geliebt. Sie war eben ein leichtſinniges, flatterhaftes Ding geweſen. Ihr Herz war gut, aber die falſche Erziehung hatte ſie verdorben. Denn, wie Knorr nur zu richtig bemerkt hatte, es waren durch die hochgeſchraubte Erziehung Anſprüche in ihr geweckt worden, welche Befriedigung weder durch den Stand noch durch das Vermögen des Vaters erlangen konnten. Aber der herbe Schickſalsſchlag, welchen ſie erlitten, und das auf ihn folgende harte Schmerzenslager hatten ihren Sinn von Grund aus umgewandelt. Ihr Sinn hatte ſich nach Innen gekehrt, und das früher ſo ausgelaſſene Mädchen war zu einer ernſten Frau geworden, und die erfahrene furchtbare Enttäuſchung fuhr fort, ihre Schatten auf ihr Gemüth zu werfen.

Auch für Vater Müller begann eine Reihe ſchwerer Sorgentage, denn nunmehr ſollte er die geliehenen Summen zurück bezahlen, welche das ſchwere Krankenlager Helenens verſchlungen hatte. Sein Vermögen war aber aus bekannten Gründen ſehr zuſammen geſchmolzen, und es reichte

kaum hin, seinen und seines Kindes Lebensunterhalt zu gewährleisten. An eine Abzahlung der Schuld war durchaus nicht zu denken, und da die Gelddarleiher nicht länger warten wollten, so mußte Meister Müller daran denken, das Aeußerste zu vermeiden und lieber freiwillig sein schmuckes Häuschen zu verkaufen. Dieser so nothwendige Entschluß lag ihm aber schwer auf dem Herzen, denn Helene begann sich in dem freundlichen Eigenthum wieder heimisch zu fühlen.

Er hätte sich indessen eher die Zunge abgebissen, als daß er es über das Herz gebracht hätte, seinem Kinde eine Andeutung darüber zu machen, daß sie über kurz oder lang gezwungen sein würden, dem lang inne gehabten Heim Lebewohl zu sagen. Nach seiner Gewohnheit trug er den Kummer tief im Herzen verborgen, aber der ehrliche Knorr, welcher tagtäglich in das Haus kam, las ihm denselben deutlich genug von der umwölkten Stirne ab.

„Meinst Du, ich weiß nicht, wo Dich der Schuh drückt?“ sagte er einmal, als sie neben einander im Garten saßen und Meister Müller lautes Aufseufzen nicht unterlassen konnte.

„Mir fehlt nichts,“ entgegnete der alte Mann ausweichend.

„Freilich, Zahnschmerzen hast Du nicht,“ meinte der Schlossermeister in der ihm eigenen derben Weise, „aber dafür hat Dein Geldbeutel die Schwindsucht. Ich sollte eigentlich den Schnabel halten, denn wenn das ‚Leimpfännchen‘ zu stolz ist, sich an mich zu wenden, dann brauche ich mich ihm auch nicht aufzudrängen.“

Meiſter Müller ſeufzte tief auf. „Du kannſt mir nicht helfen.“

„Oho, warum nicht, ich bin kein armer Schlucker.“

„Das weiß ich wohl, aber es wäre nicht recht von mir gehandelt, wenn ich Deine Hilfe in Anſpruch nehmen wollte. Meine Tage ſind gezählt, und ich bin zu alt und ſchwach geworden, als daß ich durch Berufsarbeit noch etwas Nennenswerthes verdienen könnte, dann ſind auch die Zeiten andere, wie früher.“

Da faßte der Schloſſermeiſter vertraulich ſeinen Freund beim Arm und ſah ihn mit pfiffigem Schmunzeln an.

„Höre 'mal, zum Kuppler bin ich verdorben und von der Diplomatenkunſt habe ich auch wenig genug los. Aber mein Wilhelm hat es mir aufgetragen, ich ſoll es Dir doch einmal ſtecken, ob ihm Deine Helene noch immer nicht freundlicher geſinnt iſt, wie früher.“

„Dein Wilhelm?“ rief Meiſter Müller mit einem beſtürzten Geſicht. „Davon habe ich ja gar nichts gemerkt.“

„Na, das muß doch ein Stockblinder ſehen, daß er die Helene von Herzen gern hat. Und ein tüchtiges, ſelbſtſtändiges Geſchäft hat er doch auch, und ein blitzſauberer Kerl iſt er auch, das muß ich wiſſen, denn er iſt beinahe ſo hübſch, als ich früher geweſen bin.“ Dazu lachte der alte Knabe laut auf.

Als kurze Zeit darauf vom Gerichte die Scheidung Helenens von ihrem unwürdigen Gatten ausgeſprochen wurde und wenige Wochen ſpäter Wilhelm Knorr der jungen Frau ſeine erneuerte Werbung vortrug, weinte Helene laut auf und verließ ſchluchzend das Zimmer. Wilhelm aber

Digitized by Google

war gar nicht böse darüber und ging ganz vergnügt fort, viel vergnügter, wie damals vor zwei Jahren. Er kam auch schon am anderen Tage wieder und diesmal weinte zwar Helene auch, aber sie hing dabei an seinem Halse und ein glücklicher Schimmer verschönte ihre bleichen Züge.

Als der Mai abermals einzog mit all' seiner Pracht und Blüthenherrlichkeit, da tauschte Helene den ehelichen Treuschwur mit Wilhelm aus. Dieses Mal trat sie ernst und mit dem Bewußtsein der übernommenen Pflicht in die neue Ehe.

In dem traulichen Schweizerhause blieb sie mit ihrem Gatten wohnen, denn der Schlossermeister hatte es seinem Freunde abgekauft und dem Sohne zur Hochzeitsgabe geschenkt. Und merkwürdig, all' die vornehmen Bekannten in der Stadt, die über ihre Heirath mit dem Baron so sonderbar die Achseln gezuckt, jetzt drückten sie ihr, wenn sie ihr begegneten, herzlich und mit guten Worten die Hand.

Meister Müller aber hatte einen unbeschreiblich wonnigen Lebensabend. Es dauerte nicht lange, da hatte er sein Herzblättchen verjüngt auf dem Arme und durfte wie verklärt in herzige blaue Augen schauen. Manchmal hielt es ihn nicht und er wollte anfangen, für die Kleine schon wieder Lebenspläne zu entwerfen. Aber dazu lachte der alte Schlossermeister nur gutmüthig, denn er wußte, daß sein Sohn den richtigen Mittelweg schon finden werde.

Digitized by Google

Meiſter Hans.

Ein Lebensbild aus der Kunſtgeſchichte.

Von

Haſſo Harden.

(Nachdruck verboten.)

Von Italien ging jener gewaltige geiſtige Aufſchwung aus, der im 15. und 16. Jahrhundert, veranlaßt durch das Wiederauffinden der klaſſiſchen Werke der Alten, ganz Europa ergriff und den wir richtig die Zeit der Wiedergeburt — „Renaiſſance“ — nennen. Keine Nation aber hat nächſt der italieniſchen ſo ernſt an dieſer Wiedergeburt der Menſchheit in Wiſſenſchaft und Kunſt gearbeitet, als die deutſche, wenn auch hier die Bewegung erſt ſpäter ihren Anfang nahm.

Unter den Männern, welche in jener Zeit in Deutſchland für die Malerei eine neue Epoche heraufführten, waren die beiden berühmteſten Albrecht Dürer aus Nürnberg und Hans Holbein aus Augsburg. Der ſehr intereſſante Lebenslauf des Letzteren ſoll uns in dieſer kleinen Skizze beſchäftigen.

Hans Holbein wurde im Jahre 1497 geboren und war der Sohn eines verdienſtvollen Malers, eines braven Meiſters in ſeinem Fach, der ebenfalls Hans Holbein hieß, und deshalb in der Kunſtgeſchichte zur Unterſcheidung von

seinem berühmten Sohne den Beinamen „der Aeltere" führt. Der von ihm stammende Sebastiansaltar (jetzt in der Pinakothek zu München) gilt als eines der ersten Werke der deutschen Renaissance, und seine Einwirkung auf die künstlerische Entwickelung seiner Söhne — Hans Holbein hatte nämlich einen älteren Bruder Ambrosius, der gleich ihm Maler war, wenn er sich auch an Bedeutung nicht entfernt mit ihm messen konnte — ist unverkennbar. Aber die rechte Würdigung des Vaters scheint erst durch seines großen Sohnes Werke ermöglicht worden zu sein; Hans Holbein der Aeltere ist wenigstens in Elend und Armuth, fern von seinem geliebten Augsburg gestorben, und schon in früher Jugend finden wir den Sohn auf der Wanderschaft. Er fand zunächst in dem aufblühenden Basel eine neue Heimath und eine Stätte reicher Wirksamkeit.

Basel war eine reiche und schöne Stadt. Die Bürgerhäuser waren zierlich und so wohl eingerichtet, wie kaum in Florenz, vielfach bemalt und alle mit eigenen Brunnen und Gärten, in den Zimmern mit Glasfenstern (was damals noch großer Luxus war), mit schönem Getäfel und Teppichen. Wohlleben und froher, heiterer Sinn herrschte überall, und der Geist der Freiheit, den hier Alles athmete, das gesunde bürgerliche Leben mußte eine rege Natur, wie die Holbein's, besonders anziehen. Aber es kam noch etwas Anderes hinzu: Basel, wo damals Deutschlands erste Gelehrte und Schriftsteller, sei es dauernd oder vorübergehend, mit Vorliebe Aufenthalt nahmen, war eine Hauptstätte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels geworden. Da sich nun Hans Holbein, wie auch sein Bruder Ambrosius, zunächst

Digitized by Google

weſentlich mit Zeichnungen für Bücherholzſchnitte beſchäftigte, ſo bot ſich ihm hier lohnende Thätigkeit und eine geſicherte Exiſtenz.

Durch dieſe Arbeiten aber kam der junge Künſtler mit den bedeutendſten Gelehrten ſeiner Zeit, vor Allen mit Erasmus von Rotterdam, in Berührung, der damals, kurz nachdem er die erſte Druckausgabe des neuen Teſtaments in griechiſcher Sprache veranſtaltet hatte, auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand und ſich der Anerkennung der ganzen gebildeten Welt in ſo hohem Maße erfreute, daß ein geiſtreicher Beurtheiler mit Recht ſagen konnte: Erasmus war in ganz Europa auf geiſtigem Gebiet die höchſte Autorität. Wenn freilich die direkte Einwirkung des Gelehrten auf den Künſtler erſt in einer ſpäteren Zeit entſcheidend in des Letzteren Lebensſchickſale eingreift, ſo hörten doch von jetzt an die Beziehungen zwiſchen Beiden nicht mehr auf. Einen Beweis dafür liefern u. A. die köſtlichen Federzeichnungen, mit welchen Holbein ein (heute im Baſeler Muſeum aufbewahrtes) Exemplar des Werkes des Erasmus „Lob der Narrheit“ ſchmückte.

Schon in dieſer Periode ſeines künſtleriſchen Schaffens tritt er jedoch auch als Porträtmaler auf. Die vortrefflichen Bildniſſe des Bürgermeiſters von Baſel, des geſtrengen Herrn Jakob Meyer zum Haſen und ſeiner Ehefrau, wieſen ſchon damals auf die hohe Begabung hin, die Holbein ſpäter zum erſten und geſuchteſten Porträtmaler der Welt machte, während die erhaltenen Studien und Skizzen zu zahlreichen gleichzeitig ausgeführten Wandmalereien eine Phantaſiefülle, eine Lebhaftigkeit und

Natürlichkeit der Darstellung zeigen, die erstaunlich erscheint. Skizzen zu Glasmalereien, zahlreiche Altarflügel und Orgelthüren mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte beweisen ferner die Vielseitigkeit und vor Allem die emsige Thätigkeit des kaum vierundzwanzigjährigen Künstlers. Und es mochte Noth thun, daß er Stift und Palette fleißig handhabte, denn die Bezahlung für die einzelnen seiner Werke war nicht bedeutend und er hatte sich schon frühzeitig einen eigenen Hausstand gegründet. Frau Elsbeth — wir kennen ihren Vatersnamen nicht mehr — scheint eine junge Wittwe gewesen zu sein, als Holbein sie um das Jahr 1520 heimführte. Es ist eine heute allgemein gewordene Annahme, daß sie ihm für sein erstes, wenig Jahre später entstandenes Madonnenbild, gewöhnlich die Madonna von Solothurn genannt, weil sie sich im Besitz eines dortigen Privatmannes befindet, als Modell der heiligen Jungfrau gedient habe, während er für den Christusknaben ebenfalls sein eigenes Kind zum Vorbild nahm.

Großartige Kompositionen zu Holzschnitten für das alte und neue Testament bildeten gleichsam die Vorarbeiten zu einem der berühmtesten Holbein'schen Werke, zu seinem Todtentanz. In diesen Bildern vom Tode, deren Anzahl nach und nach auf achtundfünfzig Blatt stieg, behandelt Holbein den im Mittelalter beliebten Vorwurf von der Allgewalt des Todes und der Nichtigkeit alles Irdischen in ganz neuem Geist, zeigt mit furchtbarer Ironie, wie der Tod unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, ohne Achtung vor Stand, Rang, Reichthum, mitten in's Leben hineingreift, sein Opfer fortreißt, und findet in dieser Form Gelegenheit zu schneiden-

der Satire auf kirchlichem, ſozialem und politiſchem Gebiet. Alle Vorgänger, welche den gleichen Stoff behandelt hatten, mußten ſofort nach dem Erſcheinen des Holbein'ſchen Werkes die Segel ſtreichen. Ein Dichter jener Tage ruft aus:

„Wie Meiſter Hans den Tod darſtellt, da malt er ihn
So kunſtvoll, daß der Tod lebt und der Maler ſelbſt
Unſterblichen gleich ſteht."

Der Tod ergreift in den Holbein'ſchen Blättern alle Menſchen in ſo recht eigentlich charakteriſtiſchem Moment: den Vornehmen an der reich beſetzten, ſchwelgeriſchen Tafel, den Reichen, als er ſich mitleidslos von einem armen Bettelweibe abwendet! Hier klettert der Senſenmann hinterrücks auf den Seſſel eines ungerechten Richters, der ſich ſoeben beſtechen läßt, dort ſteht er hinter der jugendlichen Nonne, die am Altar kniet und doch zugleich dem Lautenſpiel eines Liebhabers lauſcht, hier faßt er den Arzt inmitten ſeiner Thätigkeit, den Wucherer vor ſeinem Goldhaufen, dort tritt er ſelbſt, den Küraß über den hageren Knochen, dem gewappneten Ritter mit Schwert und Lanze entgegen. Erbarmungslos raubt er dem armen Weibe, während es in der einſamen Behauſung ein kümmerliches Süpplein kocht, das Kind, oder tanzt als Trommelſchläger dem Liebespaar voraus, das ſich ſoeben ſchwört: „Nur der Tod ſoll uns trennen!" Spieler und Säufer, Schauſpieler und Räuber, die Hohen und die Niederen dieſer Welt — ſie Alle, Alle müſſen dem Unerbittlichen folgen.

Faſt zu gleicher Zeit mit der Mehrzahl der Todtenbilder entſtand aber auch jenes große Gemälde, mit dem wir am meiſten die Unſterblichkeit Holbein's zu verknüpfen

Digitized by Google

gewohnt sind: die berühmte Madonna. Das Bild hat wunderbare Schicksale gehabt. Lange Zeit galt nämlich eines der Hauptstücke der Dresdener Gallerie — neben der unvergleichlichen sixtinischen Madonna Rafael's wohl ihre höchste Perle — als das Holbein'sche Original und ein in Darmstadt befindliches gleiches Bild als eine Kopie desselben. Erst in den letzten Jahrzehnten änderte sich bei genauerer Untersuchung die Ansicht der Kunstverständigen, es wurde schließlich 1869 eine Ausstellung beider Bilder neben einander ermöglicht und nun trat klar zu Tage, daß gerade das bisher wenig bekannte Darmstädter Bild das unzweifelhafte Original, das Dresdener Gemälde dagegen nur eine allerdings vortreffliche, aber nicht einmal von Holbein selbst herrührende Kopie sei.

Ganz abgesehen von dem entzückenden Kolorit und der Schönheit der Zeichnung hat der Meister mit diesem Madonnenbilde in bewundernswerther Weise einem tief innerlichen, echt deutschen Gefühl Ausdruck zu geben gewußt, und hierin beruht wesentlich der Zauber seines Werkes. Er hat die Madonna nicht über Wolken thronend, nicht in himmlischen Fernen dargestellt, sondern sie dem menschlichen Empfinden näher gerückt, indem er sie mitten unter die Glieder der heiligen Familie stellte und ihre Eigenschaft als liebende Mutter hervorhob. In tiefer Andacht knien jene vor ihr, aber das Gefühl ihrer gottbegnadigten Mission trennt sie nicht, sondern verbindet Alle in gemeinschaftlicher, beglückender Erhebung!

Das Jahr 1526 brachte eine entscheidende Wendung für das weitere Leben unseres Meisters. In Basel brachen

Krankheiten und Hungersnoth aus, die Geſchäfte ruhten, und mit dem allgemein mangelnden Erwerb begannen auch die Einkünfte des Künſtlers ſich zu verringern. Noth und Sorge zog in ſein Haus ein. So kam ihm der Vorſchlag ſeines Freundes Erasmus, dem er in Antwerpen einen längeren Beſuch abgeſtattet, nach England zu gehen, ſehr gelegen. Erasmus hatte ſelbſt in London, am Hofe Heinrich's VIII., gelebt und ſtand mit dem gelehrten Staatskanzler des Königs, Thomas Mörus, in fortwährendem Briefwechſel. Dieſem empfahl Erasmus den Baſeler Maler auf das Wärmſte, indem er zugleich als Probe von deſſen Leiſtungsfähigkeit zwei Porträts ſandte, zu welchen er Holbein kurz vorher geſeſſen hatte.

Wie gewaltig anregend mußte die Reiſe, mußte der Eindruck der Rieſenſtadt London ſelbſt auf den jungen Künſtler wirken, der aus den doch immerhin beſchränkten Kreiſen einer deutſchen Mittelſtadt kommend, hier zuerſt Einblick in das großartige Getriebe des Handels, in das prunkvolle Hofleben und die ewig wechſelnden Bilder einer mächtigen Reichsmetropole erhielt.

Die Deutſchen waren zu jener Zeit in London ſehr beliebt; in den Händen der Vertreter der Hanſa, welche hier eine eigene große Niederlaſſung, den mit bedeutenden Privilegien ausgeſtatteten Stahlhof beſaß, ruhte vielleicht der größte Theil des Handels, erſt ſpäter verdrängte ſie das nationale Selbſtgefühl und der erwachende eigene Handelstrieb der Engländer aus dieſer hervorragenden Stellung.

Auch die Deutſchen ſelbſt fühlten ſich heimiſch und wohl am Themſeſtrand. Holbein fand alſo an den zahlreich in

London lebenden deutschen Kaufherren, deren sein Genie eine ganze Anzahl in herrlichen Porträts verewigt hat, einen guten Anhalt, und es war ihm auch andererseits für seine künstlerische Thätigkeit der Boden gut vorgearbeitet. Eine rege Liebe zu den Wissenschaften und Künsten lebte in der reich begüterten englischen Aristokratie. Schon vor ihm hatten bei dem Mangel einheimischer Künstler italienische und niederländische Maler hier ein gewinnbringendes Feld für ihre Thätigkeit gefunden, und da der König selbst ein eifriger und verständnißreicher Bauherr und Sammler war, so fehlte es eigentlich nie an lohnenden Aufträgen. Schon 1527 ließ sich Sir Thomas Morus, in dessen Hause Holbein gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, selbst von ihm zeichnen, bald folgte der Erzbischof von Canterbury nach, und der Erfolg dieser ersten gelungenen Arbeiten war, daß sich schnell eine ganze Reihe geistlicher und weltlicher Würdenträger durch den Stift des großen Künstlers verewigt sehen wollte. Im Schloß Windsor befindet sich noch heute eine Sammlung von nicht weniger als siebenundachtzig Köpfen von Holbein's Hand, und es ist bezeichnend, daß der Name „Holbein" mit fast allen englischen Porträts aus jener Zeit in Verbindung gesetzt wurde. Es ist geradezu unmöglich, daß der Meister auch nur den dritten Theil aller Bilder gemalt hat, die nach ihm — getauft wurden; ja als 1866 auf einer Londoner Ausstellung dreiundsechzig Porträts unter seinem Namen glänzten, stellte es sich bei näherer Prüfung heraus, daß sich nur neun echte Holbeins unter ihnen befanden. Leider sind anderer-

ſeits gerade einige ſeiner bedeutendſten Originale verloren gegangen.

Der Ertrag ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit war ſo bedeutend, daß der Meiſter bereits nach zwei Jahren nach Baſel zurückkehren konnte, um ſeiner zurückgelaſſenen Familie eine ſorgenfreie Exiſtenz in der Heimathsſtadt, von der ſich Frau Elsbeth nicht zu trennen vermochte, zu ſichern. Er kaufte für ſie zwei Häuſer und richtete ſie wohnlich ein; entſchieden hatte er die Abſicht, ſelbſt in Baſel zu bleiben, und es ſcheint ihm anfänglich auch nicht an genügenden Aufträgen gefehlt zu haben, wenigſtens beauftragte ihn der Rath ſelbſt mit der Vollendung eines ſchon früher begonnenen Cyklus von Wandgemälden im Rathhausſaal, von denen uns freilich nur die Skizzen erhalten geblieben ſind.

Aber dauernd konnten ihm, nachdem er einmal das freiere, großartigere, ſeinem Genie mehr Anregung gewährende Leben Londons kennen gelernt hatte, die kleineren Verhältniſſe der Heimath doch nicht genügen. Schon zu Anfang des Jahres 1532 finden wir ihn wieder in England, und vergebens bemühte ſich die Stadt Baſel, ihren bereits weltberühmten Bürger dauernd zu ſich zurück zu ziehen. Es iſt noch ein intereſſanter Brief vom 2. September deſſelben Jahres vorhanden, in dem Rath und Bürgermeiſter ihm ſchrieben:

„Meiſter Hanſen Holbein dem Maler, jetzt in England. Wir, Jakob Meiger, Bürgermeiſter, und Rath der Stadt Baſel, entbieten unſerm lieben Bürger Hanſen Holbein unſeren Gruß und thun Dir hiermit zu wiſſen, daß es

uns gefallen würde, wenn Du Dich sobald wie möglich wieder heim verfügtest. Alsdann wollen wir, damit Du desto besser zu Hause bleiben und Weib und Kind ernähren mögest, Dich des Jahres mit dreyßig Stück Geldes (30 Gulden), bis wir im Stande sind, besser für Dich zu sorgen, freundlich bedenken und versehen. Davon haben wir Dich in Kenntniß setzen wollen, damit Du Dich darnach zu halten wissest."

Sicher ist es dem großen Meister schwer genug gewesen, den ehrenvollen Ruf seiner Heimathsstadt ausschlagen zu müssen, aber sein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein. Im großen London blühte ihm reicher Erwerb, blühte ihm Ruhm und Ehre, was vermochten ihm dagegen die engen Mauern der ehrsamen Reichsstadt zu bieten? Er besuchte zwar Deutschland, kehrte aber bald wieder nach Englands Metropole zurück.

Es würde zu weit führen, die reiche und vielseitige Thätigkeit, welche er hier im Lauf der nächsten Jahre entfaltete und die das Porträtfach und den Holzschnitt, Entwürfe zu Festdekorationen und große allegorische Gemälde in gleich ausgedehntem Maße umfaßte, eingehend zu schildern, wir können mit der Erzählung der Lebensschicksale unseres Meisters erst bei dem Jahre 1536 wieder einsetzen, das ihn in den unmittelbaren Dienst des Königs führte. Als „Servant to the King's Majesty", wie sein offizieller Titel lautete — als Diener Seiner Majestät des Königs — widmete er sich naturgemäß vorzüglich dem Porträtfach. Ein berühmtes Wandgemälde, den Herrscher mit seinen Eltern darstellend, ist leider verloren gegangen, aber zahl-

reiche andere Porträts aus dieſer Periode, vor Allem ein herrliches Porträt der ebenſo ſchönen wie edlen Königin Jane Seymour beweiſen die ſich ſtetig vervollkommnende Technik Holbein's. Als Jane Seymour dann im Jahre 1537 zum Kummer des ganzen Landes ſtarb, mußte er auf Reiſen gehen, um nach damaligem Brauch die ſchöne Herzogin Chriſtine von Mailand, welche der König zu ehelichen gedachte, zu konterfeien. Der „Meiſter Hanſen erwies ſich", meldete der mit den Verhandlungen beauftragte Geſandte bei Ueberſendung des Porträts, „wenn er auch nur drei Stunden Zeit hatte, als Meiſter in ſeiner Kunſt," aber politiſche Verhältniſſe machten die Heirath unmöglich, und ſchon ein Jahr ſpäter finden wir Holbein im gleichen Auftrag am Hofe zu Cleve beſchäftigt, um die Herzogin Anna zu malen. In der That wurde dieſe ſpäter Königin von England und man hat, als ſie Heinrich VIII. perſönlich nicht gefiel, Holbein den ernſten Vorwurf gemacht, er habe ihr auf ſeinem Bildniß allzu ſehr geſchmeichelt.

Der Künſtler blieb anſcheinend trotz alledem in hoher Gunſt bei dem König und dieſer kargte nicht mit ſeinen Gnadenbeweiſen. Freilich möchte man das Gehalt von 800 Mark, welches Holbein bezog, für heutige Verhältniſſe gering finden; wenn man aber bedenkt, daß das Geld damals in England einen mindeſtens zehnfach höheren Werth als heute beſaß, ſo kann man es kaum noch als unköniglich bezeichnen, zumal der Meiſter nach wie vor Zeit zur Erledigung zahlreicher Privataufträge fand. Er lebte in der That, wenn auch vielleicht nicht in glänzenden, ſo doch in ſehr guten Verhältniſſen und hinterließ, als ihn die im

Jahre 1543 in London wüthende Peſt plötzlich im blühenden Mannesalter dahinraffte, ſeiner Wittwe und ſeinen vier Kindern ein gutes Auskommen. Aber wunderbar genug, trotz ſeiner hervorragenden Stellung iſt heute nicht einmal ſeine Grabſtätte bekannt, ſchon ein Jahrhundert nach ſeinem Tode verſuchte man vergebens, ſie aufzufinden, Niemand weiß, wo er zur letzten Ruhe beſtattet worden iſt, ja trotz aller Bemühungen iſt es ſogar nicht einmal gelungen, das genaue Datum ſeines Todestages feſtzuſtellen.

Aber wo auch ſeine irdiſchen Reſte ruhen mögen, ſein Genius lebt unſterblich in ſeinen Werken fort — neben dem Namen Albrecht Dürer's bleibt der unſeres Meiſters Hans Holbein der erſte in jener Epoche des Wiedererwachens der deutſchen Kunſt.

Jung und Alt.

Ein Streifzug in das Gebiet der Statistik.

Von

B. v. Wolfshofer.

(Nachdruck verboten.)

Die Statistik ist, trotz ihrer trockenen Zahlen, eine äußerst interessante Wissenschaft, denn da jedes Verhältniß des menschlichen Gemeinlebens sich in einem ziffermäßigen Ausdruck zusammenfassen läßt, also auch der statistischen Betrachtung unterworfen werden kann, so liefert letztere uns eine Fülle von Thatsachen, die an sich zu wissen schon interessant genug, die aber erst ihren vollen Werth dadurch gewinnen, daß die Zusammenstellung und genaue Berechnung solcher Thatsachen uns zeigt, wie alle menschlichen Geschehnisse und Verhältnisse auf einer ihnen innewohnenden Nothwendigkeit beruhen, und es nirgends eine freie Willkür und einen Zufall gibt — weder in der Natur noch im Menschenleben.

Auf die philosophischen Folgerungen dieses Resultates näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, aber wir wollen unsere Leser mit einigen praktischen Ergebnissen der Statistik bekannt machen, die speziell auf Alter und Lebensdauer der Menschen und Thiere Bezug haben, und daher allen

unseren Lesern sicherlich eine anregende Unterhaltung gewähren werden.

Schätzungen, welche unsere Statistiker vornahmen, haben ergeben, daß die Erde von etwa 1485 Millionen Menschen bewohnt wird. Die Anzahl der Geburten beträgt jährlich rund 39 Millionen. Diesen stehen in demselben Zeitraum 28 Millionen Sterbefälle entgegen. Vertheilt man jene 39 Millionen Geburten auf die 31½ Millionen Sekunden des Jahres, so entfällt auf jede Sekunde etwas mehr als eine Geburt. Mit anderen Worten: jeder Athemzug eines Menschen bedeutet die Geburt und den Tod eines Weltbürgers. Zwischen diesen beiden Marksteinen des Daseins, der Geburt und dem Tode, ist nun der Durchschnittsmensch zu suchen. Von 100 lebenden Personen stehen im Durchschnitt 43 im Alter bis zu 20 Jahren, 49 zwischen dem 20. und 60., 5 zwischen dem 60. und 70., während nur 3 ein Alter über 70 Jahre erreichen. Das Alter des Durchschnittsmenschen stellt sich demnach für Männer auf 36 Jahre 3 Monate, für Frauen dagegen auf 40 Jahre. Die Letzteren sind also in Bezug auf die Lebensdauer vom Geschick günstiger bedacht worden, insofern man nämlich Optimist genug ist, um ein langes Verweilen auf der Erde überhaupt für ein Glück anzusehen.

Außergewöhnliche Frühreife des Geistes wirkt im Allgemeinen ungünstig auf die Lebensdauer ein. Bedeutende Geister, die zugleich sehr früh reiften, haben selten ein hohes Alter erreicht. Mozart (1756 bis 1791) unternahm schon im 7. Lebensjahr seine erste Kunstreise, wurde im 12. Konzertmeister und starb im 35. Jahre. Mendelssohn starb

Digitized by Google

38 Jahre alt (1809 bis 1847); seine Reisebriefe legen Zeugniß ab von der ungemein frühen Reife seines Geistes. Rafael (1483 bis 1520) starb 37 Jahre alt; schon im 18. Lebensjahre vollendete er unter seines Meisters Perugino Leitung einige seiner bedeutendsten Bilder. Schiller, der schon in seinem 18. Jahre „die Räuber" schrieb, starb 46 Jahre alt (1759 bis 1805). Im Allgemeinen ist es somit kein Unglück, wenn sich die geistige Reife etwas später einstellt. Man soll vor Allem nicht aus den etwaigen Mißerfolgen, von denen oft Kinder in den ersten Jahren ihres Schulbesuches begleitet werden, einen voreiligen Schluß auf ihre Begabung ziehen. Der berühmte englische Naturforscher Isaak Newton (1643 bis 1727) galt in der Schule für träge und mangelhaft begabt. Das hinderte nicht, daß er später ein berühmter Mann wurde. Aehnliches wird uns aus dem Leben des großen schwedischen Botanikers Karl Linné (1707 bis 1778) gemeldet. Die Freude desselben am Einsammeln von Pflanzen galt lange Zeit als ein Zeichen von Faulheit, welche auf jede Weise bekämpft wurde. Olivier Goldsmith, der bekannte Verfasser des „Landpredigers von Wakefield", nannte sich selbst eine Pflanze, die spät erblühte.

Ueber den Einfluß der geistigen Arbeit auf die Lebensdauer der verschiedenen Berufsklassen hat der Engländer Madden vor einigen Jahren in seiner „Schriftsteller-Physiologie" einige sehr interessante Daten veröffentlicht. Die Krone der Langlebigkeit theilt er den Astronomen zu, die schnellste Abnutzung des Daseins den Lyrikern. Die Letzteren erreichen ein Durchschnittsalter von nur 57 Jahren.

Digitized by Google

Auch die Epik gönnt ihren Jüngern kein graues Haar. Ebenso rafft der Sensenmann gern die Romanschriftsteller und Kritiker hin; älter als durchschnittlich 62½ Jahre darf keiner derselben werden. Dramatiker erreichen etwa das gleiche Durchschnittsalter, während Komponisten zwei Jahre länger leben. Dann kommen Philologen mit 66, Theologen mit 67 Jahren. Juristen, anerkannt ruhig lebende Menschen ohne Nerven, werden 69 Jahre alt. Maler und Bildhauer erreichen das Alter von 70 Jahren, während Philosophen und Naturforscher dieselben noch um einige Zeit übertreffen. Wer also seine Kinder lieb hat, lasse sie eine dieser letzteren Beschäftigungen erwählen; vor Allem aber hüte er sie vor dem Dichten und Schriftstellern.

Nicht minder interessant sind die Ergebnisse, welche man bei der Betrachtung der übrigen Berufsklassen findet. Ein recht hohes Alter erreichen die evangelischen Geistlichen; die katholischen schließen sich denselben ohne erheblichen Unterschied an. Merkwürdig bleibt die Erfahrung, daß 26 Prozent der Bierbrauer und 23 Prozent der Bäcker an der Auszehrung zu Grunde gehen. Sie gehören demnach im Grunde bereits zu den Gewerben, deren Ausübung mit einer konsequenten Gefahr für das Leben verknüpft ist. Auch die Aerzte sind derselben ausgesetzt. Die Statistik beweist, daß drei Viertheile derselben nicht über das 50. Lebensjahr hinauskommen.

Ein sehr niedriges Durchschnittsalter haben Fleischer, und vor Allem Kneipwirthe und Restaurateure. Obenan unter allen gefährlichen Beschäftigungen aber steht die Schleifarbeit in den Fabriken von Sheffield. Sie wird

Digitized by Google

eingetheilt in eine naſſe und trockene, von welchen die letztere die am meiſten gefürchtete iſt. Ein Dutzend Raſiermeſſer wiegen, wenn ſie vom Meſſerſchmied kommen, zwei Pfund vier Unzen, verlieren aber durch das Trockenſchleifen fünf Unzen, während gleichzeitig der ſiebenzöllige Schleifſtein einen Zoll von ſeinem Durchmeſſer einbüßt. Jene fünf Unzen Stahl vermiſchen ſich mit dem Abfall des Schleiffſteins zu einem überaus feinen Staub, welchen der Arbeiter wohl oder übel einathmen muß. Das Durchſchnittsalter eines ſolchen Trockenſchleifers kommt auf höchſtens 29 Jahre. So nur leuchtet es ein, wenn einſt einer derſelben zu ſeinem Arzte ſagen konnte: „Ich komme mir vor wie ein ſteinalter Mann; denn Sie wiſſen, Doktor, daß ich den nächſten Monat 33 Jahre werde, und mithin nicht mehr lange zu leben habe.“

Auch das Augenlicht leidet unter dieſem mörderiſchen Gewerbe. Man trägt daher Brillen aus Fenſterglas, um die Funken aufzufangen, welche nichts ſind, als kleine Stahlatome im höchſten Grad der Gluthhitze. Wie nothwendig dies iſt, ergibt ſich daraus, daß nach einiger Zeit die Brille mit ſolchem Stahlſtaub vollſtändig überſäet iſt. Dafür dringt er ungehindert in die Lunge, um daſelbſt ſeine verheerende Wirkung anzurichten. Man nennt die Krankheit, an welcher dieſe Leute ſterben, die Schleiferfäule. Bei der Sektion ſieht die Lunge ſo ſchwarz aus, als ſei ſie in Tinte getaucht worden. Dieſes Trockenſchleifen wird zumeiſt angewendet, um den Scheeren und Raſiermeſſern ihren runden Rücken zu geben. Würde die Mode dies nicht verlangen, ſo wäre auch dieſem mörderiſchen

Gewerbe der Boden entzogen. Als man übrigens eine Vorrichtung erfand, welche die Gefahr bei dieſer Arbeit verringerte, widerſetzten ſich die Arbeiter ſelbſt einer ſolchen Neuerung, weil ſie eine Herabſetzung des Lohnes fürchteten. Soweit die Statiſtik bisher Umſchau halten konnte, iſt dieſe Beſchäftigung die bei weitem gefährlichſte. Den entſchiedenen Gegenſatz zu derſelben bietet die Gärtnerei, bei welcher man durchſchnittlich ein ſehr hohes Alter erreicht.

Einen nicht minder wichtigen Geſichtspunkt für die Beurtheilung des Alters bilden die Vermögensverhältniſſe. Ihre Grenzen ſind Reichthum und Armuth. Genüſſe und Entbehrungen, Lebensfreudigkeit und Todesſehnſucht wechſeln in einem bunten Reigen zwiſchen dieſen beiden Stationen. Der Säugling, welchen die Bettlerin nach ſchwerer Stunde auf das Strohlager bettet, wird durch alle Phaſen ſeines Daſeins vom Tode wie von ſeinem Schatten begleitet, während wohlhabende Eltern ihrem Sprößling mit einem anſehnlichem Vermögen zumeiſt noch ein Geſchenk von einer hübſchen Reihe von Jahren in das Leben mitgeben. Die Statiſtik lehrt, daß von 1000 Armen, welche zu gleicher Zeit geboren werden, nach 30 Jahren kaum 500, nach 80 Jahren nur noch 7 am Leben ſind, während die wohlhabende Klaſſe alsdann noch 57 Repräſentanten dieſes Alters aufweiſen kann. Beobachtungen, welche in den Bettlerherbergen der Großſtädte angeſtellt worden, zeigen ſchon bei 5 Perſonen einen Todesfall — eine Sterblichkeit, wie ſie gleich erſchrecklich ſonſt nicht bei den furchtbarſten Epidemien auftritt.

Am längsten dürften nach dieser Wahrnehmung die auf dem Throne Weilenden leben, wofern nicht die Sorgen, welche dieselben umschwirren, so oft die Gaben des Reichthums wett machten. Thatsächlich aber erreichen die meisten Herrscher der civilisirten Staaten ein recht hohes Alter. Das beweisen auch diejenigen, welche augenblicklich als die bejahrtesten der gekrönten Häupter die Geschicke ihres Volkes leiten. Allen voran steht bekanntlich in dieser Hinsicht der greise Kaiser Wilhelm. Geboren den 22. März 1797, zählt er augenblicklich volle 89 Jahre. Es folgen dann: Papst Leo XIII. mit 76 Jahren, der König von Holland mit 69 Jahren, der König von Dänemark mit 68 Jahren, die Königin von England mit 67 Jahren, der König von Württemberg mit 63 Jahren, der König von Sachsen mit 58 Jahren, der König von Schweden mit 57 Jahren, der Kaiser von Oesterreich mit 56 Jahren und der König von Belgien mit 51 Jahren. Die übrigen Potentaten sind jünger, haben das menschliche Durchschnittsalter zum Theil noch nicht überschritten und fallen daher nicht unter den hier angenommenen Gesichtspunkt.

Einen wesentlichen Einfluß auf das Lebensalter übt übrigens die Ehe aus. Von unserer „besseren Hälfte" hängt es zumeist ab, ob wir das fernere Dasein behaglich dahin spinnen oder vergrämt und in Sorgen weiter leben. Die Statistik erzählt, daß, wenn man als früheste Grenze der Eheschließung das 18. Lebensjahr annimmt, von 100 Erwachsenen im Durchschnitt 66 verheirathet sind oder waren. Auf das weibliche Geschlecht übertragen, ergeben sich folgende Resultate. Im Alter von 15 bis 20 Jahren

iſt die Zahl derjenigen, welchen die Wahrſcheinlichkeit blüht, daß ſie geheirathet werden, 14½ Prozent; von 20 bis 25 Jahren 52 Prozent; von 25 bis 30 Jahren 18 Prozent. Iſt jedoch dieſes Alter einmal überſchritten, ſo verlieren die Damen 84 Prozent ihrer Chancen, haben jedoch mit 35 Jahren immer noch 6½ Prozent. Zwiſchen 35 und 40 Jahren haben ſie wenigſtens noch 3¾ Prozent, welche jedoch in den folgenden vier Perioden von 5 zu 5 Jahren nunmehr zu 2, ½, ⅓ und ¼ Prozent zuſammenſchrumpfen.

Das ſchöne Geſchlecht wird der Statiſtik nun gewiß nicht gram ſein, wenn ſie den Beweis erbringt, daß die Sterblichkeit verheiratheter Männer auffallend geringer iſt, als diejenige unverheiratheter. So ſtarben von 1000 Verheiratheten zwiſchen 20 und 25 Jahren 6,26 Prozent; dagegen von 1000 Ledigen derſelben Altersklaſſe 15,01 Prozent, alſo mehr als noch einmal ſo viel. Im Alter von 25 bis 30 Jahren war das Verhältniß der Verheiratheten zu den Ledigen wie 8,28 Prozent zu 14,94 Prozent; zwiſchen 35 und 40 Jahren wie 8,65 Prozent zu 15,94 Prozent. Hieraus ergibt ſich der Schluß, daß der Eheſtand der menſchlichen Natur abſolut zuträglich iſt, und daraus geht für die etwaigen Junggeſellen unter unſeren Leſern die entſchiedene Mahnung hervor, ſich bei Zeiten einen Haushalt zu gründen. Um in demſelben ſein Glück zu finden, muß man jedoch nach dem Volksglauben auf allerhand Anzeichen achten. Alle Völker und alle Zeiten wußten davon zu erzählen. In Italien iſt man den Maihochzeiten abhold. In England vermählt man ſich niemals am 28. Dezember. Man nannte ihn den „Unſchuldstag", weil

an dieſem Datum Herodes einſtmals zu Bethlehem alle Kinder tödten ließ. In den katholiſchen Gegenden Deutſchlands gilt es für ungünſtig, im Advent oder zur Faſtenzeit eine Ehe zu ſchließen.

Natürlich weist die Eheſtatiſtik auch allerlei Kurioſa auf. Der abſonderlichſte Roman ſcheint ſich jedoch nach dem Bericht eines amerikaniſchen Journals kürzlich in dem Städtchen St. Roche abgeſpielt zu haben. Dort ließ ſich nämlich am 2. Februar 1885 eine 74jährige Greiſin mit ihrem 19jährigen Kutſcher trauen. Das ſchöne Geſchlecht will ſich eben niemals an den Glauben gewöhnen, daß es auch altern könne. Eine hübſche Anekdote beweist das wie folgt. In einer größeren Damengeſellſchaft war man eben bei der dritten Taſſe Kaffee angelangt, als die verhängnißvolle Frage erörtert wurde, wann die Frau eigentlich zu altern beginne. Da kein Mann zugegen war, konnte man das ſchon verſuchen. Natürlich traten die verſchiedenſten Anſichten zu Tage. Eine junge ſchöne Frau meinte, ſobald das Weib keine Liebe mehr erwecken könne; eine Andere behauptete, mit dem erſten grauen Haar; die Dritte, bei der Konfirmation des erſten Kindes. Großmama, eine prächtige, ſilberlockige Greiſin, zu deren ſechzigſter Geburtstagsfeier die Geſellſchaft ſtattfand, wurde endlich als Richterin berufen.

„Großmama," ſagt das erblühende Enkelkind, welches eben Braut geworden, „wann fangen die Frauen an zu altern?" Die Großmutter ſinnt einen Augenblick nach, dann meint ſie verwirrt: „Wie kann ich das wiſſen! Danach müßt Ihr eine alte Frau fragen!"

Das ſtarke Geſchlecht zeigt im Allgemeinen keine Bedenken, das Ueberſchreiten der Grenze zwiſchen Jung und Alt einzugeſtehen oder ſogar zu bekennen, eine wie große Spanne Zeit man überhaupt ſchon zurück gelegt. Wenn das nicht geſchieht, ſo tragen gewiß ganz abſonderliche Verhältniſſe die Schuld. Eine Anekdote, welche hier ihren Platz finden mag, beweist das. Napoleon Bonaparte nahm auf ſeinem italieniſchen Feldzuge ein ungariſches Bataillon gefangen. Der Oberſt Neméthy, ein alter Mann, beklagte ſich dabei bitterlich über die Art und Weiſe, wie die Franzoſen kämpften. Er habe noch in dem Heere Maria Thereſia's gefochten, und müſſe geſtehen, daß jenes Syſtem viel humaner geweſen und der perſönlichen Tapferkeit einen größeren Spielraum geſtattet habe.

„Wie alt ſind Sie eigentlich?“ unterbrach ihn Napoleon.

„So gegen ſiebenzig Jahre!“

„Das wiſſen Sie nicht genau? Ich dächte, Sie lebten lange genug, um gelernt zu haben, daß man ſeine Jahre abzuzählen pflegt!“

„General,“ verſetzte der alte ungariſche Haudegen, „ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber die Jahre, wozu ſoll ich die zählen, von denen ſtiehlt mir kein Menſch auch nur ein einziges!“

Selbſtverſtändlich gilt die Scheide zwiſchen Jung und Alt nicht nur für die Menſchen, ſondern überhaupt für Alles, was Leben beſitzt. So läßt ſich infolge eingehender Beobachtungen heutzutage bei faſt allen Weſen der Thierwelt ſchon das Durchſchnittsalter angeben. Das Pferd

wird etwa 40 Jahre; ebenſo alt Katze und Kröte. Der Krebs erreicht 20 Jahre; ſein Partner iſt das Schwein. Der Elephant, der Rieſe unter den Landthieren, hat mit ſeinem Alter von 200 Jahren nichts voraus gegen Hecht und Karpfen. Eine merkwürdig lange Lebensdauer verſtattet die Natur den Vögeln. Im Jahre 1824 ſtarb in Schönbrunn bei Wien ein weißköpfiger Geier, welcher 1706 gefangen worden war. Er hatte alſo mehr als 118 Jahre und noch dazu in unfreiem Zuſtande gelebt. Schwänen ſchreibt man 300 Jahre an Lebenszeit zu, welches Alter mag jedoch erſt Humboldt's Aturen-Papagei erreicht haben, von dem die Indianer dem großen deutſchen Forſcher erzählten, man verſtehe ihn nicht, weil er die Sprache eines längſt untergegangenen Stammes ſpreche? Daneben gibt es wiederum Weſen, deren Lebensdauer eine verhältnißmäßig äußerſt geringe iſt. Das Schaf wird 15 Jahre, der Haſe 10, Eichhörnchen und Maus gar nur 6 Jahre. Dieſes Maß ſchrumpft bei anderen Weſen noch mehr zuſammen. So geht es fort bis zu den Eintagsfliegen. Sie ſchlüpfen gegen Abend aus der Puppenhülle. Sobald ihre Flügel erhärtet ſind, erheben ſie ſich in die Luft. Nun beginnt in buntem Treiben der Paarungsprozeß, welcher bis zur Dämmerung fortdauert. Dann laſſen ſie ſich auf das Waſſer herab, ſämmtliche Eier werden mit einem Male ausgeſtoßen, und das Daſein iſt zu Ende.

Nun gibt es aber auch Lebeweſen, welche ſich durch Theilung fortpflanzen. Sobald dieſelben — Protozoen nennt ſie der Gelehrte — ein beſtimmtes Wachsthum erreicht haben, theilen ſie ſich in zwei oder mehrere gleichartige

Stücke, und dieſe führen darauf ein ſelbſtſtändiges, getrenntes Daſein weiter, bis ſich an ihnen daſſelbe Geſchick vollzieht. Sie bilden die einzige Ausnahme von der mächtigſten Naturregel. Sie ſind gewiſſermaßen unſterblich; Geburt und Tod exiſtirt für ſie nicht, und ſie können daher auch kein Objekt für die Statiſtik abgeben, weshalb wir unſere Skizze mit ihnen beſchließen.

Unter hohen Breiten.

Bilder aus Island und Grönland.

Von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Das Königreich Dänemark führt in ſeinem Wappen einen gekrönten Stockfiſch und einen aufgerichteten ſilbernen Bären — es ſind dieſe ſonderbaren Wappenthiere die Inſignien für die Oberherrſchaft über die beiden nördlichſten Kolonien des Reiches: für Island und Grönland.

Weit zurück in das Mittelalter reicht die erſte Nachricht von der Beſiedelung der Inſel Island. Schon im 8. Jahrhundert wurde ſie von Irland aus entdeckt und beſucht, aber nicht beſiedelt. Im Jahre 861 wurde ſie von dem Schweden Gardar und dem Norweger Floki beſucht, nach Erſterem Gardarsholm und ſpäter erſt wegen des an ihren Küſten ſich aufhäufenden Treibeiſes Island, das iſt

Eisland, genannt. Bald nach der Entdeckung siedelte von Skandinavien aus eine Anzahl reicher, mit den heimathlichen Verhältnissen unzufriedener Norweger nach dem Eiland über und errichtete hier einen Freistaat, der sich überraschend schnell zu einer hohen Blüthe entwickelte. Erst um das Jahr 1000 zum Christenthum übergetreten, blieb Island, während ganz Europa von wilden Fehden zerfleischt wurde, in seiner nordischen Abgeschiedenheit eine Stätte des Friedens, die der freien Entfaltung der Wissenschaften sehr günstig war, und in der That entstand auf dieser Insel zu einer Zeit, wo noch auf dem europäischen Kontinent die ärgste mittelalterliche Barbarei herrschte, eine eigene Literatur. Isländische Archäologen sammelten die Sagen der nordischen Götterlehre, isländische Diplomaten führten die Verhandlungen der skandinavischen Höfe, und das erste historische Werk, welches überhaupt von einem Nordeuropäer verfaßt wurde, ist die berühmte Heimskringla des Isländers Snorri Sturluson, eine Geschichte norwegischer Könige, welche bis zum Jahre 1150 reicht.

Im Jahre 876 entdeckte der Isländer Gunbiörn ein Land im Westen, das er seiner grünen Küste halber Grönland (Grünland) nannte, und um das Jahr 1000 ankerten isländische und grönländische Seefahrer, Bjarne und Leif, zum ersten Male an dem Gestade des Festlandes von Nordamerika. Ob damals eine Kunde von dieser Entdeckung den europäischen Kontinent erreicht hat, vermag heute Niemand mehr festzustellen. Sicher ist nur, daß jene Reisen der Normannen nach dem „Vinland" für die Menschheit resultatlos geblieben sind.

Im Lauf der Jahrhunderte, unter dem Druck innerer Unruhen und schwerer Heimsuchungen, wie durch die Gewalt vernichtender Naturkräfte sank die Bevölkerung Islands von ihrer hohen geistigen Blüthe herab, und selbst die Zahl der Einwohner nahm, besonders während des 18. Jahrhunderts, fortwährend ab. In seinen ersten Decennien rafften zuerst die Blattern, dann eine schreckliche Hungersnoth über 30,000 Menschen hinweg, und im Jahre 1783 raubte ein verheerender Ausbruch des Vulkans Skaptar Jökul fast 10,000 Menschen das Leben und vernichtete den Wohlstand des größten Theils der Insel.

Nur sehr allmählig hat sich die Insel unter der sorgfältigen Pflege der dänischen Regierung erholt; nach der neuesten Zählung besitzt sie auf einem Areal von 102,417 Quadratkilometern etwa 72,000 Einwohner. Nur einzelne Striche der Küste und einige Flußthäler, etwa der zehnte Theil des ganzen Eilandes, scheinen bewohnbar. Die Wälder sind fast ganz verschwunden, der Ackerbau ist wenig lohnend, obwohl noch Kartoffeln, Kohl und Rüben, auch etwas Hafer gedeihen. Dagegen ist die Viehzucht wichtig und sie bildet neben dem Fischfang und der Eidergansjagd den Haupterwerb der Einwohnerschaft. Bekannt und werthvoll ist von der spärlichen, aber nicht unfreundlichen Vegetation das isländische Moos, neben Stockfisch, Eiderdunen und vor Allem Schafwolle fast der einzige Ausfuhrartikel von Bedeutung.

Im Winter ist die Hauptbeschäftigung der Männer die Besorgung des Viehs, das Wollezupfen, die Anfertigung von Seilen und Sätteln und der Bootbau. Im Sommer

kommt dann auf den häufig gänzlich vereinsamt liegenden Pachthöfen das Heumachen und Torfstechen an die Reihe, und die Herbstmonate bringen das Düngen der Wiesen, das Einpökeln des Schlachtviehs für den Winterbedarf mit sich. Fleischnahrung ist natürlich vorherrschend, da die Brodfrüchte nur auf dem Importwege in's Land gelangen. Die Isländer hängen mit zäher Liebe an ihrer nordischen Heimath, und die Bewohner der kleinen Hauptstadt Reikiavik (1200 Einwohner) tauschten nicht mit den stolzen Neapolitanern; selbst hochgebildete isländische Frauen, die längere Zeit in Kopenhagen gelebt haben, sehnten sich immer wieder nach dem Lavastrand und den kleinen hölzernen Häuschen von Reikiavik zurück und gaben nur ungern die heimathliche Tracht, das leicht auf einer Seite des Kopfes sitzende originelle Häubchen, das schwarze, mit Silberhaken geschlossene Mieder und den langen dunklen Rock mit dem Silbergürtel auf. Die Volksbildung ist trotz der Entlegenheit der einzelnen Höfe gut; eigenthümlich erscheint die weitverbreitete Kenntniß der lateinischen Sprache, die jeder Gebildete vollkommen beherrscht.

Es gibt weder Gefängnisse, noch auch Polizei und Soldaten, und die Lebensweise in den abgeschlossenen Thälern ist so patriarchalisch, daß ein hervorragender englischer Reisender, welcher Island während einiger Wochen durchstreifte, seine Bewohner nicht besser charakterisiren zu können meint, als indem er sagt, sie erinnerten an die der Altväter der frühesten Zeiten, von denen es heißt: „Sie waren gerade und rechtschaffen, das Böse meidend und ohne Arg im Herzen."

Ist das Land auch karg und arm, so ist es doch reich an wunderbaren Naturschönheiten — eine Vulkanwüste zwar voll von Lavafeldern und Gletschern, aber eine Wüste, die in der Großartigkeit ihrer Formationen unübertroffen dasteht und mit ihren pittoresken, abwechselungsvollen Gestaltungen dem staunenden Reisenden immer neue Wunder vorführt. Noch heute sind neben unzähligen erloschenen und vielen Schlammvulkanen sechs größere Kegel in Thätigkeit, unter denen der Hekla der bedeutendste ist, einzelne Gletscher bedecken Tausende von Quadratkilometern, wie z. B. der Vatna Jökull, welcher etwa den Flächenraum des Großherzogthums Hessen einnimmt. Unbeschreiblich großartig ist die Lava-Ebene von Thingvalla; lothrecht steigen auf beiden Seiten die Felswände aus der grünen, mit Birkengestrüpp bedeckten Thalsohle empor, überall liegen kolossale Fels- und Lavablöcke, wie von Gigantenhänden umher gestreut, wild durcheinander und umkränzen einen gewaltigen, unergründlich tiefen See, über dessen glänzenden Spiegel von weiter Ferne her ein Heer riesiger Bergkuppen, hier und dort vom Rauch der Vulkane umhüllt, herüber glänzt.

Aber noch überwältigender wirkt nach den übereinstimmenden Urtheilen aller Reisenden der Anblick der weltberühmten Geiser. Zwar der erste Anblick der Geiserregion ist wenig erfreulich. Eine weite, fast ebene Fläche, deren Boden wie von zahllosen Wunden und Geschwüren krankhaft durchzogen ist: kein Grashalm wächst auf der steinigen, von heißen Schlammlachen durchsetzten Erde, auf der blau-rother Thon mit zerbröckelten Stellen einer

ſchorfigen Kruſte abwechſelt. Ruhig liegt das Becken des großen Geiſers, ein 72 Fuß breites, etwa 4 Fuß tiefes Baſſin mit einer trichterartigen Oeffnung in der Mitte, das Ganze gefüllt mit ſiedendem Waſſer, auf dem fortwährend eine weiße Dampfwolke lagert. Stunden, ja Tage lang wartet der Reiſende vergebens auf einen Ausbruch und vertreibt ſich die Zeit damit, den benachbarten kleineren Strokrgeiſer durch Hineinwerfen einiger Raſenſtücke zur Eruption zu bringen, „ihm den Magen zu reizen“, wie die Isländer ſagen. Plötzlich erſchüttert ein gewaltiger Donner, wie von einer Batterie unterirdiſcher Geſchütze, die Luft und die Erde zittert. In mächtiger Bewegung wallt das Waſſer des großen Geiſers empor, in ſeiner Mitte erhebt ſich eine Waſſerſäule von 10 bis 20 Fuß Höhe — ſie berſtet und verſinkt und nun ſteigt eine glänzend flüſſige Säule oder vielmehr ein ganzes Säulenbündel, von weißen Wolken umhüllt, in die Luft und treibt in mehreren Sprüngen, einer immer höher als der andere, ſeine Silberkrone bis zu 200 Fuß hoch empor. Dann, nach 6 bis 8 Minuten, ſcheint die Fontäne ihre Steigkraft zu verlieren, ſprungweiſe fällt die rieſige Waſſerſäule — und verſchwindet in der Tiefe.

Dieſe gewaltige Naturerſcheinung allein, die in gleicher Großartigkeit weder bei den berühmten Geiſern Neuſeelands, noch denen des nordamerikaniſchen Yellowſtonegebietes beobachtet wird, lockt alljährlich zahlreiche Reiſende nach der entlegenen Inſel.

Während ſich Island mindeſtens an den Küſten eines verhältnißmäßig milden, vom oceaniſchen Einfluß und

durch den Golfſtrom gemäßigten Klima's erfreut, und Reikiavik z. B. eine mittlere Jahrestemperatur von 5 Grad Celſius hat, liegen für Grönland die Verhältniſſe bedeutend ungünſtiger, obſchon Kap Farewell, ſeine Südſpitze, mehr als ſieben Breitengrade ſüdlicher als Island liegt. Das Klima Grönlands iſt durchaus arktiſch und nur längs des weſtlichen ſchmalen Küſtenſaumes durch einen Ausläufer des Golfſtromes ſoweit gemildert, daß dauernde menſchliche Beſiedelung möglich war; neuerdings hat allerdings Nordenſkjöld auf ſeiner letzten Expedition feſtgeſtellt, daß auch die Oſtküſte theilweiſe von warmen Strömungen beſpült wird und vielleicht bewohnbar iſt. Eine anderweitige Hoffnung des großen Forſchers, nämlich im Innern ein eisfreies Land zu finden, hat ſich aber nicht beſtätigt; im Gegentheil fand er bei ſeinem Vordringen landeinwärts überall die gleiche todte Eiswüſte. Und wie die Gletſcher unſerer Alpen nicht ruhen, ſondern unaufhörlich langſam thalab wandern, ſo ſchiebt ſich auch dieſe gewaltige Eismaſſe fortdauernd dem Meere zu. Allmählig bewegen ſich, dem Geſetz der Schwere folgend, die Gletſcher des Binnenlandes von deſſen Hochplateau und den Hängen der faſt 4000 Meter hohen Gipfel herab, erreichen, landeinwärts immer auf's Neue anwachſend, in zahlreichen Thälern die Küſte und gleiten hier in die tief eingeſchnittenen Fjorde, um hier zu einzelnen Eisbergen abzubröckeln, die dann von den wechſelnden Strömungen der offenen See zugeführt werden. Es gilt heute als feſtſtehend, daß die Gletſcherſtröme ſogar die einzigen Urheber jener mächtigen Eisberge ſind, welche das gefährlichſte Hinderniß der polaren

Schifffahrt bilden; wenn man aber bedenkt, daß sie oft bei einem Umfang von mehreren tausend Metern über 200 Fuß aus dem Wasserspiegel hervorragen und dementsprechend noch mindestens 800 Fuß unter denselben hinabgetaucht sein müssen, so kann man sich eine Vorstellung von den Dimensionen des Gletschers selbst bilden, dessen letzte Bruchstücke sie sind. Man hat, natürlich nur nach einer annähernden Schätzung, berechnet, daß die Fjorde Grönlands jährlich etwa 4000 Millionen Kubikmeter Eis in das Meer führen.

So ist Grönland, das man seiner auf über zwei Millionen Quadratkilometer berechneten Größe wegen nicht mit Unrecht als den sechsten Kontinent bezeichnet hat, in seinem Innern den kulturellen Bestrebungen der Menschheit wohl für immer verschlossen — nur der Forscher dringt vielleicht noch tiefer, als bisher, in die eisige Einöde vor. Anders an den Küsten. Hier hat sich schon einmal eine verhältnißmäßige Kultur und ein Wohlstand entwickelt, der eine nicht ganz unbedeutende Bevölkerung zu ernähren vermochte, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß dies früher oder später nochmals der Fall sein könnte.

Es war in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, wie wir bereits erwähnten, als isländische Seefahrer Grönlands Küsten zuerst berührten und bald darauf auch unter Erick dem Rothen besiedelten. Außer zwei größeren Ortschaften, Brasselid und Garde, wo sogar ein Dom erbaut wurde, scheinen ziemlich ausgedehnte Küstenstriche allmählig bevölkert worden zu sein, und schon 1034 stand Grönland nachgewiesenermaßen unter der geistlichen Leitung des Erz-

biſchofs von Bremen, während hundert Jahre ſpäter bereits ein eigener Biſchof für die Kolonie ernannt wurde. Mit ziemlicher Gewißheit hat man heute konſtatirt, daß die Kolonie Grönland in der Zeit ihrer höchſten Blüthe etwa 16 Kirchen und mindeſtens 370 größere Ortſchaften und Gehöfte umfaßte, nach annähernder Schätzung 12,000 bis 14,000 Einwohner beſaß und die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ähnlich denen des heutigen Islands waren. Die naturgemäße Folge war, daß die auf europäiſche Einfuhr angewieſenen, in gewiſſem Sinne trotz ihres Wohnſitzes in hohem Norden eine europäiſche Lebensart führenden Menſchen dem Verfall entgegen gingen, als widrige Eisverhältniſſe und politiſche Wirren im Vaterlande die Verbindung mit dieſem auf längere Zeit unterbrachen. Dieſe verderblichen Umſtände traten aber im 14. und 15. Jahrhundert ein, und gleichzeitig haben zweifellos wiederholte Einfälle der Eskimos die Bevölkerung decimirt, ſo daß dieſe ausſtarb oder ſich in ihren letzten kümmerlichen Reſten, alle Kultur verlierend, mit den Eingeborenen vermiſchte.

Erſt mehr denn drei Jahrhunderte ſpäter, nachdem faſt jede Kunde von der grönländiſchen Kolonie in Skandinavien erloſchen war, im Anfang des 18. Jahrhunderts, unternahm die däniſche Regierung neue Beſiedelungsverſuche; der wackere Pfarrer Hans Egede gründete 1723 die Kolonie Godhaab an der Weſtküſte und wurde der wahre Apoſtel der Grönländer — er ſchuf den Eingeborenen einen Abſatzmarkt für die reichen Erträgniſſe ihrer Jagd, er hob ihre moraliſchen Kräfte und trug für eine allmählige Verbeſſerung ihrer dürftigen Exiſtenz Sorge. Erſt zwei Jahrzehnte ſpäter

trat ihm hilfreich die Miſſion der Herrenhutergemeinde zur Seite; ihr verdankt Grönland die Gründung der Stationen Neuherrenhut, Lichtenfels, Lichtenau und Friedrichsthal.

Die Hauptbeſchäftigung und der Haupterwerb der grönländiſchen Eskimos iſt die Jagd und die Fiſcherei, denn wenn die Vegetation in den kurzen warmen Sommern auch eine verhältnißmäßig reiche iſt, ſo kann von einem Anbau von Kulturpflanzen dort doch keine Rede ſein. Nur die oberen däniſchen Beamten erzielen in ſorgfältig gepflegten Küchengärten und unter Glasfenſtern mit großer Mühe einige Gemüſe, Rüben, Kohl und Mohn. Wild wachſen außer verkümmerten Birken, Weiden und Erlen nur Gräſer und Beerſträucher, von denen einige Arten eine eßbare Frucht liefern.

Deſto reicher aber iſt die Thierwelt auf dem Lande und im Waſſer. Der Eskimohund und das Renthier, der Fuchs, der Haſe ſind ſehr zahlreich; in den nördlicheren Gebieten iſt der Eisbär, der Biſamochſe und das Hermelin heimiſch, große Schaaren von Eidergänſen und anderen Seevögeln bevölkern die der Küſte vorgelagerten Inſeln. Von europäiſchen Hausthieren iſt das Schaf, die Ziege und das Schwein eingeführt worden, die Zucht des Rindviehs iſt dagegen mißlungen, obwohl die erſten Beſiedler Grönlands ſie nachgewieſenermaßen in ausgedehntem Maße betrieben haben. Wichtiger als die Landthiere ſind für den Grönländer die Bewohner des Meeres. Vor Allem iſt der Seehund die unentbehrlichſte Stütze ſeiner Exiſtenz. Mit ſeinem Fell kleidet er ſich und ſeine ganze Familie vom Scheitel bis zur Zehe, mit ihm überzieht er ſein Sommer-

zelt und das leichte Holzgeſtell des Kajaks, jenes nur für einen Ruderer beſtimmten, im Nothfall von einem Manne zu tragenden Bootes; vom Fleiſch und Fett des Seehundes nährt er ſich, mit dem Seehundsthran erleuchtet und heizt er ſeine ſchmutzige, enge Hütte und kocht er ſeine Speiſen, wenn er nicht vorzieht, ſie roh zu verzehren. Dieſes Thier iſt der Lebensquell ganz Grönlands, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß das Land bald öde und leer ſtehen würde, wenn es die Küſten deſſelben verließe. Vorläufig iſt jedoch jede Befürchtung in dieſer Beziehung unnöthig; einzelne beſonders ungünſtige Jahre ausgenommen, werden jährlich etwa 100,000 Seehunde erlegt, und dennoch iſt bis jetzt eine weſentliche Verminderung der jagdbaren Thiere nicht zu konſtatiren. Anders dagegen mit dem Walfiſchfang, der im ſüdlichen Grönland faſt ganz aufgehört hat und im nördlichen nur noch wenig einträglich iſt; hier erſetzen den Seeriesen freilich die zahlreichen Weißfiſche und Narwale, die immerhin noch 6 bis 8 Ellen lang werden und je 1 bis 2 Tonnen Speck geben. Die Flüſſe endlich ſind ſehr reich an Lachsforellen — bisweilen fängt ein Knabe an einem Tage 200 bis 300 Stück.

Leider verſtehen die Grönländer nicht, mit dem Erträgniß ihrer Jagd hauszuhalten. In den Monaten des Ueberfluſſes werden mit nimmerſattem Magen die unglaublichſten Fleiſch- und Speckmaſſen vertilgt, 8 bis 9 Pfund Fleiſch täglich ſind für einen Grönländer durchaus keine übermäßige Leiſtung, und die Thranlampe darf Tag und Nacht nicht ausgehen, aber auf eine zweckmäßige Aufbewahrung des Ueberſchuſſes iſt Niemand bedacht. Ebenſo leichtſinnig wie

Digitized by Google

der Eskimo seinen einzigen Pelz im Sommer für einige Pfeifen Tabak an einen Walfischfänger verkauft, ohne an die Kälte des kommenden Winters zu denken, ebenso wenig sorgt er für die Tage der Noth. Und diese bleiben niemals aus. Dann strömen die Eingeborenen in Schaaren nach den Niederlassungen und versuchen ihre letzten irgend entbehrlichen Seehundshäute und Renthierfelle gegen Proviant umzutauschen. Oft genug müssen die Regierungsvorräthe aber auch ohne Entgelt hingegeben werden, um der schlimmsten Noth abzuhelfen.

Die dänischen Niederlassungen zerfallen in ein Nord- und ein Südinspektorat, die beide zusammen eine Einwohnerzahl von etwa 10,000 Seelen, darunter 300 Europäern, umfassen. Im Nordinspektorat werden einige siebenzig bewohnte Plätze gezählt, unter denen die Kolonien Egedesminde (152 Einwohner) und Godhaab die bedeutendsten sind, während Upernavik die nördlichst gelegene ist. In Jakobshaven befindet sich sogar ein Seminar, in welchem Eingeborne zu Schullehrern ausgebildet werden. Das Südinspektorat zählt hundert Ortschaften, von welchen Suckertoppen mit fast 400 Einwohnern, Julianehaab und die Herrenhutermissionen Lichtenau und Lichtenfels besondere Erwähnung verdienen. Alle diese kleinen Orte zeigen ein sehr gleichförmiges Aussehen: fünf bis sechs saubere Holzhäuser mit roth angestrichenen Dächern und weißen Fensterrahmen sind um ein größeres massives, bisweilen sogar zweistöckiges Vorrathsmagazin gebaut, einige Werkstätten und Thranbrennereien stehen in der Nähe und vermitteln den Uebergang zu den meist elenden, von Unsauberkeit

ſtrotzenden Erdhütten der Eingeborenen. Vor dem Hauſe des oberſten Beamten erhebt ſich ein Flaggenmaſt, auf welchem bei feierlichen Gelegenheiten die Königsfahne weht, einige kleine Kanonen ſind zum Salutiren der Schiffe bereit.

Man ſollte meinen, daß die troſtloſe Einſamkeit den europäiſchen Beamten den Aufenthalt faſt unerträglich machte, erfahrungsmäßig iſt dies aber durchaus nicht der Fall: die Mehrzahl derſelben verläßt Grönland nur ungern. Das ruhige, ſorgenloſe Leben, der friedliche Charakter der Eingeborenen und das patriarchaliſche Verhältniß zu ihnen erklären dies vielleicht zur Genüge. Außerdem hat die grönländiſche Natur trotz ihrer Rauhheit ihre Schönheiten. Der Anblick der rieſigen, ſchneebedeckten Gebirgsmaſſen, die tiefe Stille in der weiten Landſchaft, die nur durch das Brauſen des Waſſers und den Donner der brechenden Eismaſſen unterbrochen wird — im Gegenſatz hierzu das ewig bewegte Bild des Meeres mit ſeinen ſchimmernden Eisbergen verfehlt auf kein Gemüth einen nachhaltigen Eindruck hervorzurufen, und Jagd und Fiſcherei, der ſich die meiſten Beamten mit Leidenſchaft hingeben, ſorgen für ſtete Abwechſelung und Unterhaltung.

Für Dänemark iſt Grönland kein ſo ganz werthloſer Beſitz, als er auf den erſten Blick zu ſein ſcheint. Die Ausfuhr an Fellen, Eiderdunen, getrockneten Fiſchen, vor Allem aber an Thran und Fiſchöl iſt ziemlich bedeutend und repräſentirt einen Werth von etwa 160,000 Mark. Es iſt aber ſicher, daß Grönlands Export eine weit größere Wichtigkeit gewinnen wird, ſobald ſeine mineraliſchen

Schätze — das Vorhandenſein von Steinkohlenlagern, von Blei, Zinn und Zink iſt konſtatirt — erſchloſſen werden. Bereits iſt die Ausbeutung eines anſcheinend nur auf Grönland vorkommenden Minerals, des Kryoliths, das in der Aluminiumfabrikation eine hervorragende Rolle ſpielt, für einige Diſtrikte eine Quelle des Wohlſtandes geworden. Eine weitere Hebung dieſer Induſtrie würde wahrſcheinlich auch die Eingeborenen an eine geregeltere Thätigkeit gewöhnen und ihnen einen geſicherten Erwerb verſchaffen.

Allerlei Interessantes aus deutschen Archiven.

Skizze

von

Dr. Weiß.

(Nachdruck verboten.)

Unsere deutschen Archive, deren Schätze im Allgemeinen nur dem Gelehrten zugänglich und verständlich sind, enthalten doch auch mancherlei, was auch dem großen Publikum zu wissen nützlich und interessant ist. Besonders die äußere Form der Archivalien, die Sigille, die Unterschriften berühmter Persönlichkeiten u. s. w. bieten so viele belehrende und unterhaltende Momente, daß unseren Lesern eine nähere Betrachtung dieser Dinge sicherlich nicht unwillkommen sein wird.

Schon das Material, welches zu den alten Urkunden genommen wurde, fesselt die Aufmerksamkeit. Bekanntlich ist unser Lumpenpapier noch keine sehr alte Erfindung. Da es nicht in unserem Plane liegen kann, auf die allerfrühesten Zeiten zurück zu greifen und vom Papyrus oder von assyrischen Thontafeln zu sprechen, so ist das älteste Material, welches uns begegnet, das Pergament, das übrigens schon sehr frühe vorkommt. Das Pergament wurde, wie bekannt, aus Thierhäuten, namentlich Kalbfellen be-

reitet, welche nach Entfernung der Haare erst in Kalkwasser eingeweicht, dann aufgespannt und nach wiederholter Bearbeitung mit Kreide und Bimsstein getrocknet wurden. Begreiflicher Weise war dies Material zu kostspielig, um in verschwenderischer Weise verwendet zu werden, und es ist dies wohl mit ein Grund dafür, daß so wenige Privatdokumente aus älteren Zeiten in den Archiven zu finden sind, und daß die wenigen, die sich finden, meist auf außerordentlich kleinen Pergamentstückchen geschrieben stehen. Nichtsdestoweniger war es Gebrauch, bei Dokumenten nur die Innenseite der Pergamenthäute zu beschreiben, während das Schreiben auf beiden Seiten nur bei den Blättern in Registern, Rechnungsbüchern und längeren Manuscripten üblich war.

Auch in den fürstlichen Kanzleien machte sich die große Sparsamkeit in der Verwendung des Pergaments eine Zeit lang geltend. Unter den deutschen Kaisern sind es besonders Friedrich I. und Heinrich IV., deren Urkunden eine sehr kleine Form aufweisen, während mit Heinrich VII. der Gebrauch großer Häute wieder mehr aufkam.

Die zunehmende Schwülstigkeit des Kanzleistyls einerseits, die an Ausdehnung gewinnende Verwendung des Lumpenpapiers andererseits mochten Ursache sein, daß namentlich seit Beginn des 14. Jahrhunderts mit dem Pergament minder sparsam umgegangen wurde als früher. So kommen z. B. päpstliche Bullen aus jenem Jahrhundert vor, die mehr als einen Meter breit und fast einen Meter hoch sind. Auch sind Privatdokumente aus jener Zeit in ziemlicher Menge auf uns gekommen.

Wie bekannt, blieb das Pergament auch nach der Einführung des Lumpenpapiers, und zwar bis in unser Jahrhundert, für alle wichtigeren Dokumente in Verwendung. Was die Form der Pergamenturkunden anbelangt, so sind diese meist rechteckig und haben ihre größte Ausdehnung in der Breite. Der untere Rand ist umgeschlagen bis an die letzte Zeile der Schrift, und in dem umgeschlagenen Rande finden sich so viele Schlitze, als die Urkunde Siegel trägt. Durch die Schlitze sind schmale Pergamentstreifen geschoben, und die Enden dieser Streifen durch das Siegel vereinigt.

Oft trägt der Pergamentstreif, an welchem das Siegel hängt, den Namen des Siegelnden. Doch muß man in solchen Fällen nicht wähnen, eigenhändige Unterschriften vor sich zu haben. Die Namen wurden lediglich vom Ausfertiger der Urkunde beigefügt.

Außer Urkunden in der beschriebenen Form kommen in den letzten Jahrhunderten auch solche in Heftform vor. Hier sind dann die Pergamentblätter auf beiden Seiten beschrieben und die Siegel hängen an den Schnüren, welche die Hefte zusammen halten. Auch Urkunden mit aufgedrücktem Siegel kommen nicht selten vor.

Wie oben bereits angedeutet wurde, fand eine ausgedehnte Verwendung des Lumpenpapiers erst seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts statt. Von da ab finden sich mehr und mehr fast alle Urkunden: Konzepte, Akten, Rechnungsbücher, ja selbst sehr viele Privaturkunden auf Papier.

Das erste Lumpenpapier war fast durchweg weiß und dicker als unser gewöhnliches Packpapier, hatte sehr dicke

Fäden und die darauf befindlichen Fabrikzeichen der Papiermühlen waren sehr grob. Diese letzteren verdienen insofern einige Beachtung, als sie oft über das beiläufige Alter eines undatirten Schriftstückes Auskunft geben können und schon mehrfach den Nachweis von Fälschungen möglich gemacht haben, indem beispielsweise das Papier eines gefälschten Schriftstückes nach Ausweis des Fabrikzeichens aus einer Mühle stammte, die zur Zeit der angeblichen Abfassung der Schrift noch gar nicht existirte.

Was die Federn und die Tinte anbelangt, so sind die ältesten Dokumente, welche sich in unseren Archiven vorfinden, noch zum Theil mit der Rohrfeder geschrieben, die erst ziemlich spät ganz verdrängt wurde, wiewohl Vogel-, namentlich Gänsefedern schon im 7. Jahrhundert vorherrschend gewesen sein sollen. Die Tinte scheint in den früheren Jahrhunderten, d. h. etwa bis zum 14., vorzüglich gewesen zu sein, denn sie hat in den Dokumenten jener Jahrhunderte den vollen Glanz der Neuheit bis auf unsere Tage bewahrt. Vielleicht war dies dieselbe Tinte, welche schon zur Zeit des Plinius im Gebrauch war, und nach dessen Bericht meist aus Gummi und Kienruß nebst Beimischungen von gebranntem Elfenbein, Weinstein und gestoßenen Kohlen bereitet wurde. Dokumente späterer Jahrhunderte zeigen eine schlechtere Tinte, die meist bräunlich oder röthlich geworden oder auch ganz verblichen ist. Uebrigens kommen Ausnahmen vor.

Interessanter noch als das Material, welches man zu den Dokumenten nahm, ist die Schrift selbst. Die ältesten deutschen Schriftproben, welche sich finden (von der Zeit

Digitized by Google

der Runen und der altgothischen Schrift müssen wir natürlich absehen) stammen aus den Zeiten der Karolinger. Von Karl dem Großen ab ward es ja überhaupt erst wieder gebräuchlich, die deutsche Sprache zu schreiben, und der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde von da ab mehr und mehr auf das Gebiet der kirchlichen Dokumente beschränkt, für welche er sich, soweit die katholische Kirche in Betracht kommt, auch erhalten hat. Die Schrift der deutsch abgefaßten Schriftstücke der Karolingerzeit ist übrigens noch lateinisch. Sie ist sehr hübsch und noch heute mit Leichtigkeit zu lesen, da sie der jetzt noch gebräuchlichen sogenannten kleinen lateinischen Schrift sehr ähnlich ist.

Im 11. Jahrhundert bildete sich durch Verschnörkelung die sogenannte neugothische oder Mönchsschrift, aus welcher die sogenannte Frakturschrift hervor ging, die etwa unter Kaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert zu allgemeinem Gebrauche gelangte.

Eine zum Schnellschreiben eingerichtete Frakturschrift ist die sogenannte Kanzleischrift, bei welcher die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind.

Neben der Frakturschrift bildete sich nach und nach die sogenannte Kursiv- oder Kurrentschrift heraus, welche sich von ersterer immer mehr entfernte, namentlich seit diese nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zu einer immer größeren Vollkommenheit gelangte. Von der Kursivschrift kann man nicht gerade sagen, daß sie bei den Wandlungen, die sie bis zum 18. Jahrhundert durchmachte, schöner geworden sei, denn wenn uns auch die kleine, mehr runde Schrift des 15. oder 16. Jahrhunderts weniger leserlich

erſcheint, weil ſie der heutigen Schrift ferner ſteht und auch zahlreiche Abkürzungen das Leſen erſchweren, ſo erſcheint ſie dem Auge doch viel gefälliger, als die langgezogenen Kratzfüße des 18. Jahrhunderts.

Wir kommen nun zu den Sigillen und Unterſchriften. Beiläufig erwähnt haben wir bereits, daß die Sigille theils angehängt, theils aufgedrückt ſind. Der Gebrauch des Aufdrückens iſt älter, als der des Anhängens, hat ſich aber neben dem letzteren ſtets erhalten, wenn auch vorwiegend nur für minder wichtige Urkunden. In älterer Zeit ſind die aufgedrückten Siegel meiſt auf einem geöffneten Kreuzſchnitt in der Urkunde angebracht, ſo daß das Wachs vorn und hinten ſichtbar iſt; ſpäter findet ſich dieſer Gebrauch jedoch ſelten.

Die angehängten Sigille, welche beſonders ſeit Mitte des 12. Jahrhunderts vorkommen, hängen gewöhnlich an Pergamentſtreifen, doch kommen auch lederne Riemen oder Leinwandſtreifen vor, und namentlich ſeidene Schnüre, welch' letztere u. A. auch bei den deutſchen Kaiſern ſeit dem 15. Jahrhundert im Gebrauch waren, und zwar erſt ſchwarz mit gelb, dann — ſeit Karl V. — ſchwarz mit Gold. Die Verſchiedenheit der Bänder, beziehungsweiſe Schnüre, ſollte mehr oder minder dem Stande der ſiegelnden Perſonen Ausdruck geben, ja mitunter auch der Natur des Gegenſtandes der Urkunde; wie denn bei den päpſtlichen Bullen ſeidene Bänder die Bewilligung einer Gnade, Schnüre einen Akt der Strenge anzeigen ſollten. Es ſcheint indeß, daß wir es hier nicht mit feſtſtehenden Regeln zu thun haben, wenigſtens kommen viele Abweichungen vor.

Die anhängenden Sigille sind häufig durch Kapseln von Blech oder Holz, die aufgedrückten mitunter durch Pergamentblättchen geschützt.

Das Material der Sigille selbst ist meist Wachs, welches in verschiedenen Farben, und zwar namentlich roth, gelb, grün und weiß vorkommt. Weiß oder gelb ist das Wachs bei den meisten früheren Urkunden; später wird roth und grün häufiger. Das rothe Wachs galt in der Regel als vornehmer denn jedes andere, und auch die deutschen Kaiser haben sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts keines anderen Wachses als des rothen (auf gelber Unterlage) bedient.

Statt des Wachses findet man auch andere Siegelmasse; eine solche hatten beispielsweise (in rother Farbe) die Erzbischöfe von Mainz im vorigen Jahrhundert. Siegellack und Siegeloblaten gehören erst der neueren Zeit an.

Goldene Sigille wurden mitunter von Kaisern und Königen, selten von sonstigen Großen, an wichtige Urkunden gehängt. Bekannt ist ja die goldene Bulle Kaiser Karl's IV.*) Auch silberne und bleierne Sigille kommen vor; die letzteren besonders bei den päpstlichen Bullen, welche ausschließlich mit Blei gesiegelt sind.

Was die Form der Sigille anbelangt, so sind dieselben meist rund, seltener länglich, und zwar kommt letztere Form vorwiegend bei geistlichen Personen und Korporationen vor. Bei nicht eingekapselten Sigillen findet sich

*) Goldene Kapsel mit wächserner Füllung.

häufig ein ſogenanntes Gegenſigill, d. h. eine zweite kleinere Prägung auf der Rückſeite. Mitunter vertreten mehrere in beſtimmter Form eingeſetzte Fingereindrücke das Gegenſigill.

Im frühen Mittelalter waren die Sigille höchſt einfach, ſowohl was die Wappenprägung als Umſchrift anbelangt. Später wurden ſie immer reicher und auch die Umſchriften länger.

Die deutſchen Kaiſer führten in der erſten Zeit nach Karl dem Großen ihr Bruſtbild im Sigill. Heinrich II. gebrauchte zuerſt ein Sigill, das ihn in voller Figur auf dem Throne ſitzend darſtellte, und dieſe Form blieb lange Zeit in Anwendung.

Bei der goldenen Bulle Karl's IV. zeigt das Sigill den Kaiſer ſitzend im Ornat; rechts und links vom Thronſeſſel ſieht man je ein Wappenſchild, das eine mit einem einfachen Adler, das andere mit einem aufrecht ſtehenden Löwen. Die ſpäteren Kaiſer (ſo Karl V. und ſeine Nachfolger) führen nicht ihr Bildniß, ſondern den Doppeladler im Sigill.

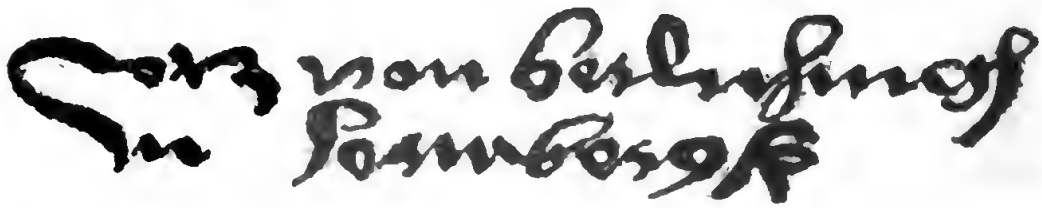
Das bleierne Sigill der päpſtlichen Bullen trägt auf der Vorderſeite die Häupter des h. Petrus und des h. Paulus nebſt den Buchſtaben

S. P. A. S. P. E.

(Sanctus Paulus, Sanctus Petrus). Auf der Rückſeite iſt der Name des Papſtes zu leſen. Die Breven ſind mit dem ſogenannten Fiſcherring geſiegelt, deſſen Gepräge den h. Petrus in ſeinem Kahn als Fiſcher darſtellt und als Umſchrift den Namen des Papſtes trägt.

Eigenhändige Unterschriften finden sich in den älteren Zeiten aus erklärlichen Gründen fast gar nicht. Die Sigille, oder auch mit der Feder gemalte oder mittelst Schablone aufgetragene Monogramme mußten damals die Stelle derselben vertreten, was übrigens auch später noch häufig der Fall war. Wenn der geneigte Leser sich auf die neuerdings so in Mode gekommene Kunst versteht, aus der Unterschrift den Charakter eines Mannes zu deuten, wird er vielleicht erfreut sein, unter den im Folgenden abgebildeten Unterschriften solche zu finden, die in unverkennbarem Einklang stehen mit dem Wesen der Männer, von deren Hand sie herrühren. Jedenfalls läßt es sich nicht leugnen, daß der Mangel an männlicher Festigkeit, den Karl V. in allen Lebenslagen zeigte, auch in seiner Unterschrift

zu Tage tritt, und daß die knorrige Unterschrift des Ritters Götz v. Berlichingen



recht wohl zu dem knorrigen Wesen dieses berühmten Kriegsmannes paßt.

Der räthselhafte, dem Mystischen zuneigende Charakter Wallenstein's tritt auch in seiner seltsamen, einem kabbalistischen Zauberschnörkel ähnlichen Unterschrift

hervor, wie der freie, offene Geist Joseph's II. in den schwungvollen und klaren Zügen der seinigen.

Das Monogramm Karl's des Großen, das wir den Lesern ebenfalls vorführen

kommt für die Charakterbeurtheilung nicht in Betracht und hat nur historisches Interesse.

Die Notare pflegten zu ihrer Unterschrift eine Art Handzeichen zu setzen. Diese Zeichen sind wohl ursprünglich aus den Verschnörkelungen der Unterschrift hervorgegangen und erscheinen meist in Form eines Gitters, werden aber auch oft zu förmlichen Bildern.

Große Schönheit kann man diesen Zeichen in der Regel nicht nachrühmen; auch da, wo sie nicht mit der Hand hergestellt, sondern mit Stempel und Druckerschwärze aufgedrückt sind, sind sie meist recht geschmacklos.

Die Sucht, zu malen (und zwar oft in recht abgeschmackter Weise), statt schlecht und recht das Nöthige in möglichst einfacher Weise zu Papier zu bringen, war überhaupt fast zu allen Zeiten sehr verbreitet und ist erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgekommen.

Höchst unterhaltend und belehrend sind die in den Archiven noch häufig vorkommenden Rechnungsbücher, denn sie geben uns einen tiefen Einblick in die sozialen Verhältnisse vergangener Jahrhunderte; doch soll der freundliche Leser durch keine langweiligen Auseinandersetzungen hierüber belästigt werden, sondern es mag hier nur ihm zur

Unterhaltung ein Pröbchen aus dem Rechnungsbuche eines kurpfälziſchen Vogts zu Boxberg aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts mitgetheilt werden, das manchen Unzufriedenen unſerer Tage Waſſer auf die Mühle ſein müßte, wenn nicht im Auge zu behalten wäre, daß die niederen Preiſe für Lebensmittel u. dgl. durch die ebenſo niedrigen Löhne und Beſoldungen wett gemacht wurden.

Da finden wir u. A. folgende Einträge:

„Von meinem Dienſtgelt außgeben:

5 gulden für Duch zu den Winterkleidern.
2 gld dem ſchneider bezalt, ſie zu machen.
14 gld der Schittenhelmin ein fuder weins abkaufft vnd iſt gar (ganz) bezalt.
8 gld für ein ſilbernen Becher geben, den ich meinem Schwager uff die Hochzeit geſchenkt hab.
4 gld hab ich verſpillt.
6 gld dem P. zu Mosbach f. Zins bezalt.
5 bazen für ſtiffel zu fürbeſſern.
2 gld dem meurer geben, daz er mein vatter ſeligen ein grabſtein machen ſoll.
1 gld 5 bazen für ein kalb geben.
3 gld für ein faß daz halt bey 22 aymer fürderlich.
1 gld meiner ſchweſter zu Opfergelt geben.
2 bazen für ein bar hirſchen Handſchuh.
1 gld für ein pflug geben.
1 gld hat mein bub verzert.
1 bazen dem bott, der mich mit den briffen, die er von Wirzburgk bracht hat, zu Krautheim geſucht aber mich nit funden.

47 gld für ein bar ziehe pferdt geben.
5 gld für ein wagen bezalt.
6 gld für ein zentner schmalz geben.
1 gld sunst verthan — u. s. w.

Sehr interessant sind meist die Prozeßakten vergangener Jahrhunderte, und es findet sich da neben sehr Ernstem auch manches Erheiternde. Ich lasse hier einen Auszug aus einem nach alten Prozeßakten zu Ende des 17. Jahrhunderts zusammengestellten „Verzeichnuß waß Schmehe- und Scheltwortt vor Bußen zu geben schuldig sein" folgen. Das „Verzeichnuß" enthält übrigens auch Strafen für Realinjurien u. s. w. Es heißt darin u. A.:

Wann Einer ein wehr oder waffen entblößt	5	Pfund
Blutrünstig schlagen	32	„
Wer eines andern Weib schlegt . . .	16	„
Wer mit einer schauffel schlegt	32	„
Wer seinem versprechen nicht nachkombt .	10	„
Wer bezecht vor gericht erscheint	10	„
Wer einen 10 mahl Lügner heißt . .	5	„
Wer einen 100 mahl Lügner heißt*) .	15	„
Einen ein leichtfertig Mann heißen . .	32	„
Eine Maultaschen einem geben. . . .	32	„
Wer einem mit Brügeln nachgehet . .	16	„
Einen sacramentschen Hudler nennen . .	10	„
Wer ein ehrbar gericht irr fürt . . .	10	„

---

*) Hier hieß es also: „Je mehr, desto billiger!"

Wer Mordio unrechtlich uff der Gaſſen ſchreit	22	Pfund
Wer Einem den barth außraufft . . .	10	„
Einen einen kröpfeten (kropfigen) Schelm heißen	32	„

Erheiternd wirken manchmal ſolch' kleine Proben vogteilicher Gerichtsthätigkeit, aber weit mehr Fälle findet man in den Akten, bei denen man kaum die aufſteigende Entrüſtung unterdrücken kann. So wurden in einem fränkiſchen Orte, in dem die hohe Gerichtsbarkeit dem deutſchen Orden zuſtand, im Jahre 1601 einige Weiber unter der Beſchuldigung der Hexerei eingezogen, weil ſie anderen Weibern nach deren Ausſage „Hutzel (Dürrobſt) und Kraut" verhext haben ſollten. Nach einer Weile wurden ſie, natürlich nicht ohne vorherige Folterung, wieder frei gelaſſen bis auf eine, die im Gefängniß entweder erdroſſelt worden war, oder ſich infolge der ſchlechten Behandlung ſelbſt entleibt hatte. Der Mann dieſer Letzteren wandte ſich, zumal er noch die Koſten des Unterſuchungsverfahrens zahlen ſollte, hilfeſuchend an ſeinen Ortsherrn, der auch ſich anſchickte, gegen den deutſchen Orden Beſchwerde zu führen und zu dieſem Behufe ſich den Rath eines Rechtsverſtändigen erbat. Und mit welchem Erfolg? Der hochgelahrte Herr erklärte, da „ein allgemein Geſchrey gehe, daß das Weib im Gefängniß vom Teufel ſtranguliret worden ſeye", könne daſſelbe doch wohl nicht unſchuldig geweſen ſein, und es ſei nicht gut, an der Sache weiter zu rühren. Natürlich war damit Alles abgethan und der Mann mußte die Koſten bezahlen.

Es bleibt nur übrig, noch einer Art von Archivalien zu gedenken, deren in dieſer Plauderei noch keine Erwähnung gethan iſt; das ſind die geſchriebenen Chroniken und Urkundenbücher. Für kleine unterhaltende Kurioſa ſind die erſteren nicht ſelten eine reichere Fundgrube, als für wirklich werthvolle hiſtoriſche Aufzeichnungen, und ich habe mich ſchon mehr denn einmal darüber geärgert, in ſolchen Manuſcripten bei Nennung der Jahreszahl einer in der betreffenden Gegend vorgefallenen Schlacht oder eines ſonſtigen wichtigen Ereigniſſes etwa nur die Notiz zu finden: „In dieſem Jahre hat ein Weib in dem Weiler X ein Monſtrum mit zween Köpfen geboren.“ Natürlich gibt es auch beſſere Chroniſten, die gewußt haben, das Wichtige von dem Unwichtigen zu ſcheiden und letzteres zurücktreten zu laſſen. — Die Urkundenbücher, in welchen Fürſten, Städte, Korporationen oder adelige Geſchlechter ihre Urkundenſchätze zuſammengeſtellt haben, ſtehen an Wichtigkeit den beſten Chroniken nicht nach, denn wenn ſie auch an ſich kein zuſammenhängendes Bild zu gewähren pflegen, vielmehr der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Urkunden oft errathen werden muß, ſo haben ſie doch den Werth der größeren, ja faſt unbedingten Zuverläſſigkeit für ſich. Oft ſind ſie Sammlungen, die durch Jahrhunderte fortgeführt wurden, nicht minder oft aber ſind ſie als ein abgeſchloſſenes Ganzes behandelt, wie dies bei einem vor mir liegenden Urkundenbuche der Fall iſt, in welchem der Letzte eines edlen Geſchlechtes alle Urkunden ſeiner Familie zuſammengeſtellt und durch Abbildung der Wappen ſämmtlicher in den Urkunden vorkommenden Ge-

ſchlechter in einer Weiſe illuſtrirt hat, die einem modernen Prachtwerke alle Ehre machen würde. Am Schluſſe des Buches wiederholt er nochmals ſein eigenes Wappen und nimmt darunter wehmüthig Abſchied von der Welt: „Der Letſt macht die thür zue! Ain gutte glückſelig Nacht vnd Gott geſegne euch uff diſzer welt! Achte woll, es lebt Niemandt mehr meines geſchlechts, vndt ich bevelh mich hiemit in Gnaden Gottes, Amen!“

Hiermit wollen wir unſere Mittheilungen ſchließen, obgleich noch mancherlei Bemerkenswerthes, wenn auch minder Intereſſantes anzuführen wäre. Der Leſer wird aber auch aus dem Vorſtehenden ſchon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das „Wühlen und Stöbern in den Archiven“, obwohl eine ſtaubige, doch keine ganz ſo trockene Arbeit iſt, als man im Allgemeinen annimmt.

Aus dem „Kampf um's Daſein“ in der Natur.

Ein Bild aus dem Pflanzenleben.

Von

H. Niſſ.

(Nachdruck verboten.)

Wohin in der Natur wir das Auge richten, überall tritt uns der Kampf um das Daſein entgegen, jedes Einzelweſen ſucht ſich Geltung zu verſchaffen, unbekümmert um andere. Der Stärkere unterdrückt den Schwächeren, der mächtigere Einfluß überwiegt den geringeren, der Geſunde verdrängt den Kranken. Das ſo viel geſchmähte Wort: „Macht geht vor Recht,“ kommt zur vollen Geltung.

Das Recht iſt ein menſchlicher Begriff und dieſer ſtellt dem Menſchen im Kampfe um das Daſein weit engere Grenzen, als dies in der übrigen Natur geſchieht. Auf den erſten Blick hin ſcheint das Umgekehrte der Fall zu ſein, denn der Menſch führt dieſen Kampf oft mit der größten Zähigkeit, Erbitterung und Grauſamkeit, allein es gibt doch Ausnahmen, doch auch Thaten der Gerechtigkeit, Milde, Menſchenliebe. Anders dagegen in der übrigen Natur. Dort gibt es keine Rückſicht, keine Schonung, keine Milde, kein Mitleid, denn dies Alles ſind menſchliche

Eigenſchaften. Selbſt bei den Thieren, welche Herder „die jüngeren Brüder des Menſchen“ nennt, iſt das Gefühl des Rechts und des Mitleids noch nicht erwacht, oder ſteht doch noch auf einer ſo niedrigen Stufe der Entwicklung, daß wir die ſchwachen Keime kaum zu erkennen vermögen.

Am ſchonungsloſeſten wird der Kampf um das Daſein in der Pflanzenwelt geführt, obſchon auf den erſten Blick in ihr Alles friedlich und ruhig zuzugehen ſcheint. Durch falſche Vorſtellungen ſind wir gewöhnt, in den Pflanzen die harmloſeſten aller Organismen zu erblicken, vielleicht deshalb, weil wir bei ihnen kaum die erſten Spuren des Empfindens zu entdecken vermögen. Wir betrachten ſie gewöhnlich mit ganz anderen Augen als die Thiere, weil ihnen das Bewußtſein fehlt. Dieſer Mangel ſchließt indeſſen nicht aus, daß ſie die ihrer Organiſation angemeſſenen Beſtrebungen mit rückſichtsloſer Energie verfolgen.

Den Tiger, um nur ein Beiſpiel aus Tauſenden heraus zu greifen, pflegen wir ein grauſames und blutdürſtiges Thier zu nennen, weil er andere Thiere tödtet, um davon zu leben, weil er ſeine Jungen und, wenn er angegriffen wird, ſich ſelbſt mit erbittertem Muthe vertheidigt, und der Epheu gilt uns als ein Symbol der Freundſchaft, man wand einſt ſeine Ranken mit denen des Weins um den Thyrſosſtab, und in Italien flocht man ſeine Blätter in die Lorbeerkränze, die das Haupt der Dichter zieren ſollten. Und dieſes Freundſchaftsſymbol rankt ſich an anderen Bäumen empor, ſchlägt ſeine Saugwurzeln tief in deren Rinde, ſaugt den Nahrungsſaft aus deren Zellen, umklammert und umwuchert ſie, nimmt ihnen Luft und Licht

und Sonnenſchein, bis die unglücklichen Opfer in ſeinen Armen langſam verhungern, abſterben und verdorren.

Niemand nennt den Epheu grauſam, obſchon er grauſamer iſt als der Tiger, Niemand empfindet mit dem zu Tode gemarterten Baume Mitleid, weil wir noch nicht ſo weit vorgeſchritten ſind, um auch bei ihm eine, wenn auch noch ſo ſchwache Empfindung wahrzunehmen.

Treten wir in einen alten, gut und dicht beſtandenen Buchenwald, wo die glatten Säulenſtämme ſtolz und majeſtätiſch emporſteigen, wo die dicht belaubten grünen Kronen hoch über uns ſich wölben, dann erfaßt uns unwillkürlich das Gefühl, als ob wir in die Hallen eines Domes eintreten. Eine ernſte, feierliche Ruhe umfängt uns, kühl weht es uns entgegen, das gedämpfte Licht läßt die ſchlanken Stämme noch mächtiger erſcheinen. Hier klingt kein heiterer Vogelſang in unſer Ohr, denn in den Hallen dieſer Bäume wächst kein Geſträuch, welches dem luſtigen Sänger als Zufluchtsort und Wohnſtätte dienen könnte, hier findet er nicht die Inſekten, welche ſeine Nahrung bilden. Dieſe Stille wird nicht durch das Hämmern des Spechtes unterbrochen, denn die glattrindigen Buchenſtämme ſind frei von Moosanwüchſen und frei von Larven, welche der Specht heraus klopfen und bohren könnte. In den hohen Wipfeln ertönt höchſtens das krächzende Geſchrei des Buſſards oder eines anderen Raubvogels.

Eine andachtsvolle Stimmung beſchleicht uns, die hohen Baumhallen erſcheinen uns ſo erhaben, es drängt ſich uns das Gefühl auf, als ob jeder dieſer prächtigen, geſunden Stämme ein Herrſcher ſei in dem Gebiete der Pflanzenwelt,

ein ruhiger, milder und guter Herrſcher, unter deſſen grünem Dache wir wohl geborgen ſeien.

In Wirklichkeit ſind wir aber in die Geſellſchaft der ſchlimmſten und ſchonungsloſeſten Despoten gerathen, die faſt alles andere Pflanzenleben unter ſich unterdrückt, verkümmert und vernichtet haben, um ſich allein den uneingeſchränkten Genuß jenes Stückes Erde zu ſichern. Mit ihren dichten Laubkronen fangen ſie jeden Sonnenſtrahl und Thautropfen auf, um ihn ſelbſt zu genießen, von beiden fällt nichts auf den Boden zu ihren Füßen, und einer reichen Pflanzengeneration rauben ſie dadurch die nothwendigſten Bedingungen des Gedeihens. Was kümmert es ſie, daß in dem Boden unter ihnen ſeit langen Jahren zahlreiche Samenkörner liegen, die ſich nicht entwickeln können, weil ihnen Sonnenſchein und Wärme fehlt, daß viele Pflanzenwurzeln vielleicht ſeit hundert Jahren nur ein unterirdiſches Leben führen und ſich auch nicht mit einem einzigen grünen Blatte an die Oberfläche wagen! Sie haben die Macht, alles Pflanzenleben unter ſich zurück zu drängen, um die nährenden Stoffe des Bodens allein zu genießen. Die Erde bedecken ſie mit ihren Blättern, aus denen jener ſalzreiche Humus entſteht, den ſie ſo ſehr lieben, weithin ſtrecken ſie ihre Wurzeläſte aus, und ihre hungrigen Saugwurzeln laſſen keine Nahrung übrig für die anderen Pflanzen.

Wir finden deshalb in dem dicht beſtandenen Buchenwalde nur wenige Pflanzenarten, die ſich mit dem geringen Licht, welches ihnen die ſtolzen Herren über ihnen gewähren, begnügen. Den wohlriechenden Waldmeiſter, das

hochhalmige Hirſengras, die vierblättrige Einbeere, das Bingelkraut, das Hexenkraut und den Zahnwurz. All' dieſe Pflanzen haben glänzende, dunkelgrüne Blätter und nur unſcheinbare grünliche oder weiße Blüthen, denn nur der volle Sonnenſtrahl färbt die Blüthen ſo mannigfach und ſchön.

Nur im erſten Frühjahr, wenn die Kronen der Buchen ſich noch nicht belaubt haben, wenn die Sonnenſtrahlen noch hindurch dringen können und der Nachtthau ſich niederſenkt, finden wir hier und dort das ſchön gefärbte Leberblümchen, das Waldwindröschen mit ſeinen weißen Sternblumen, das Lungenkraut, das Bärenlauch und die Frühlingsplatterbſe. Sie alle verſchwinden, wenn das grüne Blätterdach über ihnen ſich ſchließt.

Wenn der Sturm oder des Menſchen Hand, die noch mächtiger als dieſe Walddespoten ſind, eine Anzahl der Buchen fällt, wenn dadurch Lichtungen entſtehen, zu denen Luft und Sonnenſtrahlen ungehinderten Zutritt haben, auf denen der Thau ſich niederlaſſen kann, dann keimt mit wunderbarer Schnelle aus dem Boden, den die Buchen ſo lange Jahre hindurch beherrſcht und faſt allein für ſich in Anſpruch genommen haben, ein neues Pflanzenleben auf. Das ſind die Samenkörner, die ſo lange Jahre im Boden lagen, ohne daß es ihnen vergönnt war, auszuſprießen, das ſind die Pflanzenwurzeln, welche durch die Buchen verurtheilt waren, nur ein unterirdiſches Leben zu führen, und die nun durch die warmen Sonnenſtrahlen zum Lichte emporgelockt werden.

Ein munteres Grasvolk wagt ſich zuerſt hervor und

erobert ſich den Boden, den ſeine Unterdrücker inne hatten, das nickende Perlgras, das flachhalmige Riſpengras und die weiße Hainſimſe. Dazwiſchen erhebt ſich das blauäugige Waldvergißmeinnicht, die Waldrapunzel, das gefleckte Knabenkraut und die wohlriechende Kukuksblume.

Wohl ſchon Mancher, der keine Ahnung davon hat, wie lange Jahre Samenkörner und Pflanzenwurzeln gleichſam in der Knechtſchaft im Boden zurückgehalten werden können, hat erſtaunt auf das neu erſtandene Pflanzenleben geblickt und nicht begriffen, woher daſſelbe ſo plötzlich gekommen iſt. Noch mehr wird ſein Staunen wachſen, wenn er im zweiten Sommer dieſelbe Lichtung wieder betritt und abermals eine neue Pflanzenwelt ſich vor ihm ausdehnt.

Schon im erſten Sommer haben ſich zwiſchen den zarten Gräſern, feſt auf die Erde gedrückt, Büſchel großer, länglicher Blätter bemerkbar gemacht, welche die nächſten Gräſer überwachſen, ihnen Luft und Sonnenſchein geraubt und deren kräftige Wurzeln dem Boden die beſte Nahrung entzogen haben. Dieſe Blätterbüſchel haben ſich im zweiten Sommer bedeutend vergrößert, ſie haben die Gräſer immer mehr zurück gedrängt, hohe Blüthenſtengel ſind aus ihnen emporgeſchoſſen und nehmen die Sonnenſtrahlen für ſich in Anſpruch, das iſt der rothe Fingerhut mit ſeinen prächtigen, fußlangen, roſenrothen Blüthenähren. Neben ihm ſind in großer Anzahl durch den heißen Sonnenſtrahl hervorgelockt die ſchmalblättrigen Weidenröschen emporgeſchoſſen und wiegen ihre zierlich ſchlanken Aehren mit den leuchtend rothen Blüthen im Winde. Als Dritter im Bunde er-

ſcheint die Tollkirſche. Herriſch ſtreckt ſie ihre Aeſte mit den violettbräunlichen Blumenkelchen aus, als ſei ſie allein berechtigt, hier zu hauſen. Dieſen Drei geſellen ſich dann noch der ſchwarze Nachtſchatten und der wilde Hanf zu.

Dieſe Pflanzen treten meiſt ſo dicht geſchaart auf, daß ſie den niedrigen Gräſern und dem Waldvergißmeinnicht Luft und Sonnenſchein rauben, ihre kräftigen Wurzeln nehmen ohnehin die beſte Nahrung für ſich. Die Gräſer werden zurückgedrängt und erſtickt; nur an wenigen Stellen, wo die Sonne ſie trifft, friſten ſie noch ihr Daſein.

Im dritten Sommer entwickeln ſich der Fingerhut, das Weidenröschen und die Tollkirſche noch kräftiger, ein prächtiges Blumenfeld, aber auch ihre Herrſchaft iſt bereits ſtark bedroht. Die Salpeter- und Ammoniakſalze des verweſenden Buchenlaubs haben ſie zum größten Theile verzehrt, ihre Widerſtandskraft wird geringer und gefährliche Feinde entſtehen ihnen in der Himbeere, der Hainbrombeere, der wilden Roſe und in dem Traubenhollunder, deren Wurzeln lange genug durch die hohen Buchen unterdrückt waren und nun emporſchießen zu dichten und kräftigen Sträuchern.

Immer mehr drängen dieſe ihre Vorgänger zurück. Die Hainbrombeere treibt ihre langen Ranken weithin und umſchlingt Alles zu einem wirren und undurchdringlichen Durcheinander. Jetzt üben ſie denſelben tyranniſchen Einfluß aus, wie noch vor wenigen Jahren die Buchen, welche ſie ſelbſt unter der Erde hielten. Auch ſie laſſen kein Sonnenlicht und keine Luft mehr auf die Erde dringen, den Thau der Nacht fangen ſie auf für ſich, denn ſie ſind

jetzt die glücklichen Herrſcher. Durch den Schatten, den ſie verbreiten, verhindern ſie das Austrocknen des Bodens, ſie fühlen ſich ſo wohl und kräftig auf dem feuchten und humusreichen Boden, ohne zu ahnen, daß demſelben ſchon nach wenigen Jahren auch ihre Unterdrücker wieder entſteigen werden und daß ſie im Kampfe um das Daſein dem mächtigeren Einfluſſe weichen müſſen.

Der Herbſtwind ſchüttelt die Buchnüſſe von den hohen Kronen der umſtehenden Buchen und wirft ſie weithin auf die Lichtung. Wenn dann im folgenden Frühjahr die Himbeere und Brombeere neue Ranken treiben, wenn der Traubenhollunder und die Hundsroſe ſich mit friſchem Grün ſchmücken, dann keimen in ihrem Schatten auf dem feuchten Boden auch die eckigen Samenkörner der Buchen und ihre Wurzeln ſenken ſich in die fruchtbare, humusreiche Erde. Die Sträucher ſchützen die zarten Buchenpflänzchen gegen die heißen, ausdörrenden Sonnenſtrahlen, und die kleinen Eindringlinge gedeihen ganz vortrefflich. Wohl währt es mehrere Jahre, bis es ihnen gelingt, mit ihren Spitzen das wirre Gehege der Sträucher zu durchdringen, aber kaum haben ſie dies erreicht, ſo ſchießen ſie kräftig empor und überragen bald diejenigen, unter deren Schutze ſie aufgewachſen ſind. Noch immer müſſen dieſe ihnen dadurch dienen, daß ſie durch ihre Zweige, Ranken und Blätter die Sonnenſtrahlen von dem Boden fern und dieſen feucht erhalten. Bald aber fühlen die jungen Walddespoten ſich groß und kräftig genug, um ſich ſelbſt gegen die ausdörrenden Sonnenſtrahlen ſchützen zu können, und nun unterdrücken ſie diejenigen, welche ſie herangezogen. Ihre

Wurzeln dehnen ſich immer mehr aus und beanſpruchen die im Boden enthaltene Nahrung für ſich allein. Luft, Sonnenſchein und Thau verzehren ſie ſelbſt; ihr Streben, ſich empor zu ringen, wird durch keine Rückſicht auf andere eingeſchränkt.

Die Sträucher unter ihnen verkümmern mehr und mehr, denn ihnen fehlen die Lebensbedingungen; die Wurzeln der Himbeere und Brombeere ziehen ſich wieder in ihr unterirdiſches Leben zurück, bis die Herrſcher über ihnen nach langen, vielleicht hundert Jahren auf's Neue gefällt oder durch den Sturm gebrochen werden.

Dies iſt nur ein kleines, eng begrenztes Bild aus dem großen Kampfe um's Daſein, wie er ſeit Jahrtauſenden und aber Jahrtauſenden in ewigem Wechſel auf unſerem Planeten ſich abſpielt. „Macht geht vor Recht," iſt das wahre Geſetz der Natur; alles Entſtandene iſt vergänglich, wird durch dieſelben Kräfte, die es zur Entfaltung brachten, auch wieder der Vernichtung zugeführt, und nimmer iſt ein Ende des Treibens abzuſehen, denn — das einzige ewig Bleibende in der Natur iſt der Wechſel.

Mannigfaltiges.

Der bestrafte Trompeter. — Die Chronik der Stadt Naumburg a. d. Saale erzählt eine heitere Episode aus dem dreißigjährigen Krieg, die sich in ihren Mauern abgespielt haben soll. Mit einer Abtheilung Karabiniers, die sich in dem Städtchen einquartierte, war auch ein kecker Trompeter angekommen, der den längeren Aufenthalt seiner Truppe dazu benützte, sich unter den Mädchen von Naumburg nach einem Liebchen umzuschauen. Und er hatte Glück; das einzige Töchterlein des Stadtthurmwächters, als eines der schönsten Mädchen weit und breit bekannt, schenkte ihm ihr Herz. Trotzdem der Thürmer, der von der Werbung des Trompeters nicht wissen wollte, allabendlich, wenn er nach der Schenke ging, den Eingang zum Thurm fest verschloß und den Schlüssel mit sich nahm, hatte die erfinderische Tochter in dem großen massiven Korb, mit dem Lebensmittel, Heizmaterialien u. s. w. nach dem Thürmerstübchen hinaufgezogen wurden, ein Mittel gefunden, den Geliebten während der Abwesenheit des Vaters zu sich hinauf zu bringen. Das ging nun so jeden Abend, bis endlich der Tag anrückte, an welchem die Karabiniers ihr Quartier verlassen sollten. Gerade zwei Abende vorher wollte es der Zufall, daß der Alte, etwas früher wie sonst heimkehrend, just Zeuge wurde, wie der Trompeter in dem Korbe herabgelassen wurde. Er ließ den Soldaten unbehelligt laufen, aber beschloß, nachdem er daheim sein ungehorsames Töchterchen gebührend abgekanzelt, den unerwünschten Liebhaber nach seiner Weise zu strafen. Der nächste Abend war der bestimmte Abschiedsabend. Der Trompeter eilte, zärtlicher als je, zu seinem Liebchen. Der

herabgelaſſene Korb war ihm das Zeichen, daß der Thürmer wie gewöhnlich ausgegangen ſei, und ſo vertraute er ſich ſorglos dem originellen Vehikel an, das wie bisher ſofort mit ihm in die Höhe gewunden ward. Aber da — etwa 80 Fuß über dem Erdboden, ſtellte die Winde plötzlich ihre Thätigkeit ein und der Korb blieb ſtehen. Alles Rufen war umſonſt, der Trompeter mußte in dem Korbe zwiſchen Himmel und Erde übernachten. Als nun die Karabiniers beim grauenden Morgen marſchbereit waren, fehlte der Trompeter. Die Kameraden, die ſuchend die Stadt durchſtreiften, waren nicht wenig verwundert, als ſie endlich auf dem Marktplatze die Stimme des Vermißten aus himmliſchen Regionen ertönen hörten. Der Oberſt des Regiments, der einen guten Spaß geliebt haben muß, ließ noch die ganze Truppe unter dem Korbe defiliren, damit jeder Soldat ſich an dem in der Luft hängenden Trompeter erfreuen könne, und dann erſt wurde der völlig abgekühlte Don Juan befreit, mußte aber noch lange den Spott ſeiner Kameraden ertragen über ſein letztes Nachtquartier zu Naumburg. Kl.

Ein fürſtlicher Kunſtkenner. — Der berühmte Komponiſt und Violiniſt Spohr war von 1822 bis zwei Jahre vor ſeinem 1859 erfolgten Tode Hofkapellmeiſter in Kaſſel, doch war ſeine Stellung dem Kurfürſten gegenüber keine angenehme, denn Spohr's edles Selbſtgefühl, ſeine künſtleriſche Ueberzeugungstreue hatten ihn bald in ein geſpanntes Verhältniß zu jenem gebracht. Der Kurfürſt liebte nämlich ſeichte, oberflächliche Muſik, während Spohr möglichſt auf ein gediegenes, klaſſiſches Opern-Repertoire hielt. Wenn nun dem Kurfürſten das von Spohr entworfene Repertoire vorgelegt wurde, ſo ſtrich er auf demſelben ſtets die von dem Letzteren komponirten, ſowie überhaupt faſt alle beſſeren Opern, und nur mit Mühe und Liſt gelang es mitunter dem Einfluß anderer bei Hofe angeſehener Leute, die Aufführung einer wirklich gediegenen Oper durchzuſetzen. Einſt ließ der Kurfürſt

Spohr nach einer Bellini'schen Oper leichten Schlages in seine Loge rufen. „Das war eine ganz hübsche Aufführung," sagte er zu ihm, „aber wenn Sie immer mit Ihrem langweiligen ‚Fidelio' und ähnlichem Zeug kommen, so erregt das Unsere höchste Unzufriedenheit. Sehen Sie nicht ein, daß diese Bellini'sche Oper hundertmal besser ist, wie Ihr schwerfälliger Beethoven'scher ‚Fidelio'?"

„Durchlaucht werden mir," antwortete Spohr, „einige entschuldigende Worte gestatten. Wir Musiker haben wie andere Beamte auch unsere Dienstpragmatik. Man nennt dies die Urtheile der Musikgeschichte. In dieser letzteren wird ‚Fidelio' als eine weit bedeutendere Oper angesehen, als die heute gegebene. Wir untergeordneten Beamte der Musikgeschichte müssen uns deren Urtheil unterwerfen. Souveräne Fürsten aber haben ja das Recht, die Dienstpragmatik umgestalten zu lassen. Wenn Durchlaucht also befehlen, so ist Bellini um Vieles bedeutender wie Beethoven."

Der Kurfürst merkte nicht die feine Ironie in Spohr's Worten. Er entließ den Letzteren sehr gnädig und sagte dann, als Spohr fort war, zu seiner Umgebung: „Der Spohr ist doch vernünftiger, wie ich geglaubt hätte." B.-S.

Die Cocada. — Bekanntlich findet sich bei der Mehrzahl der peruanischen Indianer der Gebrauch, die Blätter des Coca-Strauches zu kauen, was ihnen als Reizmittel dient und sie befähigt, körperliche Anstrengungen zu ertragen, ohne reichlicherer Ernährung zu bedürfen. Es ist dabei nun in Beachtung zu ziehen, daß die durch das Kauen einiger Coca-Blätter gewährte Anregung in ihrer Wirkung nur für einen ganz bestimmten Zeitraum fortdauert, und wenn das Coca-Kügelchen (Acullico oder Primchen), das im Munde gehalten wird, nicht durch neue Blätter seinen Ersatz findet, so geht die Anregung vorüber und sofort beginnen dann die körperlichen Kräfte wieder zu sinken.

Dieſe Zeitdauer, während welcher die Aufregung anhält oder, beſſer geſagt, die Entfernung, welche innerhalb dieſes Zeitraumes zurückgelegt werden kann, bezeichnet dasjenige, was der Indianer der Provinz Pataz unter dem Namen der Cocada begreift — ähnlich, wie man in Weſtphalen auf dem Lande wohl nach „einer Pfeife Tabak" die Entfernungen angibt. Aus dieſer Auseinanderſetzung folgt, daß die Cocada ein Maß der Zeit geworden iſt, nicht des Weges, und demgemäß wird die „Cocada" eine ſehr verſchiedene ſein, ob in flacher Ebene, ohne irgend welche Hinderniſſe, oder in einem gebrochenen Terrain mit Auf- und Abſteig. Nach allen in dieſer Beziehung gemachten Beobachtungen läßt ſich konſtatiren, daß der Beginn der Anregung einige (8 bis 10) Minuten, nachdem die Coca-Blätter in den Mund eingeführt ſind, anzuſetzen iſt, und daß ſie, wenn man keine neuen Blätter zufügt, 35 bis 40 Minuten dauern wird. So würde alſo die Cocada als ein Zeitmaß zu betrachten ſein, das zwiſchen 35 bis 40 Minuten ſchwankt und während deſſen, nach der Marſchweiſe des beladenen Indianers, auf einem ebenen Terrain etwa 3 Kilometer zurücklegbar ſind oder höchſtens 2 Kilometer beim Bergſteigen. Die Indianer, die man in genannter Provinz zum Fortſchaffen von Laſten gebraucht, haben ihre feſten und beſtimmten Plätze, an welchen ſie ausruhen und die verbrauchte Coca durch neue erſetzen, und da ſie hiefür immer einen etwas offenen Platz wählen oder die Höhe eines Hügels, ſo werden dadurch einige Cocadas länger als andere. In ſolchen Fällen ſieht man ſie dann im höchſten Grade der Erſchöpfung an dem Ausruheplatz ankommen und bemerkt oftmals die äußerſten Anſtrengungen zur Beſchleunigung des Schrittes, um den genannten Ort zu erreichen, wo ſie ſich dann mit der ſchweren Laſt niederfallen laſſen und einige Minuten gleichſam bewegungslos liegen bleiben, ehe ſie ſich wieder daran machen, ihr Lieblingskraut zu kauen. Es iſt dann immer bewundernswerth zu ſehen, wie nach 8 bis 10 Minnten ſie ſich neu belebt

fühlen, um mit ihrer Laſt die Reiſe bis zur nächſten Cocada fortzuſetzen. Uebrigens erſchöpft die Coca, gleich all' den narkotiſchen Reizmitteln, die ſich in verſchiedener Art auf der Erde im Gebrauch finden, auf die Dauer natürlich die durch ſie nur vorübergehend angeregten Körperkräfte um ſo gründlicher, da dieſe normal nur durch die zugeführten Nahrungsmittel und durch Uebung, nicht aber durch Reizmittel geſteigert werden. Dr. A. Berghaus.

Ein originelles Auskunftsmittel. — Der Ende der dreißiger Jahre zu Mannheim verſtorbene Oberhofrichter Freiherr v. Draisberg verband mit hohem Edelmuthe und ſeltenem Verſtande eine entſetzliche Menge von lächerlichen Sonderbarkeiten. So hatte er unter ſeinen unzähligen Eigenheiten auch die ſonderbare Idee, durch keine andere, als durch eine Flügelthüre in einen Saal oder ein Zimmer, in welchem er Amtsgeſchäfte zu verrichten hatte, treten zu wollen, wobei jedesmal zwei Bediente in großherzoglicher Hofliveree — ein Vorrecht ſeiner Stellung — die beiden Flügel öffneten und ſchloſſen. Als er nun einſtmals in Freiburg ein wichtiges Amtsgeſchäft zu verrichten hatte, zeigte man ihm an, daß in den dazu beſtimmten Saal keine Flügelthüren führten. Seine Funktion, die er hier zu verrichten hatte, war wichtig. Der Oberhofrichter hielt deshalb eine Flügelthüre für doppelt nöthig und bahnte ſich einen drolligen Ausweg. Auf ſeinen Befehl wurde ein alter, ungeheuer großer Kleiderſchrank gemiethet, deſſen Hinterwand man herausnahm und ihn dann im Sitzungsſaale dergeſtalt vor die Thüre des anſtoßenden Zimmers des Hofrichters ſtellte, daß derſelbe bequem in den Schrank treten konnte. Der wichtige Tag erſchien. Man erwartete nur noch den Hofrichter und zerbrach ſich die Köpfe darüber, weshalb ſeine Diener vor einem Kleiderſchranke Wache hielten. Da ertönte plötzlich ein Schlag und gleichzeitig öffneten ſich beide Flügelthüren des Kleiderſchrankes und der Herr Oberhofrichter trat ſchnell, aber mit Würde in den Saal durch den Kleiderſchrank, deſſen Thüren

die Bedienten sogleich wieder schlossen, um davor dann bis zu seinem Austritte stehen zu bleiben. E. K.

Ein persischer Talisman. — Amulete, Talismane und Zauber mancher Art werden in Persien in allen Krankheitsfällen angewandt. Ein europäischer Reisender erzählt: „Während der Cholera in Schiras besuchte ich einen Mann, der Talismane gegen die Cholera schrieb. Aus Neugier bat ich ebenfalls um einen solchen und erhielt einen mit unsinnigen Worten bekritzelten Papierstreifen mit der Weisung, diesen im Falle des Erkrankens zu verschlucken. Ich zahlte den geforderten Preis, dankte und entfernte mich. Am Abend noch besuchte mich der Mann und beschenkte mich mit zwei Schafen und einem 15 Kilogramm schweren Brode Kandiszucker. Erstaunt fragte ich nach dem Grunde dieses Geschenkes, und er erklärte mir lachend, die ernsthafte Annahme des Talismans durch einen Europäer habe die Anwesenden von dem großen Werthe desselben so überzeugt, daß er an diesem Tage nicht genug Papierstreifen habe bekritzeln können und ein ganz vorzügliches Geschäft gemacht habe. Er wolle mir daher durch die beifolgenden Geschenke seine Dankbarkeit bezeigen." R.

Auch ein adeliges Vorrecht. — König Franz I. von Frankreich (1494 bis 1547), prachtliebend und ritterlich, wie wenige Herrscher seines Landes, liebte es gleichwohl, sich an Körperübungen und Spielen zu ergötzen, die man in unserer Zeit meist der Schuljugend überläßt. So pflegte er mit seinen Hofherren zur Winterszeit, wenn viel Schnee gefallen war, mit Vorliebe das sogenannte Festungsspiel zu exekutiren, d. h. ein Haus, eine Hütte oder dergleichen mit Vertheidigern zu besetzen und selbige mit einer Kanonade von Schneebällen anzugreifen, bis eine Partei sich für besiegt oder erschöpft erklärte. Bei einer solchen Gelegenheit erhielt der König durch einen Stein, der in der Hast mit dem Schnee aufgerafft und auf ihn geschleu-

dert worden war, eine ſtarke Wunde am Kopf und mußte ſich das Haupthaar abſcheeren laſſen. Sofort nahmen ſämmtliche Hofcavaliere mit ſeiner Bewilligung dieſe Haartracht an. Dem Adel wollte nun aber auch die Bürgerſchaft in dieſer Mode folgen; da ergrimmte indeß der „ritterliche“ König und erließ, im Jahre 1535, eine Verordnung, kraft derer allen Bürgern, Bauern und Knechten „bei Strafe der Hart“ verboten wurde, das Haar nach ritterlicher Art ſchneiden zu laſſen. Die „Hart“ aber war der — Strick des Henkers! L. Z.

Der Sarg des heiligen Liborius. — Ehemals beſaß die Domkirche zu Paderborn die Bildniſſe der zwölf Apoſtel aus gediegenem Golde gearbeitet und einen ſilbernen Sarg, welcher die Gebeine des heiligen Liborius barg. Im dreißigjährigen Kriege aber raubte Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſowohl die goldenen Apoſtel, wie den ſilbernen Sarg. Aus letzterem ließ er lauter Thaler (ſogenannte Liboriusthaler) prägen. Später legten zwei reiche weſtphäliſche Familien, v. Nieshof und v. Weſtphalen, eine beträchtliche Summe in lauter ſolchen Thalern zuſammen und ließen dem Heiligen dafür einen neuen Sarg anfertigen. E. K.

Strenger Unterricht. — Eine namhafte, noch in den vierziger Jahren lebende dramatiſche Künſtlerin begann ihre Laufbahn in Weimar. Sie hatte bei ihrem erſten Debüt auf den Brettern nur einige wenige Worte zu ſagen. Goethe, der zu jener Zeit bekanntlich Intendant des Weimar'ſchen Hoftheaters war, ließ ſie zu ſich kommen und ſagte: „Nun, mein liebes Kind, ſprechen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu ſagen haben.“ Sie gehorchte. Goethe belehrte ſie nun und ließ ſie die Worte wiederholen. Sie that es. „Noch einmal!“ ſagte der Dichter ruhig. Darauf mußte ſie auf ſein immer auf's Neue wiederholtes: „Noch einmal!“ dieſelben Worte wohl fünfzigmal ſagen, und als ihr endlich, vor innerem Aerger und zurückgedrängten

Thränen, die Stimme versagte, sprach er, ohne im Geringsten Notiz von ihrem Grimme zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes Kind, gehen Sie jetzt nach Hause, und überdenken Sie sich das, dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebenso viele Male wiederholen: dann soll es schon gehen!" — Und es ging am anderen Tage! E. K.

Ein merkwürdiger Mensch. — Im Alter von 65 Jahren starb 1884 in Athen (Staat New-York) Ezechiel Eads, der ohne Ohren geboren worden war, und auch da, wo diese hätten sein sollen, keine Oeffnungen hatte. Er war jedoch im Stande, Laute durch den Mund zu vernehmen und verstand in gewöhnlichem Tone geführte Gespräche indem er den Mund aufmachte, was er auch that, wenn man ihn anredete. Er hatte schwarze Haare, die jedoch mit seltsam gestalteten grauen Stellen durchsetzt waren, von welchen einige kleinen menschlichen Händen und Ohren glichen. Diese Stellen veränderten sich nie, auch blieben die übrigen Haare bis zu seinem Tode schwarz. Eads war glücklich verheirathet und hinterließ vierzehn Kinder, das älteste, 45 Jahre alt, hat ebenfalls pechschwarze Haare, ohne ein einziges graues, während das jüngste, 13 Jahre alt, so grauköpfig ist, wie ein siebenzigjähriger Greis. R.

Ein Königswort. — Einen schönen Charakterzug Ludwig's XVI., des unglücklichen Erben des Thrones Frankreichs und — der Verbrechen seiner Vorgänger, erzählt Frau v. Campan, die Oberhofmeisterin Marie Antoinette's. Der Schloßverwalter von Versailles hatte während der Abwesenheit des Königs eines von den unbedeutenden Zimmern des Palais neu dekoriren lassen und dafür 30,000 Francs in Rechnung gestellt. Als der König bei seiner Rückkehr von dieser Ausgabe erfuhr, war er entrüstet und rief dem Verwalter, der sich mit der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Summe entschuldigen wollte, die denkwürdigen Worte zu: „Und das nennen Sie geringfügig?

Herr, wiſſen Sie, daß ich mit dieſem Gelde dreißig Familien hätte glücklich machen können!“ v. Sp.

Verfügungen über die Länge der Predigten. — In den älteſten chriſtlichen Kirchen durfte eine Predigt nicht länger als eine Stunde dauern, „weil,“ wie Gregor von Nazianz als Grund anführt, „durch das lange Predigen der Geiſt, wie durch zu viele Speiſen der Magen überladen werde und ein Licht bei übermäßigem Oel verlöſche.“ Ein Konzilienbeſchluß geſtattete ſpäter ſogar dem Vorſteher einer Gemeinde, einen die feſtgeſetzte Zeit überſchreitenden Prediger an den Schluß zu mahnen. E. K.

Ein entſetzliches Wort. — Noch ſchwerer zu lernen als die furchtbare Sprache der Azteken iſt die Sprache der Einwohner des Herzogthums Wales in England. Das vermuthlich längſte aller exiſtirenden Wörter iſt folgendes Wortungethüm von 69 Buchſtaben und 22 Silben, deſſen Ausſprache für den Uneingeweihten ein unlösbares Räthſel iſt: Llanfairpwllgwngyllgertrobgllgerchwyrnbyllgogerbwllzantyſiliogogogoch. Die Bedeutung ſoll die Bezeichnung der genauen Lage eines gewiſſen in Wales befindlichen Teiches ſein. Mn.

Unfehlbares Mittel gegen die Gicht. — Ein nordamerikaniſches Blatt theilte ein ſolches mit: Verſchaffe Dir das Taſchentuch einer fünfzigjährigen Jungfer, die noch nie den Wunſch gehegt hat, zu heirathen; waſche es dreimal im Waſſergraben eines ehrlichen Müllers, der noch nie ein Körnchen Frucht vom Getreide ſeiner Kunden genommen hat, trockne es im Boudoir einer Sängerin, die noch nie heiſer war, zeichne es mit der Tinte eines Advokaten, der nie einen Prozeß verloren, gib es dann einem Arzte, welchem nie ein Patient geſtorben, und laß Dir damit die Gichtſtelle verbinden. M. W.

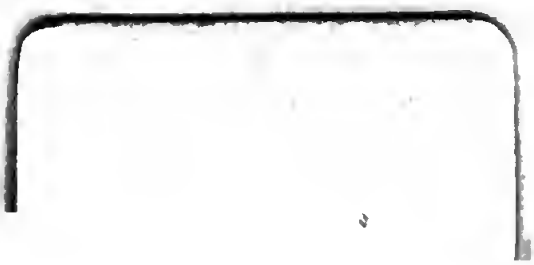
Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Herrn Schmidt,
in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN
JUL 13 1912

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9543

Filmed by Preservation 1992



Digitized by Google